



IV. BAND.
INHALT.
I. Die Baltische Sprache.
II. Die Baltische Literatur.
III. Die Baltische Kunst.
IV. Die Baltische Wissenschaft.
V. Die Baltische Geschichte.
VI. Die Baltische Geographie.
VII. Die Baltische Ethnologie.
VIII. Die Baltische Archäologie.
IX. Die Baltische Numismatik.
X. Die Baltische Paläontologie.
XI. Die Baltische Zoologie.
XII. Die Baltische Botanik.
XIII. Die Baltische Mineralogie.
XIV. Die Baltische Geologie.
XV. Die Baltische Kosmographie.
XVI. Die Baltische Meteorologie.
XVII. Die Baltische Astronomie.
XVIII. Die Baltische Chronologie.
XIX. Die Baltische Epigraphik.
XX. Die Baltische Onomastik.
XXI. Die Baltische Heraldik.
XXII. Die Baltische Genealogie.
XXIII. Die Baltische Bibliothekswissenschaft.
XXIV. Die Baltische Archivwissenschaft.
XXV. Die Baltische Paläographie.
XXVI. Die Baltische Papyrologie.
XXVII. Die Baltische Epigraphik.
XXVIII. Die Baltische Onomastik.
XXIX. Die Baltische Heraldik.
XXX. Die Baltische Genealogie.



EIN
BALTISCHES
HAUSBUCH
IV. BAND.



How Sweetly

Heimatstimmen

Ein baltisches Hausbuch

Herausgegeben

von

Carl Hunnius und Viktor Wittrock

IV. Band

Mit zahlreichen Illustrationen und vier Beilagen in Farbendruck



Reval: Franz Kluge

∴ ∴
1910

Leipzig: Rud. Hartmann

Buchschmuck
::: von :::
Ebba Weiß

Inhalt.

	Seite
Heimatgruß von John Siebert-Dorpat	1
Erinnerungen an Georg von Bradke von E. von Bradke-freiburg i. B. (mit Abb.)	3
Wie erreichen wir bei unserer Schuljugend eine möglichst vollkommene Beherrschung der russischen Sprache von R. von Zeddelmann-Dorpat	33
Gedichte von M. R. von Stern-Einz a. D.:	
Heimatkirchlein	44
Mein Weib	45
Wandernde Quelle	45
Herbstlicher Mondnebel im Tal	46
Die arme Baronin , Novelle von E. Bergmann-Smilten	48
Deutsche Volkskunde in den Ostseeprovinzen von G. Worms-Mitau	75
Gedichte von Marie von Bradke-Fürstfeldbruck:	
Das Lied	98
Unvergänglichkeit	98
Es ist so still	99
Die Namenstage von U. Richter-Riga	100
Alexis Adolphi , ein baltisches Dichterleben von C. Hunnius-Dorpat (mit Abb.)	125
Der Zaungast der Fremde , eine Weihnachtsgeschichte von Helene Ueckerle-Berlin	173
Allein , Gedicht von Herm. Hesse	183
Im Bann der kurzen Tage , Gedicht von C. Hunnius-Dorpat	184
Zulius von Klever von Dr. C. E. Gleye-Dresden (mit Abb.)	185
Zabal und Zubal , Gedicht von H. von Engelhardt-Pabst-Wien	238
Den Strand entlang , Bilder aus dem baltischen Vogelleben von f. E. Stoll-Riga (mit Abb.)	241
Quer durch Afrika von R. von Mohrenschild-Estland (mit Abb.)	262
Gedichte von John Siebert:	
Den Müttern	275
Frühlingshoffnung	275

	Seite
Jahres-Schwimmbäder und Schwimmbadestellen von O. Kimull-	
Riga (mit Bild)	277
Revolutionsbilder aus Südeestland von L. Frey-Estland	289
Ein Gedicht von Alex. Jentsch	352
Eur Frauenfrage im mittelalterlichen Livland von Jos. Girgen-	
sohn-Frankfurt a. M.	354
Karl von Freymann von John Siebert-Dorpat (mit Bild)	362
Aus dem estnischen Volksleben von Dr. Schulz-Bertram:	
Über die Opferquellen der Esten	381
Der Haldjas (Wald-Kobold)	383
Von der Erschaffung des letzten der Tiere, des Wolfes	385
Von der Erschaffung der Schellbeere (Murakas)	386
Estnische Volkslieder von Dr. Schulz-Bertram:	
Balladenartig	388
Von den Bergen	389
Auf dem Grab der Eltern	389
Brautraub	390
Handmühlenslied	392
Schaufellied	392
Mädchenemanzipation	393
Wandrer's Liedchen	393
Flink-Anna	393
Schmitterlied	395
Heimatlieder aus Livland von C. Hunnius:	
Schloß Burtneck (mit Bild)	396
Saaar	393
Hallist	399
Johannistag 29. August 1907	399



Heimatgruß.

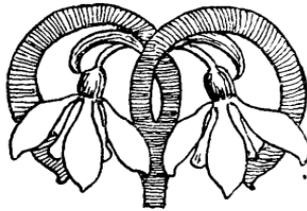
Von

John Siebert-Dorpat.

Gott ist mit uns! Wie einst in alten Tagen,
Sehn wir auch heut', trotz kampfeshartem Strauß,
So hoch gebaut, so fest gezimmert ragen
Auf gutem Grunde manches deutsche Haus.
Noch ist erloschen nicht in unsrer Mitte
Des Glaubens Licht, der Liebe flammend Rot,
Noch führt der Eltern Geist zu Zucht und Sitte
Der morgenfrischen Zukunft Aufgebot;
Herdfeuer leuchten prasselnd und verglimmen —
Wie ist das Heim so voller Heimatstimmen!

Es glänzt das All, es blüht auf sonn'ger Halde,
Ein farbenreicher Teppich ist die Au,
Der Kuckuck ruft, des Lenzes lauter Skalde
Kornblumen schimmern aus den Ähren blau
Zum Sensenschlag erschallt das Lied der Schnitter,
Aus hohen Kronen gellt des Habichts Schrei,
Laut schied der Tag mit Sturm und Ungewitter,
Still schreitet durch den Wald die Märchenfei
Auf Winterfluten Schollen berstend schwimmen —
Wie ist die Luft so voller Heimatstimmen!

Voll Hoffnungsmut, aus tiefen Sehnsuchtstalen
Zur Freiheit strebt, zum Licht der Brüder Schar,
Wie drängt zum Banner sich des Idealen
Was todgeweiht im Sturm des Aufruhrs war!
Welch' frischer Hauch, welch' Ringen edler Geister
Um ihres Volkes tiefste Eigenart!
Die Denker sammeln sich, der Künste Meister
Zu ernster Arbeit, nicht zu leichter Fahrt,
Denn steile Berge gilt es zu erklimmen —
Wie ist die Brust so voller Heimatstimmen!





Erinnerungen an Georg von Bradke,

weil. Kurator des Dorpater Lehrbezirks, 1854—1862.

Von

Wirkl. Geheimrat **E. von Bradke**-Freiburg i. Br.

Es ist die Aufforderung an mich ergangen, für die „Heimatstimmen“ ein Bild der Wirksamkeit meines verstorbenen Vaters als Kurator des Dorpater Lehrbezirks zu entwerfen. So sympathisch mich auch der Gedanke berührt, das Andenken an einen Mann aufzufrischen, der seine letzten Lebensjahre dem Schulwesen seiner Heimat gewidmet hat, so habe ich mich doch nicht den Schwierigkeiten verschließen können, die gerade dem Sohne bei einer solchen Arbeit entgegenstehen. Trotzdem habe ich mich nicht berechtigt gefühlt, die Aufforderung kurzer Hand von mir zu weisen, sehe ich es doch als Sohnespflicht an, dafür zu sorgen, daß des Vaters redliche Arbeit auch von seiten der Nachkommen richtig beurteilt und gewürdigt werde. Wenn jemand, so bin ich in der Lage gewesen, meinem Vater während der ganzen Zeit seines Kuratoriums nahe zu stehen und in die mannig-

fachen Seiten seiner Tätigkeit, sowie in die Beweggründe seiner Handlungen und in seine Denkweise eingeweiht zu sein. Ich war bereits erwachsen, als er zum Kurator ernannt wurde, stand mit ihm in beständiger Korrespondenz und besuchte ihn alljährlich, meist auf längere Zeit. Mich beehrte er mit seinem vollen Vertrauen und sprach mit mir über alles, was seine amtliche Tätigkeit betraf. Ich hoffe auch, daß ich im Stande sein werde jetzt im Alter, nach einem langen, zum großen Teil dem Unterrichtswesen im großen Reiche gewidmeten Leben, ohne Voreingenommenheit das Charakterbild meines Vaters als Kurator zeichnen zu können.

Seit seinem Kuratorium ist ein halbes Jahrhundert vergangen, eine im Verlauf menschlicher Zustände auch in ruhigen Zeiten lange Periode. Unberechenbar lang aber wird sie, wenn in ihr so bedeutsame Veränderungen vorgehen, wie sie die letzte Hälfte des 19. Jahrhunderts den Ostseeprovinzen und besonders deren Schulwesen gebracht hat. Von allem, was mein Vater während seines siebenjährigen Kuratoriums theils neu belebt, theils entwickelt, theils geschaffen hat ist nur die Erinnerung geblieben, und es ist nicht zu verwundern, wenn auch diese nach den schweren Stürmen der letzten Jahrzehnte immer mehr zu schwinden droht. Es mutet einen z. B. fast wie eine Mythe an, daß es eine Zeit gegeben hat, in welcher der Dorpater Lehrbezirk zwei protestantische Balten unmittelbar nach einander zu Kuratoren hatte. Auch das ist ganz verständlich, daß, wenn man jetzt dieser Glanzzeit der baltisch-deutschen Schulverhältnisse gedenkt, man dieselbe mit dem Namen des zweiten der erwähnten Kuratoren verbindet, während mein Vater kaum noch genannt wird. Und doch stand schon zu seiner Zeit das Schulwesen, nicht am wenigsten dank seiner Tätigkeit, sowie besonders die Hochschule auf nicht niedrigerer Stufe, als später, und sein Nachfolger erntete zum großen Teil nur die Früchte des von seinem Vorgänger Gesäeten.

Zu jetziger Zeit, wo die Regierung selbst zur Erkenntnis gekommen ist, daß ihr Vorgehen nicht nur den Ostseeprovinzen, sondern auch dem Reiche wesentlich geschadet hat und infolge-

dessen den von ihr früher eingeschlagenen Weg in mancher Beziehung als fehlerhaft anerkannt hat, dürfen wir deutsche Balten günstigere Tage erhoffen. Es ist erfreulich zu konstatieren, mit welcher Rührigkeit und Opferfreudigkeit die Deutschen dafür sorgen, die alte baltische Schule, so viel an ihnen liegt, wieder erstehen zu lassen. Dieser Zeitpunkt erscheint wohl geeignet, die Männer der Vergessenheit zu entreißen, die in früheren Jahren auf den verschiedenen Gebieten des öffentlichen Lebens fruchtbringend gewirkt haben. Zu diesen gehört unbedingt mein Vater, und ihm habe ich die Absicht die nachfolgenden Blätter zu widmen.

Ehe ich aber zur Besprechung seiner Tätigkeit in Dorpat schreite, glaube ich ein Bild seiner vorhergehenden Laufbahn entwerfen zu müssen, weil ich der Ansicht bin, daß ein solches zum Verständnis des Mannes und seines Wesens nicht wenig beitragen wird.

Georg Friedrich von Bradke ist im Jahre 1796 in Arensburg auf Ösel, von wo seine Eltern stammten, geboren. Bei einer dort wohnhaften Verwandten blieb er bis zu seinem 7. Lebensjahre, weil seine Mutter nicht wagte, das schwächliche Kind den Strapazen einer langen Reise zu ihrem Manne, der damals die Stellung des Kommandanten von Pöloß einnahm, auszusetzen. Kaum ein paar Jahre, nachdem die Eltern den Knaben zu sich genommen hatten, wurde er nach Petersburg gebracht und ins Bergkorps abgegeben, das damals in gutem Rufe stand. In demselben beendigte er den allgemein bildenden Kursus und verbrachte dann einige für seine geistige und ethische Entwicklung wichtige Jahre unter der Leitung und Zucht seines Vaters in Wjatta, wo dieser das Amt des Gouverneurs bekleidete. Außer einigen Unterrichtsstunden, die zur Bervollständigung seines Wissens wohl notwendig waren, hielt ihn auch mein Großvater zur Arbeit in seiner Kanzlei an. Kaum fünfzehnjährig wurde er als Kolonnenführer in die höhere Militärschule des Generalstabes aufgenommen, die zu damaliger Zeit die Stelle der jetzigen Militär-Akademie einnahm. Nach Beendigung des ersten wissenschaftlichen Studiums in ihr, das sich hauptsächlich auf der

höheren Mathematik und den Militär-Wissenschaften aufbaute, machte er den Feldzug von 1815 gegen Frankreich mit und wurde in Paris zum Offizier des Generalstabes befördert.

Die darauf folgenden 10 Jahre waren für den jungen Mann schwere Lernjahre des effektiven Dienstes unter dem Oberbefehl des berüchtigten und in den letzten Lebensjahren des Kaisers Alexanders I. allmächtigen Generals Araktschejeff. Der talentvolle und arbeitssame junge Offizier wurde in der Verwaltung der von diesem Günstling begründeten Militär-Kolonien angestellt und seine Kräfte in maßloser Weise ausgenutzt. Jedenfalls wurde diese Zeit für meinen Vater zur anstrengenden Schule, in welcher sein Pflichtgefühl mächtig entwickelt, zugleich aber die Selbständigkeit seines Denkens und die Selbstachtung gegenüber dem despotischen Chef groß gezogen wurden. Von diesem war er dahin gebracht worden, vor keiner noch so schwierigen Arbeit zurückzuschrecken, denn sobald er eine solche abzuweisen versucht hatte, wenn sie eine Sache betraf, die ihm bis dahin fremd war, so hieß es trocken: „Meinem Befehle hast du nur zu gehorchen und nicht weiter zu rasonnieren“, und auf die Gegenrede, „aber wenn ich nicht imstande sein werde, sie gut auszuführen?“ erfolgte die Antwort: „Dann gebe ich dich unter Gericht.“ Und die Arbeit wurde gemacht und gut gemacht, natürlich auf Kosten vieler schlafloser Nächte und der Gesundheit des schwächlich veranlagten jungen Mannes. Dieser bekam dann von seinem lebenswürdigen Chef zu hören: „Siehst du, ich hatte doch recht gehabt.“ Selbstverständlich aber kam es zwischen dem rücksichtslosen Chef und seinem selbstbewußten Untergebenen nicht selten zu recht heftigen Konflikten, die aber seltsamer Weise von seiten des Ersteren nicht anders geahndet wurden, als durch spitze anzügliche Bemerkungen über „unsere jetzige Jugend.“ Es ist bezeichnend, daß Araktschejeff in die Dienstliste meines Vaters eigenhändig folgende Bemerkung über diesen hineinschrieb: „Sehr befähigt und würdig befördert zu werden, vergißt aber im Verkehr mit seinen Vorgesetzten manchmal seinen kleinen Rang“.

Nach dem Regierungsantritt des Kaisers Nikolai I. verlor Araktschejeff seine staatliche Bedeutung, wie auch die ganze

phantastische Idee der Militär-Kolonien allmählich fallen gelassen wurde, nachdem sie sich in der Praxis als unausführbar und schädlich erwiesen und blutige Aufstände unter den Soldaten hervorgerufen hatte. Die Militär-Ansiedelungen fristeten noch eine Zeit lang ihr Scheinleben, und mein Vater setzte seinen Dienst in der Verwaltung fort, obgleich er überhaupt den Militärdienst herzlich satt hatte. Seiner geistig angeregten Eigenart bot das militärische Treiben zu wenig, und er sehnte sich nach einer anderen anregenderen Tätigkeit. Namentlich war es die pädagogische Karriere, die ihn anzog. Er hatte sich mit ausgesprochener Vorliebe der Beschäftigung mit pädagogischen Problemen zugewandt und viel über diese Materie gelesen und nachgedacht. Um sich auch praktisch in größerem Maßstabe mit dieser Lieblingswissenschaft beschäftigen zu können, hatte er Verbindungen angeknüpft, die ihm die Aussicht eröffneten, das Amt eines Gymnasialdirektors in einem der westlichen Gouvernements zu erhalten. Der polnische Aufstand des Jahres 1831 schnitt ihm die Fortführung dieser Verhandlungen ab, und er mußte mit seiner Truppe die Kampagne zur Bewältigung dieses Aufstandes mitmachen. Das Korps, zu dem mein Vater in dem Range eines Oberst-Leutnants gehörte, stand unter dem Befehl des Generals Grafen Witt und bildete die Avantgarde der Armee; mein Vater nahm in ihm die Stellung des Stabschefs ein. Nach der Einnahme von Warschau erfüllte er die Funktionen des Kanzleidirektors desselben Grafen Witt, der zum Gouverneur der Stadt ernannt worden war. Die Strapazen des Feldzuges, verbunden mit den nicht leichten Pflichten seiner verantwortlichen Stellungen, übten eine schädigende Einwirkung auf seine Gesundheit aus und bewogen ihn, um Entlassung aus dem Militärdienst nachzusuchen. Sie wurde ihm gewährt; im Zivildienst erhielt er für Auszeichnung im Kriege den Rang eines Wirkl. Staatsrats. Nunmehr bewarb er sich um eine Anstellung im Schulfach, und dank dem Entgegenkommen des damaligen Unterrichts-Ministers Fürsten Lieven, wurde sein lange gehegter Wunsch durch Ernennung zum Kurator des neugeschaffenen Kiwer Lehrbezirks im Jahre 1832 erfüllt.

Die sieben Jahre des Kiewer Kuratoriums sind unbedingt als ein Höhepunkt der ganzen vielgestaltigen dienstlichen Wirksamkeit meines Vaters zu bezeichnen. Der neue Lehrbezirk umfaßte 5 große Gouvernements: Poltawa, Tschernigoff, Kiew, Wolhynien und Podolien. In den drei zuletzt benannten Provinzen bestand die gebildete Bevölkerung meist aus Polen, die sich, wenn nicht immer aktiv, so doch mit allen ihren Sympathien an dem kurz vorher unterdrückten Aufstande beteiligt hatten. In dem ganzen Lehrbezirk stand das Schulwesen auf niedriger Stufe, die Lehrer der Mittelschulen waren minderwertig, in der Gesellschaft wenig geachtet, daher auch die von ihnen zu Tage geförderten Resultate gering. Ein so großes, schwieriges Arbeitsfeld, die Notwendigkeit auf demselben Neues ins Leben zu rufen und die Möglichkeit, die meinem Vater geboten wurde, seinem humanen Wesen entsprechend, scharfe Gegensätze auszugleichen und feindliche Elemente in freundliche umzugestalten, — spannten alle seine Geisteskräfte an und brachten die liebenswürdigsten und achtungswertesten Eigenschaften seines reichbegabten Geistes, seines warmfühlenden Herzens zu voller Geltung. Mein Vater sprach selbst mit Vorliebe von dieser Zeit, obgleich sie ihm schließlich schmerzliche Erfahrungen und Enttäuschungen brachte. Seine Tätigkeit ist auch in keiner seiner späteren administrativen Stellungen in so rührender Weise von denen anerkannt und gewürdigt worden, die ihm unterstellt waren, und dies gilt sowohl von den älteren Leuten, Professoren, Lehrern usw., als auch von den jüngeren, Studenten und Schülern.

Nachdem er sich in seinen Wirkungskreis eingelebt hatte, erschloß sich ihm die Überzeugung von der Notwendigkeit der Begründung einer Universität, die nicht nur seinem Lehrbezirk, sondern auch einem großen Teil Süd- und Westrußlands wissenschaftlich gebildete Kräfte zuführen sollte. Es gelang ihm in den höheren administrativen Regionen Verständnis und Sympathie für seine Pläne zu gewinnen, und schon im Jahre 1835 konnte die Wladimir-Universität in Kiew eröffnet werden.

Ein weiteres Eingehen auf meines Vaters Tätigkeit in Kiew würde mich von dem eigentlichen Zweck der gegenwärtigen Arbeit



v. Bradke als Kurator der Universität Kasan.

zu weit ablenken. Ich kann mir aber nicht versagen, hier in kurzem Auszuge eine Charakteristik dieser Tätigkeit zu bringen, die mutatis mutandis auch für die Wirksamkeit meines Vaters in Dorpat Geltung hat. Diese Charakteristik stammt von dem Riewer Professor Schulgin, der zur Feier des 25 jährigen Jubiläums der Universität eine Geschichte derselben veröffentlicht hat. In dieser Schrift heißt es:

„Bradke zeichnete sich als Mensch in seinen Beziehungen zu jedem einzelnen Professor durch seine im höchsten Grade humane Richtung aus; als Chef drang er in die Anliegen und Bedürfnisse eines jeden insonderheit und aller zusammen ein. Es wurde ihm manchmal der Vorwurf gemacht, er habe die Deutschen bevorzugt. Der Grund hiervon aber lag nur darin, daß er selbst ein Deutscher war und daß, nach der Meinung einiger Herren ihre russische Abstammung hinreichen sollte, damit sie, ohne Rücksicht auf ihre sonstigen persönlichen Eigenschaften, von dem Chef vorzugsweise beachtet werden mußten. In Bradke's Augen existierten weder Russen, noch Deutsche, noch Polen: er kannte nur fähige und unfähige Leute. Er konnte bei ihrer Beurteilung irren, aber Parteilichkeit war ihm fremd. Als Repräsentant der Regierung hat er bei der Wahl der Personen für den Dienst an der Universität sich eher durch das entgegengesetzte Kriterium leiten lassen, als das, dessen man ihn beschuldigte. In seinem Verhalten gegen die Studenten blieb er bis ans Ende seinem bei Eröffnung der Universität gegebenen Gelübde treu, ihnen ein Vater sein zu wollen, aber nicht ein schwacher, gegen die Ausbrüche der Leidenschaften nachsichtiger Vater, sondern einer, der sich mit Festigkeit beständig um Förderung ihrer sittlichen Bervollkommnung bemüht. Er studierte die Charaktere und Fähigkeiten der jungen Leute schon während ihres Aufenthalts im Gymnasium und gab ihnen beim Eintritt in die Universität Ratschläge betreffs der Wahl ihres Fachstudiums. In der Universität selbst beobachtete er beständig die Studierenden während der Vorlesungen, die er im Anfang täglich, später, als seine Gesundheit schwankend wurde, wenigstens zweimal wöchentlich besuchte. Hochgehalten von der allgemeinen Meinung, war

er bestrebt auch die hochzustellen, die ihm untergeben waren. Er verstand es, das bis dahin in der Meinung der Gesellschaft sehr niedrig stehende Lehreramts zu heben, indem er zunächst die Lehrer dazu brachte, daß sie selbst ihr Amt hochzustellen lernten. Noch viel mehr geschah dies in bezug auf die Professoren. Der Kurator verstand es die Bedeutung der Würde eines Professors der Gesellschaft klar zu machen. In bezug auf sie befolgte Bradke zwei Grundsätze: 1. Der Chef muß die Persönlichkeit des Untergebenen achten, damit dieser selbst sein Amt achte und damit die Zuhörer und die Gesellschaft ihn achten; und 2. die dienstlichen Beziehungen müssen von den privaten streng geschieden werden. Er verlangte strikte Pflichterfüllung im Dienst und war darin äußerst streng, aber er gestattete bei Beratungen und Besprechungen im privaten Verkehr volle Freiheit des Meinungs austausches und nahm auch jede von der seinigen abweichende Ansicht in Erwägung, ohne deshalb die eigene Unabhängigkeit aufzugeben. Häufig kam es zu heftigen Auseinandersetzungen, die aber die persönlichen Beziehungen nicht schädigten, weil der Kurator, wenn er sich im Unrecht fühlte, sofort bereit war, die Hand zum Frieden zu bieten. Die Leistungen Bradke's, besonders während der ersten Jahre seines Kuratoriums, waren geradezu staunenswert. sehr häufig bereiste er seinen Lehrbezirk und besuchte während dieser Reisen täglich die Schulen, überall Leben und Bewegung hineintragend.

Der fruchtbringenden Tätigkeit meines Vaters und zugleich dem raschen Emporblihen der von ihm gegründeten und geleiteten Universität wurde ein jähes Ende gesetzt durch eine Katastrophe, die unerwartet über beide hereinbrach. In den westlichen Provinzen des Reiches hatte sich eine geheime revolutionäre Gesellschaft gebildet, die eine überaus rührige Propaganda betrieb, um einen erneuten Aufstand gegen die russische Herrschaft ins Werk zu setzen. Ihre Emisäre faßten vor allem die polnische Jugend ins Auge und suchten unter den Studierenden der Universität in Kiew in vorsichtigster Weise für ihre Zwecke Propaganda zu machen. Unter den mehr als 300

Studenten, meist Polen, die damals den Bestand der Universität ausmachten, wurden nur 30 bis 40 junge Leute durch die Propaganda fortgerissen, einer geheimen Verbindung beizutreten, deren wirkliche Ziele vor ihnen geheim gehalten wurden. Als Aushängeschild dienten literarisch-historische Interessen, mit Ausschluß jeglicher politischen Tendenz. Wenn man das leicht entzündliche Naturell der Polen kennt, kann man sich nur wundern, daß die Zahl der Studenten, die auf diesen verlockenden Köder hineinfliegen, eine so geringe gewesen ist. — Als die Regierung die Verschwörung entdeckt und ihre Fäden bis nach Kiew verfolgt hatte, wurde die Beteiligung der Universität an ihr von dem damaligen Kiewer Generalgouverneur dem Monarchen in den schwärzesten Farben geschildert. Der selbständige Kurator war dem General schon von Anfang an ein Dorn im Auge gewesen, weil mein Vater manchmal den despotischen Allüren des Machthabers mit Festigkeit entgegen getreten war, und so benutzte dieser die dargebotene Gelegenheit, um der allzugroßen Schwäche des Kurators die Beteiligung der Studenten an der Verschwörung zuzuschreiben, und damit diesen unbequemen Mann vom Schauplatz zu entfernen. Die ganze Angelegenheit wurde nun zur großen Staatsaktion aufgebraucht. Die Universität wurde geschlossen, die Professoren polnischer Nationalität mußten den Dienst verlassen, die inkriminierten Studenten wurden zu Soldaten degradiert. Meinem Vater blieb bei solchem Zusammenbruch des Instituts, dem er seine besten Kräfte gewidmet hatte, nichts anderes übrig als um seine Enthebung vom kuratorischen Amte zu bitten, die ihm gewährt wurde unter Ernennung zum Mitglied der Oberschulverwaltung, einer Sinecure mit jammervollem Gehalt, von dem eine Familie nicht leben konnte.

Es war ein glückliches Geschick, daß er bald nach seiner Ankunft in der Hauptstadt den Antrag erhielt, im neugeschaffenen Ministerium der Domänen das Amt des Direktors des landwirtschaftlichen Departements zu übernehmen. Er zögerte nicht mit der Annahme dieses Vorschlages, handelte es sich doch um die Existenz seiner Familie; auch interessierte ihn dieses neue

Gebiet, das in Rußland selbst noch so wenig bekannt war und um das die Regierung sich bis dahin so gut wie gar nicht bekümmert hatte. Die fünf Jahre, die er in dieser Stellung verblieb, waren Jahre anstrengender Arbeit. Er hatte in der Verwaltung seines Departements selbst viel zu ordnen, vor allem ein seinen Forderungen entsprechendes Kontingent von Beamten heranzuziehen, was ihm im ganzen auch gelang. Da er die Notwendigkeit einsah, in dem weiten Reiche theoretische und praktische Kenntnisse über Landwirtschaft zu verbreiten, und zwar nicht nur in den höheren Gesellschaftsklassen, sondern auch unter den Bauern, wandte er seine hauptsächlichliche Sorge der Gründung landwirtschaftlicher Schulen zu. Auf seine Initiative wurde die schon von ihm im Prinzip beschlossene Eröffnung einer landwirtschaftlichen Hochschule im Mohilewischen Gouvernement auch factisch ausgeführt. Unabhängig davon wurden mehrere Fernen in verschiedenen Gegenden Rußlands eingerichtet, in denen junge Leute aus dem Bauernstande praktisch und theoretisch mit den neueren landwirtschaftlichen Methoden bekannt gemacht wurden. Seine besondere Aufmerksamkeit widmete er den Arbeiten der Kataster-Kommissionen, die den Bodenwert der Kronsländereien zu untersuchen und festzustellen hatten. Um sich an Ort und Stelle mit den Bedürfnissen der Landwirtschaft in allen ihren Verzweigungen bekannt zu machen, unternahm er große Reisen, die dann eine Menge von Vorschlägen für Besserung der Zustände zur Folge hatten. Kurz, seine Verwaltung hat viele nützliche Ansätze zur gesunden Entwicklung der in Rußland so wichtigen Agrarfrage geliefert, die nach seinem Abgang, ohne seine Schuld, nicht zum Auswachsen haben kommen können.

Im Jahre 1844 wurde mein Vater zum Senateur ernannt und konnte sich auf diesem verhältnismäßigen Ruheposten von den Anstrengungen seines bisherigen schweren Dienstes erholen. Ich will damit nicht gesagt haben, daß er sich nun, wie so manche seiner Kollegen, ganz auf die Ruhebank begeben und die Arbeit den Oberprokurenren und Sekretären überlassen hätte. Dazu war er zu pflichttreu und gewissenhaft. Aber die Arbeit im Senat war an und für sich weniger aufreibend, als

eine administrative Tätigkeit. Er studierte die Prozesse aufs gewissenhafteste, verantwortete aber dann nur für seine Meinung, ohne über sie irgend jemandem Rechenschaft zu schulden, er hatte keine Untergebenen und keinen Vorgesetzten, außer dem Kaiser. Doch wurde er während dieser ruhigen Zeit einmal wieder zu aktivem administrativem Eingreifen gezwungen, indem er als revidierender Senateur nach Cherson abgeordnet wurde, wo große Mißbräuche in der Verwaltung des Gouvernements zur Kenntnis der Regierung gebracht worden waren. Diese Revision dauerte fast ein Jahr und hat meinem Vater viel Sorge, Mühe und Arbeit gemacht; sie wurde noch durch den Umstand erschwert, daß ihm während derselben seine Frau, meine Mutter, durch den Tod entrißen wurde.

Nach Petersburg zurückgekehrt, glaubte er einem stillen Lebensabend, ohne weitere Veränderungen, entgegensehen zu dürfen. So sollte es aber nicht sein. Wie mehrmals in seinem Leben, sollte er es auch in diesem Falle erfahren, daß unvorhergesehene Umstände in überraschender Weise seinen Lebensgang in Bahnen lenkten, an die er nicht im entferntesten gedacht hatte.

Im September 1854, als er mit seiner Familie auf seinem in der Nähe der Residenz belegenen Gütlein die Stille des Landlebens genoß, erhielt er vom damaligen Unterrichtsminister Moroff, den er persönlich nicht kannte, die Aufforderung mit ihm zur Besprechung einer wichtigen Angelegenheit zusammenzukommen. Während dieser Zusammenkunft, die am folgenden Tage stattfand, trug der Minister meinem Vater den durch den Tod des Generals Crafftström vakant gewordenen Posten des Dorpater Kurators an. Wie es nach dem soeben gesagten nicht anders sein konnte, lehnte mein Vater diesen Antrag aufs entschiedenste ab, indem er auf seine zunehmende Kränklichkeit und seine Familienverhältnisse hinwies, fügte aber, seinen Anschauungen von der Stellung des Untertans seinem Monarchen gegenüber entsprechend, hinzu: „Es sei denn, daß es Sr. Majestät gefallen sollte, mir trotzdem direkt zu befehlen, Kurator in Dorpat zu werden.“ Diesen Zusatz faßte der Minister, der meinen Vater nicht kannte und daher nicht wußte, wie ernst es ihm mit der

Ablehnung war, als indirekte Einwilligung auf und brachte die Sache vor den Kaiser, ohne die Bedenken seines Kandidaten auch nur mit einem Worte zu erwähnen. Zu dieser Handlungsweise wird den Minister wahrscheinlich die Erwägung bewogen haben, daß es schwierig gewesen wäre, eine andere Persönlichkeit für die Stellung des Dorpater Kurators ausfindig zu machen. So erfolgte die Ernennung meines Vaters ohne sein Zutun, ja gegen seinen Wunsch; er nahm sie aber dennoch an, da er in dem Kaiserlichen Akt eine Willensäußerung seines Monarchen sah, der er als loyaler Untertan sich zu fügen habe. Eine andere, für die damalige Stellung der Regierung zu den Ostseeprovinzen nicht unwichtige Frage, liegt in dem Faktum der Kaiserlichen Einwilligung zu dieser Ernennung. Es war dem Monarchen gewiß nicht unbekannt, daß die traurigen Ereignisse der vierziger Jahre in der gesamten deutschen, wie in einem großen Teil der indigenen Bevölkerung eine Mißstimmung hervorgerufen hatten; an Stelle des früheren Vertrauens und des Anschlusses an die Interessen des Reiches war eine unverkennbare Entfremdung getreten. Manches nun weist darauf hin, daß dem Kaiser daran gelegen war, diese Stimmung in der ihm sonst als unverbrüchlich loyal bekannten deutsch-baltischen Bevölkerung, durch vertrauensvolles Entgegenkommen zu beseitigen. Nur von diesem Gesichtspunkt aus läßt sich die Ernennung eines protestantischen Balten zum Dorpater Kurator erklären, eines Mannes, von dem man ganz genau wußte, daß er sich nicht zum Werkzeuge irgend welcher gewaltfamer Gleichmachungsbestrebungen hergeben würde. Jedenfalls steht es fest, daß in den Provinzen selbst diese Ernennung als ein Aufgeben gewisser Angriffe auf ihre Sonderstellung aufgefaßt wurde; man glaubte in ihr eine Garantie zu sehen, daß die Regierung nicht gesonnen sei, die baltische Schule in ihren historisch gewordenen Grundlagen: der Unterrichtssprache, dem Lehrpersonal und der pädagogischen Tradition anzutasten. Der neue Kurator wurde daher im ganzen Lande mit Freude begrüßt, und man kam ihm allgemein mit Vertrauen entgegen.

Die Audienz, in der mein Vater vor seiner Abreise vom

Kaiser Nikolai empfangen wurde, bestätigt die von mir ausgesprochene Ansicht, denn in dieser Unterhaltung, die mehr als eine Stunde dauerte, ist in bezug auf Gleichmachung und Russifizierung kein einziges Wort gefallen, wohl aber wurde dem Kurator die theologische Fakultät ans Herz gelegt und ihm eingeschärft, alles zu tun, damit sie tüchtige Prediger heranbilde, um das protestantische Volk in den Lehren seiner Kirche zu festigen, was früher nicht in hinreichendem Maße geschehen sei.

Anfang Oktober 1854 trat mein Vater sein Amt an. Die Quintessenz seiner amtlichen Tätigkeit und seiner Bestrebungen in bezug auf den Wirkungsbereich, zu dem er berufen worden war, glaube ich in wenigen Worten zusammenfassen zu können. Durchaus loyal seiner politischen Gesinnung nach, seinem Monarchen und dem großen Reich, mit dem die Provinzen unlöslich verbunden sind, in Liebe und Treue ergeben, war er doch zugleich ein treuer Sohn dieser Provinzen, denen er entstammte, und ein ebenso treuer Sohn der evangelischen Kirche, an der er mit eigenster, festester Überzeugung hing. Seine Aufgabe als Kurator des Dorpater Lehrbezirks sah er hauptsächlich darin, die baltische Schule in allem, was sie gutes an sich hatte, zu erhalten, und sie auf dem Wege normaler Entwicklung zu fördern, zugleich aber die Schranken, welche das gegenseitige Mißtrauen zwischen dem Reich und den Provinzen errichtet hatte, nach Kräften zu beseitigen. In der Anerkennung der berechtigten, historisch gewordenen Eigentümlichkeiten der Ostseeprovinzen seitens des Staates und in dem Aufgeben mancher Vorurteile seitens der Provinzen sah mein Vater die alleinige Möglichkeit eines Ausgleichs und einer größeren Annäherung dieser beiden Faktoren.

Der von mir skizzierte Lebensgang meines Vaters hat gezeigt, daß er bis zu seiner Berufung nach Dorpat seine ganze Arbeitskraft dem Innern des Reiches gewidmet hatte. Selbstverständlich hatte er in dieser Zeit seine Heimat nicht selten besucht und die engsten Beziehungen zu ihr unterhalten, die schon durch die ausgebreiteten verwandtschaftlichen Bande mit vielen baltischen Familien bedingt waren. — Trotzdem stand er dem staatlichen Innenleben der Provinzen ziemlich fremd gegenüber. Mit dem

Moment, in welchem er in die Lage kam nicht nur als interessierter Zuschauer, sondern als verantwortlicher Administrator mit diesem Leben in Berührung zu kommen und mehr noch als das, mithandelnd in das staatliche Räderwerk einzugreifen, mußte manches dem russischen Beamten befremdlich erscheinen. In den inneren Gouvernements war alles gesetzlich, durch Statuten und Zirkuläre geordnet, die äußeren Formen spielten eine prädominierende Rolle. Freilich existierten die vielen Bestimmungen häufig nur auf dem Papier und behinderten eine allmählich fortschreitende normale Entwicklung. Die allgemeine Uniformierung und die äußere Ordnung verbargen nicht selten die innere Hohlheit und arteten in inhaltlosen Formalismus aus. Diesen Übelständen konnten nur die Persönlichkeiten, welche Gesetz und Ordnung zu handhaben hatten, mit Erfolg entgegenwirken, wenn sie die Sache im Auge behielten, ohne sich an toten bureaukratischen Formen genügen zu lassen. In den Ostseeprovinzen war dagegen, teilweise durch die Schuld der Regierung, die im ganzen wenig Verständnis für die Bedürfnisse und Interessen derselben an den Tag legte, ein diametral entgegengesetzter Zustand eingetreten. Man mißachtete die äußere Form und sah in ihr nur ein unnützes Beiwerk. Die bestehenden Gesetze und Statuten in Bezug auf das Schulwesen waren meist veraltet und entsprachen nicht mehr den Bedürfnissen. Daher hatte das Leben vielfach andere Einrichtungen hervorgerufen, die als Tradition und Usus an Stelle des Überlebten getreten waren. Eine solche Lage widerstand einem Manne des Gesetzes, wie mein Vater einer war, und er war redlich bemüht dem faktisch Bestehenden auch eine gesetzliche äußere Form zu geben. Diese Bestrebungen brachten ihm im Lande manchen Konflikt ein und wurden von seiten der Regierung wenig begünstigt. Die derselben zur Bestätigung vorgestellten Projekte neuer Statuten blieben meist im Unterrichtsministerium liegen.

Nicht weniger fühlte sich mein Vater durch manches unangenehm berührt, was in der baltischen Eigenart liegt und was ihm als Einseitigkeit und Engherzigkeit erschien. Er empfand letztere besonders schwer, wenn seine Bemühungen, die

Schulanstalten nicht nur in bezug auf ihre äußere Gestaltung und Ausstattung, sondern auch auf deren inneres Wesen zu heben, im Anfang auf Widerspruch stießen und bemängelt wurden. Nicht mit Unrecht schrieb er dies der baltischen Einseitigkeit zu, die jede Neuerung sobald sie von einem Regierungsbeamten ausging, als Angriff auf die bewährten Eigentümlichkeiten des im Lande Bestehenden und durch Tradition Geheiligten ansah und daher Opposition machte. Es darf nicht Wunder nehmen, daß dieses beständige Bekritteln seiner Maßnahmen den selbstbewußten, tatkräftigen Mann, der geneigt war auf die eigene Initiative, das eigene Wirken vielleicht zu viel Gewicht zu legen, unangenehm berührte; aber man kann nicht umhin, ihm die Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, daß er den Widerspruch durch freie Diskussionen, in denen er seine Überzeugungen gegen motivierte Angriffe verteidigte, zu beseitigen suchte. Man kann wohl mit voller Wahrheit sagen, daß der Kampf seinerseits nie einen gehässigen Charakter annahm und keinen Einfluß auf die persönlichen Beziehungen ausübte. Er war eine durchaus offene Natur, sprach seine Meinung rückhaltlos aus, hörte geduldig die entgegengesetzte Anschauung an, gab auch gern zu, wenn er sich von seinem Unrecht überzeugen ließ. Allerdings verlangte er andernfalls unbedingte Erfüllung seiner Anordnungen.

Je mehr nun mein Vater sich mit dem Stande der Dinge bekannt machte und sich in das Neue, das ihm entgegentrat, hineinlebte, je mehr man auch im Lande zu ihm und seiner Gesinnung Vertrauen faßte, desto mehr wurden die Differenzen zwischen dem Kurator einerseits und der öffentlichen Meinung in Hochschule und Gesellschaft andererseits ausgeglichen. Auch manche „Einseitigkeiten“, die ihn im Anfang peinlich berührt hatten, verloren zum Teil ihren Stachel, als er verstehen lernte, daß sie nicht selten eine Folge der Mißbehandlung der provinziellen Angelegenheiten seitens der Zentralregierung und deren Repräsentanten waren. Durch eigene Anschauung überzeugte er sich auch bald, daß trotz mangelnder Gesetze und obrigkeitlicher Verordnungen, trotz ungenügender Ausstattung und unzureichender Geldmittel, die Leistungen der Schulen ausge-

zeichnet waren, dank den vortrefflichen Lehrkräften, die mit ganzem Herzen und voller Hingabe ihrem Amte vorstanden. Die große Mehrzahl der Professoren an der Hochschule, der Lehrer an den Gymnasien hatte nur das eine Interesse im Auge, der Wissenschaft zu dienen und ihren Schülern in deren Entwicklung mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln zu helfen. Das söhnte meinen Vater mit manchen Ungeheuerlichkeiten und Taktlosigkeiten, mit manchen Vergehen gegen die äußeren Umgangsformen aus.

Was nun seine außerdienstliche Stellung zu den Untergebenen betraf, so hielt er sich an das Prinzip, das er in Kiew befolgt hatte, wie er es überhaupt als providentiell ansah, daß es ihm vergönnt war, den reichen Schatz an gesammelten Erfahrungen seines vielbewegten Lebens, seiner Heimat nutzbar zu machen. Er hielt es für unbedingt notwendig zu Lehrenden und Lernenden in persönliche Beziehungen zu treten, um einen geistigen Einfluß auf die Anstalten zu gewinnen. Unmittelbar, nachdem die Professoren und die Spitzen der Lehranstalten sich ihm offiziell vorgestellt hatten, machte er ihnen seinerseits offizielle Besuche; dasselbe geschah auch von seiten meiner Stiefmutter den Frauen dieser Personen gegenüber. Sodann wurden alle diese Herren und Damen zum Sonntag Abend eingeladen. Dieser Einladung wurde recht allgemein Folge geleistet, zunächst fast ausschließlich von seiten der Herren, später erschienen auch einige der Damen. Man nahm am gemeinsamen Tisch den Tee und ein frugales Abendbrot ein, worauf die Gesellschaft sich teilte und mein Vater die Herren um sich versammelte, um bei einer Zigarre zwanglos zu plaudern.

Diese sogenannten Professoren-Abende bewährten sich als treffliche Einrichtung, da sie häufig mehr zur Verständigung zwischen Chef und Untergebenen beitrugen, als es offizielle Auseinandersetzungen hätten tun können. Mein Vater hatte das Talent bei diesen privaten Gesprächen den Chef ganz bei Seite zu lassen und nicht nur selbst freimütig von der Leber weg zu reden, sondern auch ebenso offenerzige Meinungsäußerungen entgegenzunehmen. Außer diesen Abenden wurden nicht selten einzelne Professoren, Direktoren und Lehrer zum Mittag eingeladen.

Auch bei diesen Gelegenheiten war mein Vater nur liebenswürdiger Wirt, ohne allerdings jemals die Würde des alten Mannes und des hochgestellten Staatsbeamten zu verleugnen. Nicht so befriedigend, wie diese Veranstaltungen, fielen die Versuche des Kurators aus, den Adel mit den Pädagogen zusammenzubringen, um, so viel an ihm lag, dem Klikenwesen entgegenzuwirken; sie scheiterten an der Steifnädigkeit beider Parteien.

Selbstverständlich schlossen diese größeren Vereinigungen nicht den intimen Verkehr mit einzelnen Persönlichkeiten aus, deren Wahl sich von selbst aus größerer Übereinstimmung in Lebensanschauungen und namentlich in religiösen Ansichten ergab. Ich habe schon erwähnt, daß mein Vater nicht nur ein bibelgläubiger Christ in dieses Wortes ausgesprochenster Bedeutung war, sondern daß er auch seiner innersten Überzeugung nach an den Bekenntnissen der evangelisch-lutherischen Kirche festhielt, ohne deshalb in Intoleranz gegen andere Konfessionen und Andersgläubige zu verfallen. Das Christentum war ihm nicht nur eine von ihm als wahr anerkannte Doktrin, noch weniger ein politisches Machtmittel, sondern Inhalt des ganzen Lebens, Richtschnur für Denken und Handeln. Begreiflich ist es daher, daß er sich den engeren Verkehrskreis aus Leuten gleicher Gesinnung bildete und ebenso begreiflich, daß dieses ihm von mancher Seite übel vermerkt und er als Pietist verschrieen wurde. Diese Bezeichnung, wenn man darunter verschwommene Gefühlseligkeit und den Mißbrauch religiöser Floskeln versteht, konnte auf niemand weniger passen, als auf meinen Vater, der, weit entfernt von jeglicher Sentimentalität, durch und durch ein Mann positivisten Verstandes, klarsten Denkens und praktischer Tatkraft genannt werden konnte. Allerdings hielt er mit seinen religiösen Ansichten nicht hinter dem Berge. Dies aber hatte eine Bedeutung nur in den privaten Beziehungen und durchaus gar keine, sobald es sich um Beurteilung des Wertes eines Menschen in dienstlicher oder wissenschaftlicher Hinsicht handelte. Wie viele Fälle kenne ich, in denen er faktisch bewies, daß er sich von persönlicher Übereinstimmung in bezug auf Weltanschauung bei Ernennungen oder Beförderungen nicht leiten ließ. Ich brauche nur an sein Ver-

halten gegen den Zoologen Asmus zu erinnern, der von dem Kurator Crafftström auf ungerechte Weise zurückgesetzt, durch meines Vaters Einfluß die Professur erhielt, auf die er Anspruch hatte, obgleich er weit davon war, in religiöser Beziehung für orthodox gelten zu können.

Wenn mein Vater es als eine seiner Aufgaben ansah, mit den Lehrenden nähere persönliche Beziehungen anzubahnen, so versuchte er dasselbe auch in betreff der studierenden Jugend, freilich nicht mit dem Erfolge wie vor Jahren in Kiew. Dort lagen die Verhältnisse anders: mein Vater hatte die Universität ins Leben gerufen und die Beziehungen zu den Studenten von Anfang an nach seinem Dafürhalten ordnen können, zumal seine Stellung der Hochschule gegenüber auch statutenmäßig eine nähere war, als in Dorpat. Jedenfalls war auch hier seine Thür den Studenten immer offen, nie versagte er ihnen Rat und Hilfe, und unterstützte im Verborgenen manchen unter ihnen, soweit seine geringen Mittel es ihm erlaubten. Um mit den Anschauungen und den Richtungen in der Studentenschaft bekannt zu werden, lud er einzelne Studierende, die eine hervorragende Stellung unter ihren Kommilitonen einnahmen, in sein Haus. Auch sein Verhalten gegen die Studenten wurde unter Anklage pietistischer Beeinflussung gestellt; mit wie geringem Grunde ist schon aus dem vorhergehenden klar zu ersehen. Er selbst war ein fleißiger Besucher der Gottesdienste; es war ihm daher wohl kaum zu verargen, daß er bei Gelegenheit dem einen oder anderen der jungen Leute ans Herz legte, häufiger die Kirche zu besuchen. In seinem Verhalten als Chef spielte aber auch ihnen gegenüber dieses Motiv durchaus keine Rolle.

Die Verhältnisse brachten es mit sich, daß gerade in der ersten Zeit seines Kuratoriums meines Vaters Beziehungen zu den Studierenden häufigere und direktere waren, als es wohl sonst der Fall zu sein pflegt. Im Jahre 1849 war den Universitäten Rußlands das Recht der Rektorewahl genommen worden: der Rektor sollte fortan von der Regierung ernannt werden, ohne weiter dozieren zu dürfen. In den übrigen Universitäten hatte die Regierung in der Regel solche Professoren zu Rektoren er-

nannt, die bis dahin diesem Posten durch Wahl vorgestanden hatten, wodurch der unliebsamen Maßregel in ihrer praktischen Ausführung ein Teil ihres Odiums genommen wurde. In Dorpat aber fungierte als Rektor ein Pädagog, der vor seiner Ernennung zur Universität in keiner Beziehung gestanden hatte und sich auch durchaus nicht für diese Stellung eignete. Bei den sonstigen vortrefflichen Eigenschaften dieses Mannes, dank welchen er vorher und nachher sich als tüchtiger Leiter von Mittelschulen die allgemeine Achtung erwarb, fehlte es ihm an Fähigkeit und Verständnis, um der schwierigen Stellung an der Universität genügen zu können. Kleinlich pedantisch und nur in Äußerlichkeiten sich ergehend, verstand er es nicht, den Studenten gegenüber seine Autorität zu wahren, wodurch die Disziplin nicht unwesentlich geschädigt wurde. In Folge dieser Sachlage hielt mein Vater es für notwendig, bis zur unauffälligen Herbeiführung eines Personenwechsels, die wichtigeren disziplinarischen Vergehen der Studierenden vor sein Forum zu bringen. Das brachte ihn notwendigerweise in häufige Beziehungen sowohl zu den einzelnen Studenten, als auch zu ihren Körperschaften, und hatte, bei manchen unvermeidlichen Übelständen, die immer mit ähnlichen temporären Ausnahmezuständen verbunden sind, doch das Gute, daß der Rurator einen tiefen Einblick in das Wesen des Dorpater Studentenlebens, seine guten und schlimmen Seiten gewann. Die weitere Konsequenz davon war die von ihm als unaufschiebbar anerkannte Notwendigkeit, den seit Gründung der Universität bestehenden studentischen Korporationen die staatliche Genehmigung zu erwirken.

Obgleich er gewiß schon früher von der Existenz der Dorpater Studenten-Verbindungen unterrichtet war, so gewannen diese für ihn erst dann eine praktische Bedeutung, als er amtlich in die Lage kam, der Frage näher zu treten, welche Stellung er gegenüber dem bestehenden Faktum einzunehmen habe. Zunächst suchte er sich genau mit der Sachlage bekannt zu machen, was nur durch unverfängliche Gespräche mit gut informierten Personen aus den Gesellschaftskreisen erreicht werden konnte, da auf offiziellem Wege die Angelegenheit nicht zu eruieren war. Die Korporationen

waren vom Gesetz als geheime Gesellschaften verboten, von den Autoritäten offiziell als nicht vorhanden angesehen, aber unter der Hand nicht nur geduldet, sondern stillschweigend anerkannt. Diese offizielle Lüge weiter fortbestehen zu lassen, mußte einem Manne, wie ich meinen Vater geschildert habe, in tiefster Seele zuwider sein. Er sah in der Lage eines jeden Studenten, der bei seiner Aufnahme dem Rektor mit Handschlag das Versprechen zu geben hatte, zu keiner geheimen Gesellschaft zu gehören, und dann sofort einer Korporation beitrug, eine entsittlichende Schädigung des Gewissens, die um so schwerer ins Gewicht fiel, wenn der Betreffende Theologie studieren sollte. Von diesem Standpunkte ausgehend, blieben ihm nur zwei Wege offen: entweder mit aller ihm zu Gebote stehenden Energie das Verbot der Korporationen aufrechtzuerhalten und auch faktisch durchzuführen, — oder aber die Aufhebung desselben zu erwirken. Beide Alternativen boten nicht geringe Schwierigkeiten. Die Korporationen bestanden seit mehr als einem halben Jahrhundert, waren auf historischem Boden erwachsen und in Fleisch und Blut der deutschen Bevölkerung übergegangen. Sie entsprachen dem deutschen Charakter, der an solchen Verbänden zäh festhält, ja noch mehr, an ihnen hing die ganze gebildete Bevölkerung des Landes mit voller Liebe, die Alten in dankbarer Rückerinnerung an die verlebte herrliche Burschenzeit, die studierende Jugend in ihrem Genuß, die noch jüngeren Menschenkinder in der Hoffnung auf das bevorstehende Burschenleben. Es unterlag keinem Zweifel, daß die tatsächliche Aufhebung der Korporationen im ganzen Lande die größte Mißstimmung hervorgerufen hätte. Abgesehen davon, setzte sich bei meinem Vater die Überzeugung fest, daß diese Verbindungen in keiner Hinsicht schädlich einwirkten. Im Gegenteil lehrte ihn die Erfahrung ihres mehr als fünfzigjährigen Bestehens, daß sie prinzipiell in ihrer Mitte niemals politische Agitationen geduldet hatten und daß sie der Pflege ehrenhafter Gesinnung und kameradschaftlich-treuen Zusammenhaltens dienten, den Ausschreitungen jugendlichen Übermutes aber eher einen wirksamen Damm entgegenstellen konnten, wenn sich ihre Leitung in tüchtigen Händen befand. Wirklich schadenbringend wurden sie nur durch ihre Geheimhaltung

indem sie die jungen Leute daran gewöhnten, die Verbote des Gesetzes gering zu achten und die Mahnungen des Gewissens in den Wind zu schlagen. Sobald sie aber gesetzlich sanktioniert werden würden, boten sie der Obrigkeit die Möglichkeit durch geeignete Kontrolle den Übergriffen und gesetzwidrigen Handlungen mit Erfolg entgegenzutreten und einen wirksamen Einfluß auf die Jugend auszuüben.

Diese Erwägungen bewogen den Kurator, die zweite Alternative zu wählen und den freilich sehr gewagten Versuch zu machen, die staatliche Anerkennung der Korporationen zu erwirken. Zunächst veranlaßte er die Studentenschaft, ihre korporativen Satzungen so zu formulieren, daß sie die Sanktion der Regierung überhaupt beanspruchen konnten und als dieses zu seiner Zufriedenheit, unter tätiger Mitwirkung einiger der jüngeren Dozenten, besonders der Herrn A. von Öttingen und M. von Engelhardt, geschehen war, berief er die Chargierten zu sich, stellte ihnen das Gesetzwidrige ihres bisherigen Verhaltens vor Augen und versprach ihnen zur Anerkennung der Korporationen, so viel an ihm liege, behilflich zu sein.

Die Schwierigkeit des weiteren Vorgehens lag in diesem Fall in den bekannten Anschauungen des Kaisers Nikolai, der in korporativen Institutionen überhaupt, und besonders unter Studierenden, revolutionäre Tendenzen zu wittern geneigt war. Mein Vater setzte nun eigenhändig einen konfidentiellen Brief an den Minister Koroff auf, in welchem er diesen bat Sr. Majestät die Sachlage, wie ich sie oben geschildert, zu unterbreiten, mit dem dringenden Antrag, die faktisch im geheimen bestehenden Korporationen von seiten des Staates anzuerkennen. Der Minister antwortete ausweichend, indem er seiner Meinung Ausdruck gab, der Kurator sei falsch berichtet, eigentliche Korporationen gäbe es in Dorpat gar nicht, zufälligen Zusammenschlüssen einzelner Studenten aneinander müsse man keine Bedeutung beilegen und was dergleichen mehr gesagt werden konnte, um den unbequemen Antragsteller dahin zu bringen, alles beim alten Schlendrian zu belassen, damit der Minister nicht gezwungen werde, dem Herrscher mit einer so heiklen Angelegenheit zu kommen. Meinem Vater

war aber diese zu wichtig, um sich damit abspesen zu lassen. In einem zweiten Briefe erklärte er dem Minister, daß er diese Frage für ernst genug halte, um von deren Entscheidung sein weiteres Verbleiben im Amt abhängig zu machen. Dieses energische Vorgehen zwang den Minister, die Briefe des Kurators dem Monarchen im Original vorzulegen. Der Kaiser las sie selbst und erklärte dann, er sehe, daß ein ehrlicher Mann sie geschrieben, dem die Wahrheit vor allem am Herzen liege, er müsse die Gründe des Kurators als stichhaltig anerkennen und erlaube ihm daher in bezug auf die studentischen Korporationen nach eigenem Ermessen zu handeln, wenn er die volle Verantwortung für die Folgen auf sich nähme.

Diese Entscheidung erfolgte in den letzten Monaten der Regierung des Kaisers Nikolai, Ende Januar oder Anfang Februar 1855. Sie befreite die Dorpater Studentenschaft von dem schweren Druck der Geheimnisträmerei und trug nicht wenig dazu bei, das Vertrauen des Landes zu meinem Vater zu konsolidieren. Das öffentliche Tragen der Korporationsabzeichen konnte erst im Jahre 1861 gestattet werden, als der Uniformszwang aufgehoben wurde.

Im September 1857 gab der derzeitige Rektor, nach Ausdienung von 25 Jahren im Lehrfach, sein Amt auf. Obgleich den Universitäten das Recht der Rektorenwahl noch nicht zurückgegeben worden war, so hielt der Kurator es doch für richtiger, nicht eher einen Rektor in Vorschlag zu bringen, als bis er sich unter der Hand vergewissert hätte, auf welcher Persönlichkeit sich bei einer eventuellen Wahl die Mehrheit der Stimmen vereinigt haben würde. Das Resultat ergab, daß die Majorität sich für den Professor Bidder aussprach, denselben Mann, den auch der Kurator ins Auge gefaßt hatte, und so wurde Bidder zum Rektor, zunächst auf der bestehenden Grundlage, ernannt. Als dann bald darauf Kaiser Alexander II. den Professoren wieder gestattete, den Rektor aus ihrer Mitte zu wählen, fiel die Wahl zu Bidders gunsten aus und dadurch, sowie durch die im folgenden Jahre erfolgte Wahl des Professors G. v. Öttingen zum Rektor, wurde mein Vater von der Sorge um die Wahrung der Ordnung und Geselzlichkeit in dem inneren Leben der Universität befreit.

Eine andere, nicht weniger wichtige Sorge um die Besetzung der vakanten Lehrstühle, wurde ihm um dieselbe Zeit genommen durch die auf seine dringende Vorstellung erfolgte Kaiserliche Genehmigung, Dozenten an die Universität Dorpat auch aus dem Auslande zu berufen, allerdings nur in Fällen äußerster Notwendigkeit. Dies war vom Kaiser Nikolai in den 40er Jahren verboten worden, wodurch die Universität in die Lage versetzt wurde, die Lücken des Professorenbestandes nur durch Eingeborene der Ostsee-provinzen oder durch deutschredende Russen auszufüllen, was in Einzelfällen mit großen Schwierigkeiten verbunden war. Andererseits hielt mein Vater es für notwendig, die Zulassung von Ausländern möglichst einzuschränken, damit den tüchtigen Inländern nicht der Weg zur Professur versperrt und der Universität nicht der Charakter einer ausländischen gegeben werde.

Es ist schon mehrfach erwähnt worden, in welch' traurigem Zustande sich die Baulichkeiten der Lehranstalten beim Antritt meines Vaters befanden. Sie waren fast alle unzulänglich für die Bedürfnisse, viele unter ihnen auch geradezu baufällig. Dies erklärte sich zum größten Teil durch die absonderliche Idee des Kurators Crafftström, es sei seine Pflicht, möglichst viel an den für den Lehrbezirk ausgesetzten Summen zu sparen. Da an den jammervollen Gehältern der Dienenden nichts gespart werden konnte, so konnten solche Ersparnisse nur auf Kosten der wissenschaftlichen Sammlungen und Laboratorien der Hochschule und der Instandhaltung der Gebäude gemacht werden. Die Sammlungen wurden höchst mangelhaft oder gar nicht komplettiert und mußten sich mit Räumen begnügen, welche die Arbeiten der Studierenden erschwerten; auch die Gebäude der anderen Lehranstalten wurden mangelhaft oder gar nicht remontiert. Auf diesem Wege hatte sich nun, im Lauf der vielen Jahre, in denen Crafftström als Kurator fungiert hatte, ein beträchtliches Kapital gebildet, das ohne Verwendung blieb. Selbstverständlich übergab mein Vater sofort die Budgetsummen des laufenden Jahres zur Verwendung gemäß ihrer Bestimmung. Der größte Teil des ersparten Kapitals aber wurde verbraucht, um die bestehenden Gebäude in Stand zu setzen und die Räumlichkeiten der Hoch-

schule und einiger anderer Institute zu erweitern. An das Hauptgebäude der Universität wurden zwei Flügel angebaut, das Anatomikum und die Kliniken vergrößert, für das Veterinär-Institut, das in einer ganz unzureichenden Weise untergebracht war, wurde ein Grundstück mit einigen Häusern gekauft und zum Teil neu bebaut und die Gebäude der Gymnasien und Kreisschulen in stand gesetzt. So fanden Craffströms Ersparnisse beizeiten eine nützliche Verwendung im Dorpater Lehrbezirk. Ein paar Jahre später wären sie für diesen unwiederbringlich verloren gegangen, denn kurz vor meines Vaters Tode wurde die Verfügung getroffen, daß alle Ersparnisse der einzelnen Ressorts dem Reichsschatze zugeführt werden sollten, und daß hinfort keine sogenannten ökonomischen Kapitalien in den einzelnen Verwaltungen aufgespeichert werden durften.

Ein ganz besonderes Interesse widmete mein Vater der Gründung einer Universitäts-Gemeinde, welche seiner Initiative ihre Existenz verdankt. Bis dahin wurden die Universitäts-Gottesdienste, welche ein unabweisbares Bedürfnis der theologischen Fakultät ausmachen, in der Stadtkirche, und zwar in den Nachmittagsstunden, abgehalten. Der Professor der praktischen Theologie hatte keine eigene Gemeinde, an der er sich als Seelsorger hätte betätigen können, und die Gottesdienste in einer fremden Kirche waren ein ganz unzureichender Nothbehelf. Ebenso brachte es viele Unbequemlichkeiten mit sich, daß die jungen Theologen für ihre homiletischen und liturgischen Übungen keine eigene Kirche benutzen konnten. Um diesen Übelständen abzuhelfen, drang mein Vater darauf eine Universitäts-Gemeinde ins Leben zu rufen, und es gelang ihm die Kaiserliche Genehmigung dazu zu erwirken. Bis zur Erbauung der Universitätskirche wurden die Gottesdienste in dem für die Bibliothek ausgebauten Chorraum der altehrwürdigen Domruine abgehalten. Am 26. August 1856 fand die Grundsteinlegung der neuen Kirche statt, und zwei Jahre später hatte mein Vater die Freude der Einweihung derselben beiwohnen und die Gottesdienste besuchen zu dürfen.

Was die Gymnasien des Dorpater Lehrbezirks während des Kuratoriums meines Vaters betrifft, so entsprachen sie, wie ich

Schon erwähnte, ihren Leistungen nach den an Mittelschulen zu stellenden Anforderungen. Ihre Leiter waren fast ausschließlich nicht nur erfahrene Pädagogen, sondern auch tüchtige Philologen. Die meisten Lehrer erfüllten ihren schweren Beruf mit Eifer und Liebe und verstanden es bei den Schülern Interesse an den Lehrgegenständen zu erwecken. Sogar die Lehrer der russischen Sprache, deren Leistungen in den Gymnasien des inneren Gouvernements nicht gerade hervorragend genannt werden können, — waren hier meist tüchtige Leute, ohne politischen nationalistischen Bestrebungen nachzugehen, die sich redliche Mühe gaben, das in bezug auf Erlernung dieser Sprache zu erreichen, was in den Ostseeprovinzen überhaupt zu erreichen möglich war, ohne die Fundamente der baltischen Schule zu untergraben. Die Gymnasien der Provinzen hatten gegen andere Übelstände anzukämpfen, die ich bereits berührt, und deren Beseitigung mein Vater sich nach Kräften angelegen sein ließ. Um eine staatliche Regelung des inneren Lebens und auch eine Aufbesserung der unzureichenden Geldmittel derselben herbeizuführen, wurde unter seiner Leitung das Projekt eines neuen Gymnasial-Statuts ausgearbeitet und dem Ministerium zur Bestätigung vorgestellt. Dort aber blieb es unerledigt liegen und ist, so viel mir bekannt geworden, weder einer ernstern Prüfung unterzogen, noch bestätigt worden. Der Kurator war gezwungen, um die dringendsten Bedürfnisse zu befriedigen, Einzelbestimmungen des Projekts, deren gesetzliche Einführung ihm besonders wichtig erschien, abgesondert zur Bestätigung vorzustellen. Dazu gehörte vor allem die Umgestaltung der Gymnasien aus fünf- in siebenklassige, wodurch der Lehrstoff eine richtigere Verteilung erhielt, und die Regelung der Befugnisse der pädagogischen Konseils. Schon vorher waren von meinem Vater an den Gymnasien Parallelklassen eröffnet worden, um der Überfüllung, besonders der unteren Klassen, zu steuern. Die dazu nötigen Mittel konnten nur mit großer Mühe und hauptsächlich dank der Opferwilligkeit der Lehrenden zusammengebracht werden. Das sehr fühlbare Bedürfnis nach einer Elementarschule, welche die Kinder zum Eintritt ins Gymnasium vorbereiten sollte, bewog den Kurator eine solche unter Leitung eines ausgezeichneten Pädagogen als

Privatanstalt ins Leben zu rufen. Sie hat lange Jahre bestanden und sich durch ihre gediegenen Leistungen großer Anerkennung erfreut.

Die Kreis Schulen in Arensburg, Perna u und Libau hatten allmählich ihren Lehrstoff fast bis zum Kursus der unteren Gymnasialklassen hinaufgeschraubt. Der Grund dieses abnormen Vorgehens lag in dem dringenden Bedürfnis der lokalen Bevölkerung, die entweder von größeren Städten entfernt oder aber, wie auf Dösel, gänzlich isoliert leben mußte, nach Erreichung einer höheren Bildungsstufe. Daß dieser gewagte Versuch nicht gänzlich mißlang, war das Verdienst der ausgezeichneten Leiter und Lehrer dieser Schulen und der opferwilligen Beihilfe der Städte und der Dösel'schen Ritterschaft. Aber die Lage blieb doch eine anormale, bis es meinem Vater gelang, die Kaiserliche Genehmigung zur Umgestaltung dieser drei Anstalten in vierklassige Progymnasien zu erhalten.

In Dorpat besuchte der Kurator häufig sowohl die Universität, in der er manche Vorlesung mit anhörte, als auch die übrigen Anstalten, um den Unterrichtsstunden und besonders den Prüfungen beizuwohnen. Solange seine Gesundheit es gestattete, bereiste er so oft als nur irgend möglich seinen Lehrbezirk, um sich genau mit den Leistungen der ihm unterstellten Kreis- und Privatschulen bekannt zu machen. In seinen letzten Lebensjahren ging das nicht mehr; die Kräfte des durch seine schwere Lebensarbeit geschwächten Körpers versagten ihm den Dienst. Ein organisches Herzleiden, das er bereits nach Dorpat mitgebracht, untergrub seine von Natur nicht starke Konstitution, und das Greisenalter trat bei ihm ungewöhnlich früh ein. Im Jahre 1861 kamen schwere Schicksalschläge hinzu, die den Verfall beschleunigten. Als ich ihn im Sommer dieses Jahres besuchte, fand ich ihn in traurigem Zustande. Wohl erholte er sich noch einigermaßen von dem Anfall, der ihn heimgesucht hatte, aber nach dem Ausspruch des behandelnden Arztes konnte man kaum auf dauernde Besserung seines Zustandes hoffen. Freilich blieb der Geist frisch und die ungewöhnliche Willenskraft des kranken Mannes beherrschte so sehr den siechen Körper, daß er kaum auf einen Tag die Erfüllung seiner amtlichen Pflichten aussetzte.

Am 12. September dieses Jahres wurde das 50jährige Dienstjubiläum meines Vaters festlich begangen, ohne daß er eine Ahnung von den vorbereiteten Veranstaltungen gehabt hätte. Er selbst hatte gewünscht, diesen Tag in aller Stille im engsten Kreise seiner Familie zu begehen. Aber es berührte ihn zweifellos in wohlthuender Weise, daß sein Streben und Wirken nicht nur von seinem Monarchen, sondern auch von seinen Mitarbeitern und Untergebenen anerkannt und gewürdigt wurde. In dem Kaiserlichen Reskript, mit dem ihm einer der höchsten russischen Orden, des heiligen Wladimir I. Klasse, verliehen wurde, war seiner ganzen dienstlichen Tätigkeit, und besonders ihrer letzten Periode in Dorpat in warmen Worten gedacht, und eine überaus große Anzahl von Deputationen und Adressen bezeugte ihm, daß seine Arbeit keine vergebliche gewesen war.

Noch einmal flackerten die Lebensgeister des schwerkranken Mannes auf, als er im Dezember desselben Jahres die Aufforderung erhielt, nach Petersburg zu kommen, um an der Ausarbeitung eines neuen Statuts für die Universitäten des Reiches teilzunehmen. Ich war nicht wenig erschrocken, als er mir mitteilte, er habe nach Besprechung mit seinem Arzt sich entschlossen, dieser Aufforderung Folge zu leisten, denn ich wußte nur zu gut, wie wenig seine Kräfte den Ermüdungen eines auch kurzen Aufenthalts in der Residenz gewachsen sein würden und wie schwer es halten würde, eine für ihn passende Wohnung in den damals wenig komfortablen Gasthäusern zu finden. Nun war zum Unglück der Winter 1861/62 ungewöhnlich kalt und die einzigen annehmbaren Zimmer, die ich gefunden hatte, konnten nur mit Mühe geheizt werden. Trotzdem hat der sechswöchentliche Aufenthalt in Petersburg durch die vielen Anregungen, die er mit sich brachte, meinen Vater geistig in ungeahnter Weise belebt. Von seinem Monarchen wurde er in besonderer Audienz empfangen, in der sich das volle Vertrauen des Kaisers zu seinem treuen Diener aussprach. Die Repräsentanten der offiziellen Welt überboten sich in liebenswürdigem Entgegenkommen, so daß es in diesen Kreisen einigermaßen als unumgänglich notwendig angesehen wurde, den alten Mann kennen zu lernen, der die

Angelegenheiten des Unterrichtsressorts anders beurteilte, als seine offiziellen Vertreter. Die große Freude, viele liebe Verwandte und Freunde noch vor seinem Tode wiederzusehen, trug auch nicht wenig zu einer solchen Belegung bei. Andererseits stellte dieser Aufenthalt Anforderungen an seine physische Leistungsfähigkeit, denen er nur entsprechen konnte, indem er die geringen körperlichen Kräfte daran setzte, die ihm noch zu Gebot standen. Zum Präsidenten der vielköpfigen Universitäts-Kommission ernannt, hatte er täglich am Morgen während 5 bis 6 Stunden die manchmal recht bewegten Verhandlungen zu leiten, was er bis zuletzt mit bewundernswerter Frische tat. Nach kurzer Ruhepause begann der Strom der Besuchenden, der sein kleines Empfangszimmer fast täglich von 6—9 Uhr abends füllte. Hatten sich die Besucher entfernt, so trat bei ihm die vollste Abspannung ein, die mich oft um sein Leben hängen ließ. Es war eine große Beruhigung, daß mir der damalige Prorektor der Dorpater Universität, Professor G. von Öttingen, als ärztlicher Berater zur Seite stand. Herr von Öttingen hatte meinen Vater nach Petersburg begleitet, da er zum Repräsentanten seiner Universität in der Kommission gewählt worden war.

Das von der Kommission ausgearbeitete Projekt eines Statuts für alle Universitäten des Reiches wurde in den ersten Januartagen 1862 dem neuernannten Unterrichtsminister Golowin zur Erwirkung seiner Bestätigung vorgestellt. Mein Vater glaubte, daß eine solche in kürzester Zeit erfolgen werde und daß damit das Schicksal des Statuts gesichert sei, da das Projekt in einer nach dem Willen des Kaisers zusammenberufenen Versammlung aller Kuratoren und der Delegierten aller Universitäten aufgestellt worden war. In Anbetracht dieses nach seiner Ansicht definitiv abschließenden Charakters der Kommission, hatte er geglaubt den Antrag stellen zu können, die Universität Dorpat dem allgemeinen Statut unterzuordnen, zur Wahrung ihrer exklusiven Stellung aber, die anzutasten er für unmöglich hielt, die Besonderheiten dieser Universität in einem Anhang gesetzlich festzustellen. Gegen diesen von der Kommission angenommenen Antrag gab allein der Delegierte der Dorpater Universität seinen entschiedenen Protest zu Protokoll.

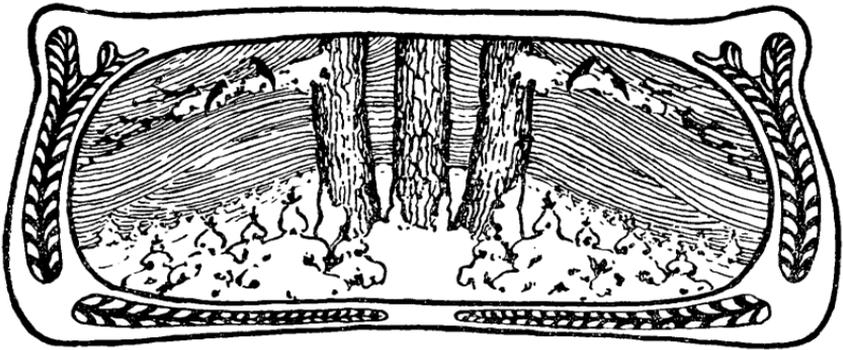
Am 10. Januar verließ mein Vater, nachdem er vom Kaiser in einer Abschiedsaudienz noch einmal äußerst gnädig empfangen worden, die Residenz und langte bei verhältnismäßig guter Gesundheit in Dorpat an. Es schien auch, daß die Besserung in seinem Zustande anhalten werde, aber Anfang März trat der Rückschlag nach den Petersburger Tagen ein, und die schwere Krankheit, an der er litt, kam zu ihrer vollen, sehr quälenden Entwicklung. Aber auch in diesen letzten Lebenswochen zwangen ihn die Verhältnisse eine Arbeit im Interesse der Hochschule auf sich zu nehmen, die ihn bis an den Rand des Grabes begleitete.

Die Erwartungen meines Vaters in bezug auf die baldige Bestätigung des Kommissionsprojektes, ohne es weiteren Veränderungen zu unterwerfen, hatten sich durchaus nicht realisiert. Der neue Minister war nicht der Mann, um ein Statut ohne weiteres zu akzeptieren, an dem er selbst nicht wenigstens mitgearbeitet hätte. Er hatte es für nötig befunden, dasselbe zunächst an viele Staatsmänner und Gelehrte des In- und Auslandes zur Begutachtung umherzuschicken, um dann auf Grundlage der einzukommenden Gutachten und vor allem seiner eigenen Ansichten ein neues Statutenprojekt aufzustellen. Dieser weite Umweg, den das Kommissionsprojekt bis zu dessen Bestätigung zu machen hatte, ließ vermuten, daß es in allen seinen Grundbestimmungen verändert werden würde und zwar in einer Richtung, die vorauszuahnen unmöglich war. Jedenfalls aber lag der Gedanke nahe, daß diese Veränderungen die für ein wissenschaftliches Institut zu dessen Gedeihen notwendige Stabilität gefährden könnten. Eine solche Lage der Statutsangelegenheit bewog das Konseil der Universität Dorpat sich dem Protest des Professors G. von Öttingen anzuschließen und das Projekt eines abgesonderten Statuts dieser Universität auszuarbeiten, welches dem Kurator zur Bestätigung vorgestellt wurde. Trotz schwerer Krankheit zauderte dieser keinen Augenblick, die Arbeit der Prüfung dieses Projektes vorzunehmen, da er die Richtigkeit der Bedenken und Befürchtungen des Konseils anerkannte und sich daher von seiner in der Kommission vertretenen Ansicht lossagte. Die Sitzungen, in welchen das Projekt mit einigen Delegierten der Universität

durchberaten wurde, fanden am Bett des Kranken statt, der sie oft halb bewußtlos und gegen große Schwäche ankämpfend begann, und dann doch immer die Willenskraft fand, seinen Körper dem Geist zu unterwerfen. Es wurde ihm die Genugtuung zu teil, diese Arbeit, die ihm am Herzen lag, zu Ende zu bringen, allerdings erst wenige Tage vor seinem Tode. Am 29. März schloß er sein amtliches Wirken mit einem Brief an den Kaiser ab, in welchem er u. a. sich in warmen Ausdrücken für die Ernennung des Estländischen Ritterschafthauptmanns, Grafen Kenserling, zu seinem Nachfolger aussprach.

Am 2. April 1862 verschied dieser Mann, der es wohl verdient, von den Balten in dankbarer Erinnerung behalten zu werden.





Wie erreichen wir bei unserer Schul- jugend eine möglichst vollkommene Beherrschung der russischen Sprache?

Von

Direktor Rudolf von Zeddelmann-Dorpat.

Für jeden, der offenen Auges und ohne Voreingenommenheit die Verhältnisse betrachtet, in denen wir leben, für jeden, der an die Zukunft seiner Kinder und an die unserer Heimat nicht ohne schwere Sorge denkt, kann es wohl keinem Zweifel unterliegen, daß wir allen Grund haben, die ernsthaftesten Anstrengungen zu machen, um unseren Kindern, besonders den Söhnen, eine möglichst vollkommene Beherrschung der russischen Sprache zu vermitteln. Es mag uns das unbequem, unwillkommen sein, aber die Zeit ist doch wohl vorbei, da man glaubte, diese Frage ignorieren zu können, da man blind beiseite schob oder sich mit allgemeinen Redensarten über das hinweghalf, was immer mehr zu einer Existenzfrage für den einzelnen und für die Heimat wurde. Ist es da nicht Pflicht der Gesellschaft und insbesondere der Eltern, dieser Frage einmal nüchtern ins Auge zu sehen? Ist es nicht die Pflicht aller derer, die da glauben, zu ihrer Klärung etwas beitragen zu können, dieses zu tun, ohne bei

ihrem Beginnen rechts oder links zu blicken und ohne danach zu fragen, ob dabei Dank zu ernten oder Popularität zu erhaschen ist?

Das sind die Erwägungen, die mich veranlaßt haben, die brennende Frage einer eingehenden Besprechung zu unterziehen, wie wir bei unserer Schuljugend eine möglichst vollkommene Beherrschung des Russischen erreichen könnten.

Wir werden zunächst festzustellen haben, was unter Beherrschung des Russischen oder überhaupt einer lebenden Sprache zu verstehen sei. Doch wohl mehr als die Fähigkeit, das in der fremden Sprache in den einzelnen Schulfächern Gelernte, resp. Umgelernte, zum Examen — sei es für 6, sei es für 8 Klassen — in dieser Sprache wiederzugeben. Denn hier kommen wir über die bloße Reproduktion speziell erlernten Stoffes nicht hinaus. In einer Sprache, die wir beherrschen, müssen wir aber auch produzieren, d. h. frei unsere Gedanken sprachlich ausdrücken können, wie in der Muttersprache. Also nur eine solche Handhabung einer fremden Sprache werden wir eine Beherrschung derselben nennen können, mittels deren wir unseren Gedanken einen adäquaten, d. h. völlig entsprechenden Ausdruck zu geben vermögen. Dies ist aber nur möglich, wenn wir in der fremden Sprache denken. Solange das nicht der Fall ist, kommen wir über das Übersetzen nicht hinaus, über das Umsetzen deutscher Gedanken etwa in französische oder russische Form. Das bleibt aber, selbst bei großer Übersetzungskunst, etwas Steifes, Gewolltes, Anstretes — besonders in der lebendigen Rede. Zieht doch jeder, der es kann, es vor, ein Werk im Original zu lesen und greift nicht zu einer Übersetzung! Fremdsprache und Muttersprache verhalten sich zu einander eben nicht wie Handschuhe und Hand. Ein guter Handschuh deckt falten- und lückenlos die Hand und behindert sie nicht in ihrem Gebrauch, engt sie nicht ein; eine fremde Sprache aber ist selbst eine Hand, ein lebendiger Organismus, so daß, wer sie beherrscht, eine Hand mehr zur Verfügung hat. Es müssen eben Ohr, Gedanke und Zunge auch in der fremden Sprache in die innige Wechselbeziehung gesetzt sein, wie in der Muttersprache.

Einige praktische Beispiele mögen das Gesagte erläutern. Als ich in Odessa Direktor einer Kirchenschule mit russischer Unterrichtssprache war, hatte ich eine russische Aktusrede gehalten. Man wünschte, sie auch deutsch gedruckt zu sehen. Übersetzen konnte ich meine Rede nicht — es wurde kein richtiges Deutsch — ich mußte sie von neuem deutsch denken und deutsch verfassen. Wiederholt bin ich gebeten worden, deutsch verfaßte Statuten ins Russische zu übertragen oder deutsch aufgesetzte Eingaben russisch zu redigieren. In ersterem Falle mußte dasselbe oft ganz anders gesagt werden, um russisch zu werden; im letzteren ließ ich mir den Inhalt der Eingabe genau angeben und verfaßte sie dann direkt russisch. Auf ganz sonderbare Dinge stößt man da auch in Schülerarbeiten. Ein Satz besteht aus richtigen russischen Wörtern, auch die grammatikalischen Formen sind an sich richtig — und das Ganze ist kein Russisch, ist so, wie es dasteht, ein Unsinn. Sieht man näher zu, so hat der Schüler sich einen schön stilisierten deutschen Satz im Kopf zurechtgelegt und ihn dann Wort für Wort ins Russische übersetzt, ohne zu ahnen, daß derselbe Gedankeninhalt im Russischen eine ganz andere Form erhalten muß.

Ist nun, fragen wir, eine derartige Beherrschung des Russischen für uns wirklich eine Notwendigkeit? Sehen wir zunächst davon ab, ob sich die Staatsregierung mit der bloßen Reproduktion des Examenstoffes in russischer Sprache begnügen wird, ja nehmen wir an, daß trotz der gegenwärtig sowohl in den Regierungssphären wie in der Reichsduma herrschenden nationalen Richtung, die überall, ganz besonders aber in den Grenzmarken, eine national-russische Schule fordert, unser gutes Recht auf ein deutsches Abiturium schließlich anerkannt wird, — ziehen wir bloß unsere eigenen Interessen in Betracht und fragen wir uns, ob wir, um bestehen zu können, das Ziel uns nicht weiter stecken müssen. Wenn wir als Staatsbürger des russischen Reiches in diesem Brot und Erwerb finden, unsere Interessen im privaten wie öffentlichen Leben genügend vertreten, uns im Dienste sowohl unserer Heimat als auch des ganzen großen Reiches betätigen wollen, müssen wir da nicht

das Russische im gesellschaftlichen Leben und amtlichen Verkehr, vor Gericht und in den Behörden, in Kommissionen, ja im Parlament frei handhaben können, um allen unseren Gedanken in russischer Sprache den entsprechenden Ausdruck geben, um diese Sprache als Verteidigungs- wie als Angriffswaffe frei gebrauchen zu können? Nur wenn wir das alles vermögen, werden wir Vollbürger des russischen Staates sein können, werden wir in der Lage sein, die Angriffe gegen unsere deutsche nationale Kultur zurückzuweisen, nur unter dieser Bedingung können wir hoffen, daß diese Angriffe endlich als unbegründet und überflüssig aufgegeben werden.

Kann nun die Schule uns eine derartige Beherrschung der russischen Sprache vermitteln? Die Antwort lautet: nein. Die Erfahrung lehrt, daß die Schule allein niemals eine lebende Sprache wirklich sprechen, mündlich und schriftlich beherrschen lehrt. Wir haben das von jeher am Französischen in unseren Schulen gesehen, sofern es nicht in Mädchenpensionaten wirkliche Umgangssprache war, wir erleben es in den russischen Mädchengymnasien im Reich, wie hier in den Provinzen, am Deutschen und Französischen. Wirklich sprechen lernen die Fremdsprache nur diejenigen Schülerinnen und Schüler, die diese Fertigkeit außerhalb der Schule erworben haben oder zu vervollkommen in der Lage sind. Die Unterrichtsstunden in der Schule allein lehren keine Sprache sprechen. Die Regierung hat das nur zu gut gewußt; deshalb machte sie zugleich mit der Schule Gericht und Verwaltung russisch. Und trotzdem hat sie das Ziel nicht erreicht. Hinter uns liegt eine mehr als zwanzigjährige Epoche, da es bei uns zu Lande nur russische Schulen gab. Hat die Jugend unseres Landes, die in dieser Zeit herangewachsen ist, das Russische beherrschen gelernt? Ach nein! Haben solche junge Leute, die das russische Gymnasium beendet haben, einmal in ganz anderen Angelegenheiten, beispielsweise eine Eingabe zu machen, so wenden sie sich ebenso an Leute, die die Reichssprache beherrschen.

Welches Ziel kann denn nun die Schule in bezug auf das Russische erreichen? Daß die Erlernung der rus-

sischen Sprache, so intensiv, wie sie in unseren Schulen betrieben wird, nicht nutzlos ist, liegt auf der Hand. Sehen wir näher zu, so ist es etwas nicht ganz Unerhebliches, was sie erreicht. Es läßt sich meiner Ansicht nach in folgenden vier Punkten zusammenfassen. 1. Sie gibt zunächst eine feste grammatische Grundlage für eine gründliche Erlernung der russischen Sprache, und diese hat ihre bleibende und nicht zu unterschätzende Bedeutung. Die Erfahrung der letzten Jahre am Französischen hat wieder bewiesen, daß die rein natürliche Methode, bei der die Grammatik bloß durch Sprechen, Lesen, Wiedererzählen, Auswendiglernen, Frage und Antwort gelernt werden soll, den Schülern keine Sicherheit im Gebrauch der fremden Sprache gewährt. Weil sie die grammatischen Formen nicht systematisch und rasch bilden gelernt, geben sie sich keine Rechenschaft über sie und sind nicht imstande, sie gegebenenfalls neu zu bilden, wenn das Gedächtnis versagt. Gedanke und Form finden sich nicht, und mit dem Bewußtsein der richtigen Form entschwindet die Fähigkeit zu sprechen. Wie viel mehr muß das im Russischen mit seiner so außerordentlich formenreichen Etymologie der Fall sein! Jedenfalls gewährt eine solche grammatische Grundlage auch für eigene Beschäftigungen im Russischen, sowie bei später sich einstellender Praxis eine große Erleichterung und verleiht Zuversicht in Handhabung der Sprache. In den 70er und 80er Jahren haben mir das frühere Schüler, die ihren Wirkungskreis im Innern des Reiches in ganz russischer Umgebung gefunden hatten, wiederholt dankbar bestätigt. 2. Orthographisch und grammatikalisch richtiges Schreiben. 3. Volles Verständnis russischen Schrifttums geschichtlichen, allgemein wissenschaftlichen und belletristischen, mit Hilfe eines Wörterbuchs auch spezialwissenschaftlichen und technischen Inhalts, da die wissenschaftliche und technische Terminologie ja auch in der Muttersprache nicht durch die Schule vermittelt wird, sondern besonders angeeignet werden muß. 4. Verstehen des vom Lehrer in russischer Sprache Vorgetragenen und Gesprochenen und eine, freilich recht beschränkte Fertigkeit, das russisch Gelernte in dieser Sprache nach dem Buche, in geringem Grade mit eigenen Worten

wiederzugeben. Eine besondere Stellung nehmen hier Mathematik und Physik ein. Da diese Fächer in und mit der Materie dem Schüler auch ihre ganze Terminologie aneignen, können sie sehr gut, erst russisch repetiert, in den obersten Klassen russisch gelernt, vom Schüler sprachlich ganz beherrscht werden. Im allgemeinen aber liegt in der zu geringen Fertigkeit im Sprechen das Mangelhafte und Ungenügende des in der Schule Erreichbaren; hier wird also der Hebel anzusetzen sein, wenn wir ein Mehr, eine wirkliche Beherrschung des Russischen erreichen wollen.

Daß das oben in vier Punkten skizzierte Ziel in der Schule erreicht werden kann, ist meine feste Überzeugung, freilich nur bei richtiger Organisation des Unterrichts. Was hier zu sagen wäre, habe ich an anderer Stelle, in meinem auf dem zweiten baltischen Lehrertag gehaltenen Vortrag, ausführlich dargelegt. Ich berühre hier nur einige Punkte, in denen die Schule durchaus der Hilfe der Eltern, des Hauses, bedarf. Da ist zunächst die russische Lektüre zu nennen. Die Schule kann in dieser Beziehung auf den einzelnen viel zu wenig Zeit und Arbeit verwenden, deshalb müssen die Eltern diese Sache in die Hand nehmen und nicht nur verlangen, daß sich die Kinder aus der Schülerbibliothek mit russischen Büchern versehen, sondern auch dafür sorgen, daß diese Bücher wirklich und richtig gelesen werden. Zum richtigen Lesen gehört vor allem, daß die Kinder sich gewöhnen, laut oder wenigstens halblaut zu lesen, jedenfalls so, daß jedes Wort wirklich ausgesprochen wird, denn nur so wird das Lesen zu einer Übung für Zunge und Ohr, nur so kann allmählich die im Russischen so überaus schwierige und keinen strikten Regeln sich fügende Betonung der Wörter erlernt werden. Freilich muß dazu ein russisch-deutsches Wörterbuch (am besten das von Pawlowski) benutzt werden, selbst wenn die Vokabeln nicht ausgeschrieben und gelernt werden; auch gibt es speziell für die Betonung Hilfsbücher, wie das von Fr. Weidmann verfaßte Büchlein: Russisches grammatisches Wörterbuch, St. Petersburg, Kommissionsverlag G. Schmitzdorff, 1891. In eigenen Büchern empfiehlt es sich sehr, in allen ermittelten Fällen mit der Bleifeder die Akzente zu bezeichnen, weil sie sich

durch das Auge dem Gedächtnis besser einprägen. Der Nutzen fleißiger Lektüre ist ein zweifellos; ich habe immer bemerkt, daß die Schüler am besten lesen und schreiben und allmählich auch mehr Fertigkeit im fließenden Sprechen gewinnen, die am meisten russisch lesen, womöglich vorlesen.

Zwei Umstände erschweren den Schulunterricht ungemein und machen sich in der lebenden Sprache, dem Russischen, besonders störend geltend. In erster Linie ist es die unglaubliche Zerfahrenheit und große Nervosität der heutigen Jugend, besonders in den unteren und mittleren Klassen. Es muß das mit unseren allgemeinen Lebensverhältnissen, in dem unruhigen, drängenden Hasten der Jetztzeit, der Epoche der Eisenbahnen, Telegraphen, Telephone, Automobile, der täglichen Zeitungen, mit dem Sensationsbedürfnis unserer Zeit und den fortwährenden Veranstaltungen und rauschenden Vergnügungen, in die die Jugend viel zu sehr hineingezogen wird und durch die sie, wenn sie die Nervosität nicht schon von den Eltern ererbt hat, nervös gemacht wird, zusammenhängen. Noch vor zwei, drei Jahrzehnten war das ganz anders — das Leben der Schulkinder verlief ruhiger, in engeren, natürlicheren Bahnen, war mehr auf seinen eigentlichen Zweck, die Schule, zugeschnitten. Wenn wir da helfen wollen, müssen wir des Lebens Kreise für unsere Schulkinder wieder enger ziehen: sie sollen früh schlafen gehen (statt bis in die Nacht hinein dem Vergnügen nachzuhängen), mehr Erholung, aber nicht Zerstreuung haben, weniger in die Tagesinteressen der Erwachsenen hineingezogen, vor Aufregung gehütet werden, namentlich vor aufregender, nerventzehlender Lektüre bewahrt bleiben. Es ist unglaublich, welch' einen Schaden hier die moderne, billige, nerventzehlende Schundliteratur anrichtet. Ist uns doch z. B. ein Fall bekannt, wo ein Schüler einer Mittelklasse anfing immer unaufmerksamer, zerfahrener, ja schließlich geradezu geistesabwesend zu werden. Und was stellte sich heraus? Der Junge erhielt für jede genügende Nummer 5 Kopeken und verwandte all sein Geld zum Ankauf der berüchtigten Nic Carter-Hefte, die er verschlang, in deren Erzählungen er ganz lebte und webte und von denen er einen ganzen Stoß besaß und natürlich auch anderen auslieh! Ein zweiter großer Übel-

stand ist, daß die Schüler, besonders in den mittleren Klassen, in den langen Sommerferien so sehr viel vergessen, daß man oft das Gefühl hat, man müsse die Arbeit des ganzen verflossenen Schuljahres wieder von vorn anfangen. Das macht sich nun ganz besonders nachteilig bei den lebenden Sprachen bemerkbar, wenn plötzlich auf zehn Wochen jede Übung in denselben aufhört. Daher müssen die Eltern dafür sorgen, daß das im Russischen, seiner eminenten Wichtigkeit für die Schüler wegen, nie Platz greife. Für Lesen, Diktatschreiben oder Abschreiben mit nachheriger Zeichensetzung kann schließlich in jeder Familie gesorgt werden. Dann wird der Schüler im August, beim Wiederbeginn des Unterrichts, wenigstens nicht wie an ein ganz neues Fach ans Russische herantreten. — Nach den Gründen, warum die Schule das von uns für wünschenswert, ja notwendig erkannte Ziel nicht erreichen kann, werden wir nach dem Gesagten nicht weit zu suchen haben. Es fehlt unserer Schuljugend eben die praktische Übung im Russischsprechen im Hause und mit den Dienstboten, auf der Straße, im öffentlichen Leben, im Verkehr, wie sie beispielsweise der Petersburger oder Moskauer deutsche Knabe hat. Bei uns dagegen beschränkt sich die ganze Praxis unserer Kinder auf 6—7 Stunden in der Woche, bezieht sich nur auf bestimmte Schulfächer; der Verkehr findet nur mit dem Lehrer statt. —

Welchen Schluß haben wir aus dem allen zu ziehen? Daß wir uns nach Mitteln und Wegen außerhalb und neben der Schule umsehen müssen, wenn wir unseren Kindern eine möglichst vollkommene Beherrschung des Russischen fürs Leben vermitteln wollen. Meiner Ansicht nach kommt hier folgendes in Betracht.

1. Das sicherste Mittel, seine Kinder wirklich russisch sprechen zu lehren, sind russische Bonnen, die geeignetste Zeit hierfür ist die Periode zwischen der Entlassung der Wärterin und dem Beginn des Besuchs der öffentlichen Schule. Kinder dieses Alters lernen Sprachen meist sehr leicht sprechen. Das Ohr gewöhnt sich an die fremden Laute, die Zunge wird gebrochen; ohne es selbst zu merken, lernt das Kind in der fremden Sprache denken.

Weitere nicht zu unterschätzende Vorteile sind: eine große Erleichterung, die man dem Kinde für eines der schwersten Schulfächer bietet, und die Möglichkeit, auf der einmal erlangten Grundlage, die Fertigkeit im Sprechen leicht in späteren Jahren wieder auffrischen zu können. Daß es oft schwierig ist, die richtige Wahl der Personen zu treffen, daß viele so manche Enttäuschungen erleben und Wechsel werden vornehmen müssen, ist ja gewiß richtig, berechtigt aber die Eltern nicht, in ihrem instinktiven Widerstand gegen diese Maßregel zu verharren, weil sie dann an ihren Kindern ein Unrecht begehen. Ganz unbegründet ist die Furcht, es könnten die Kinder ihrem Deutschtum durch russische Bonnen entfremdet werden. Wo Eltern und Haus deutsch bleiben, wo die Eltern daran festhalten, selbst mit ihren Kindern nur in der Muttersprache zu verkehren, ist solch eine Furcht — Gespensterfurcht. Ein praktisches Beispiel. Ich verbrachte den vorigen Sommer auf der Insel Margön in einer größeren Pension, die 25 Personen umfaßte, lauter deutsche, darunter viel Kinder, bis auf eine sehr gebildete und sehr angenehme russische Familie, deren Glieder zum Teil des Deutschen wenig mächtig waren. Die Folge davon war, daß die ganze Gesellschaft, am lebhaftesten die Kinder, mit den Russen russisch verkehrte, während es niemand einfiel, mit den Deutschen anders als deutsch zu sprechen; bei gemeinsamen Unternehmungen prävalierte das Russische als die allen zugängliche Sprache. Die Selbstverständlichkeit und Leichtigkeit dieses Verkehrs ließ mich danach forschen, woher den Deutschen ihre praktische Beherrschung im Russischen gekommen: sämtliche Familien hatten russische Bonnen bei ihren Kindern oder sonstige Praxis im Russischen für sie gehabt. Am schlechtesten schnitten mit ihrem Können die anwesenden Livländer ab. 2. Ist nun aber dieser sicherste Weg zum Ziel versäumt oder durch die Verhältnisse unmöglich gewesen, so empfehlen sich russische Sommerlehrer resp. Kameraden, um wenigstens nach Möglichkeit das in früher Jugend Versäumte nachzuholen und seine Kinder in die Praxis einzuführen. Bei jüngeren Knaben empfiehlt sich wohl mehr der russische Kamerad, doch lassen sich da keine Vorschriften geben. Jedenfalls muß mit dem täglichen und stündlichen Verkehr ge-

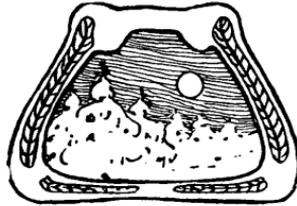
meinsame russische Lektüre Hand in Hand gehen, besonders das Vorlesen seitens der deutschen Kinder gepflegt werden, und müssen den Kindern solche Gelegenheiten eine Reihe von Sommern hintereinander geboten werden, wenn ein wirklicher Erfolg erzielt werden soll. Auch kann man später wieder einmal, nach längerer Pause, dazu greifen.

3. Größere Knaben ins Innere des Reichs in russische Häuser als Sommerlehrer zu schicken, selbst wenn ihre Aufgabe dort im Deutschsprechen besteht, bringt den Betreffenden erklecklichen Nutzen, da die Versetzung in vollständig russische Umgebung ganz von selbst viel Übung im Russischsprechen für sie mit sich bringt. Sie bringen mindestens das mit nach Hause, daß sie sicherer und ungezwungener sind in der russischen Konversation.

4. Als letztes Mittel sind schließlich russische Lehr- und Konversationsstunden während der Schulzeit zu nennen. Sie dürfen nicht unter zweimal wöchentlich eingerichtet sein und sind praktischer Weise auch mit orthographischen Übungen zu verbinden. —

Ich bin am Schlusse meiner Ausführungen. Werden sie Erfolg haben? Die Situation ist ernst genug. Ich bin der festen Überzeugung, daß unsere Zukunft davon abhängt, ob wir den heranwachsenden Generationen die Beherrschung der russischen Sprache vermitteln oder nicht. Sehen wir uns doch um, unter welchen Verhältnissen wir leben. Gibt es einen Beruf, gibt es eine offizielle Stellung im Leben, die man auch nur in unseren Provinzen heutzutage ohne Russisch bekleiden kann? Der Advokat hat vor dem russischen Gericht zu verteidigen und zu vertreten, der Stadtarzt muß seine ganze offizielle Korrespondenz russisch führen, der Professor russisch lesen, der Stadtverordnete wie der Reichsdumaabgeordnete russisch verhandeln. Ist es uns nicht gerade deshalb vielfach so schwer geworden, die richtigen Leute an den richtigen Platz zu stellen, weil wir in der jetzt wirkenden Generation zu wenig Personen haben, die des Russischen genügend mächtig sind? Und vergessen wir nicht, daß in dem Konkurrenzkampf, der unserer Jugend in der Heimat bevorsteht, neben der Tüchtigkeit in den Leistungen auch die Sprachenfrage von ausschlaggebender

Bedeutung sein wird. Wie, wenn doch einmal bei der Besetzung der Landesposten wieder die Landesfinder an die Reihe kommen, und wir versagen, weil wir die Reichs Sprache nicht beherrschen? Dann lastet auf uns, unseren Kindern gegenüber die Verantwortung, daß wir sie für den Kampf des Lebens nicht genügend ausgerüstet haben.



Gedichte.

Von

Maurice R. von Stern-Linz a. D.

Heimatkirchlein.

Der Wanderer schritt aus Waldesnacht
Hernieder in das abendliche Thal.
Da ist ein Glöcklein aufgewacht
Und läutete mit einem mal
Verträumt mit zitterndem Klange.

Da hat er sinnend hingeschaut.
Schon blinkte hier und da ein wandernd Licht.
Nur der gedämpfte Glockenlaut,
Wie wenn ein Kind im Traume spricht,
Wanderte über die Dächer.

Und wie zum letzten Male schwang
Der Klöppel wie in müdgewordner Hand,
Im Uhrwerk ein Gesumm erklang,
Das war ihm lieb und tiefbekannt:
Ein Herzenslaut des Erkennens!

O Heimatkirchlein tief im Thal,
Was sagt dein heiserer, mütterlicher Mund:
„Kommst du nach Hause auch einmal,
Und ist dein Herz nicht krank und wund
Von der verworrenen Fremde?“

Mein Weib.

(Zum Bildwerk von Adele Paasch).

Sei still, mein Weib! Auf starker Schulter trage
Ich dich, mein Kleinod, schwebend durch die Welt.
Kein Wagnis gibt's, das ich für dich nicht wage,
Kein Feindliches, das nicht an mir zerschellt.

Mich rührt dein unerschütterlicher Glaube,
Dein sorgenloses, stilles Angesicht.
Vertrau' dich mir, du meine sanfte Taube,
Denn ich bin stark wie Stahl und stolpre nicht!

Wer will dich kränken, meine süße Seele?
Mein Wille tötet; denn er ist ein Schwert.
Mir nahe nur, wer ohne Furcht und Fehle,
Mir nahe nur, wer Wundenweh begehrt!

Geborgen ruhst du so in unsrem Bunde,
Dem Vogel gleich, der in der Wildnis wohnt
Durch einen Lebenshauch von deinem Munde
Bin ich beglückt und königlich belohnt!

Wandernde Quelle.

Fern hallt von der Straße ein Roßgetrab'.
Mit des Schlummers träumendem Critte,
Es geistert die Quelle das Tal hinab
Wie hastenden Wanderers Schritte.

Ein Stocken und Stolpern von Stein zu Stein,
Ein Flüstern und Rauschen und Raunen.
In den Büschen silbert der Mondenschein
Und es haucht durchs Tal wie ein Staunen.

Kein Laut sonst in webender Einsamkeit.
Keines Vogels huschende Flüge.
Die Seele wird wie die Nacht so weit
Und hört ihre Atemzüge.

Das Stolpern der Quelle in Nacht hinaus,
Es gleicht dem entfliehenden Leben.
Das tastet und hastet im Traum nach Haus
Und will sich dem Strome ergeben.

Der gleitet ruhig im Mondlicht daher.
An ihn darfst du, Quelle, dich schmiegen.
Er führt dich fort in das glitzernde Meer,
Wo azur'ne Wellen dich wiegen!

Herbstlicher Mondnebel im Tal.

Tief aus dem Cauwald graue Nebel klettern
Das Tal hinan, wo Traum und Schweigen wohnt.
Aus dunstigem Hofe spiegelt sich der Mond
In nebelnassen, herbstlich gelben Blättern.
Kein Laut im Tal als nur dies Nebeltriefen,
Kaum hörbar in des Mondes fahlem Licht.
Wie wenn im Traum ein lallend Kindlein spricht,
Ein Quellgeriesel in den dunklen Tiefen.

Und aus den Nebeln spinnst das trübe Glimmen
Des herbstlich bleichen Mondes einen Flor,
Der tastet sich am bunten Laub empor
Und läßt das Tal in Silberduft verschwimmen.
Er gleitet an den taudurchnäßten Hängen
Und schleppt in Perlen über Kluft und Stein.
Durch Schluchten silbern schluchzt das Wasserlein
Und lullt sich ein mit seinen Traumgesängen.

Und endlich ruht das Tal in diesem Klange
In Traum versunken wie verzaubert da.
Die tiefste Feierstunde ist nun nah
Und auch die Seele schweigt von ihrem Drange.
Im Mondennebel senkt sie ihre Schwingen,
Von Tau beschwert, auch in des Traumes Ruh,
Und hört nur noch dem Blättertropfen zu
Und lauscht im Grund dem dumpfen Wasserklingen.





Die arme Baronin.

Eine Novelle

von

Eugen Bergmann-Smilten.

Als die altmodische Uhr im Speisezimmer auf Freudenheim — so hatte der Baron das bescheidene neue Wohnhaus mit boshaftem Lächeln getauft — die zweite Nachmittagsstunde schlug, erhob sich die junge Frau Baronin von ihrem Stuhl, in dem sie mit einer Stiderei gegessen hatte, packte Nadel und Wolle hastig in den Arbeitskorb, griff nach einem leichten Tuch und öffnete geräuschlos die auf den Korridor führende Tür. In dem dämmerigen Gang war alles still und keine Menschenseele sichtbar. Sie nahm die Schleppe ihres schwarzen Kleides zusammen, schlich auf den Zehen bis an die Tür, die in das Zimmer ihrer Mannes führte und legte ihr Ohr an das Schlüsselloch. Er schlief. Man hörte seine festen, regelmäßigen Atemzüge.

Behutsam ging sie bis an das nächstliegende Gemach, das die alte Baronin, ihre Schwiegermutter, bewohnte. Auch hier drückte sie ihr Ohr an das Schlüsselloch und als sie auch hier das Atmen einer Schlummernden gehört, glitt ein befriedigendes Lächeln über ihr blaßes Gesicht. Sie würden vor drei nicht erwachen,

das wußte sie; ihr blieb also eine Stunde. Hastig knotete sie das Tuch um die dunkeln Flechten, ging eilig den Gang hinab und klinkte die Tür auf, die in die offene Veranda führte. Es war in den letzten Tagen des April. Ein warmer Sonnenschein lag über dem halbergrüntem Garten, still und mild war die Luft und von dem etwas erhöhten Vorbau hatte man einen schönen Blick über den kleinen Park hin ins Weite.

Über Felder und Wiesen, denen der junge Frühling schon ein schüchternes Grün aufgetragen hatte, sah man bis an den fernen Wald, der den Horizont säumte und blau und mählich verdämmerte.

Wie oft schon hatte die junge Frau so hinausgeschaut und es hatte ihr immer lieblich geschienen zu träumen, jener Waldstreif dort in der Ferne sei das Meer und die weißen Wolken, die langsam darüber hinglitten, seien Segelboote, die einem unbekanntem Lande zustrebten. Sie schritt die Stufen hinab und als sie den Diener gewahrte, der verdrossen an der Tür des Gartenhäuschens lehnte, in dem man ihren geisteskranken Schwager untergebracht hatte, winkte sie ihn heran. „Wie geht es heute, Jakob?“

„Ach Gott,“ entgegnete er mürrisch, „es ist wahrhaftig kaum auszuhalten. Er hat heute wieder einen unruhigen Tag. Die Karaffe hat er an die Wand geworfen und das Leegeschirr aus dem Fenster. Da hab ich ihm dann das Schlaspulver gegeben. Nun ist er eingeschlafen.“ Der müde Ausdruck im Gesicht der Baronin trat stärker hervor und sie sagte mit einem Seufzer: „Bleiben Sie jetzt eine Stunde im Hause und achten Sie darauf, wenn etwa mein Mann oder meine Schwieger-, die alte Baronin“ verbesserte sie, „schellen sollte. Rufen Sie mich dann sofort, ich will nur meinen Gang durch den Garten machen.“

Sie bemühte sich in einem bestimmten, befehlenden Ton zu reden, allein es wollte ihr heute ebensowenig gelingen, wie es ihr in diesen vier langen Jahren, die sie nun schon „Frau Baronin“ war, nicht gelungen war.

Sie würde es nie lernen, das sah sie ein.

Ohne den Kopf nach dem Diener zu wenden, ging sie

weiter. Ach, nur zu wohl bekannt waren ihr die Mienen der Dienstleute hinter ihrem Rücken, zu wohlbekannt jenes freche Lächeln, mit dem sie ihr nachzustarren pflegten, ganz als wollten sie sagen: „Ei, seht doch einmal das Mariannchen! Vor vier Jahren stand sie noch hinter dem Schenktisch des Vaters im Wahrningkrüge und goß jedem, der es verlangte und bezahlen konnte, den Schnaps ein und nun da sie so ein Barönnchen zum Mann bekommen hat, das kaum was zu beißen und zu brechen hat, hält sie sich für ein Wundertier, glaubt Gott weiß was zu sein und ist und bleibt doch nichts weiter als das Mariannchen aus dem Wahrningkrüge.“

O ja, sie kannte dies heimliche Zischeln und Tuscheln und, was das Schlimmste dabei war, in ihrem Herzen mußte sie den bösen Zungen recht geben. Wenigstens in dem Einen: sie war wirklich nichts weiter als das Mariannchen aus dem Wahrningkrüge. Und sie fühlte es, sie blieb es auch. Manchmal, namentlich im ersten Jahr ihrer Ehe, da hatte sie allerdings geglaubt, sie sei etwas ganz besonders Feines, etwas besonders Bornehmes geworden. Gott, damals als der Baron die kleine, unerwartete Erbschaft vom Onkel gemacht und sich den hübschen englischen Wagen und die beiden Kappen angeschafft hatte, die im Zaumzeug die Krone in Silber trugen, damals glaubte sie auf dem Gipfel der Seligkeit zu stehn.

Doch jene Zeit war hin. Jetzt belog sie sich selber nicht mehr. Nur in dem Einen hatten die Leute nicht recht, und wenn sie es auch immer und immer wieder behaupteten: hinter dem Schenktisch im Wahrningkrüge hatte sie nie gestanden und nie hatte sie den Leuten den Schnaps eingegossen. Das war einfach eine Unwahrheit.

Als sie fünf Jahr alt gewesen, hatte das Ehepaar Bergfried — sie hatten das Güttchen Steinhof in Pacht — sie an Stelle ihres einzigen, verstorbenen Kindes ins Haus genommen, hatte sie großgezogen, geschult, ja es bei ihren sehr bescheidenen Mitteln noch möglich gemacht, sie auf ein Jahr nach Riga hinzugeben, wo sie feinere Handarbeiten und etwas Musik gelernt hatte.

Sie sollte auch noch die Kindergärtnererei erlernen, aber daraus war nichts geworden, denn als sie ihren zwanzigsten Geburtstag

hinter sich hatte, waren die Pflegeeltern unvermutet in wenigen Wochen nach einander gestorben, und sie war wieder in den alten, baufälligen Wahrungskrug zurückgekommen. Zu den Eltern.

Denen geschah damit keine sonderliche Freude. Hinter dem Schenkisch wollte sie nicht stehn, wie das kleine zehnjährige Lenchen, und einen Wirt oder Schmied heiraten wie die beiden älteren Schwestern, mochte sie ebenfalls nicht. Es war auch keiner da, der sie gleich genommen hätte. Und eine Stelle war auch nicht zur Hand.

Um diese Zeit hatte der Baron angefangen, ins Haus zu kommen. Erst selten, dann immer häufiger, bis er sie eines schönen Tages zur Frau begehrt hatte.

In solchen Gedanken ging sie langsam den Weg hinab, immer weiter den Bäumen und Sträuchern entlang, bis an das Ende des Parkes. Dort, unter einer alten, breitästigen Eiche, die dicht an der niedrigen Gartenmauer ihren Stand hatte, war das Plätzchen, zu dem sie sich täglich um diese Stunde, wenn alles im Hause schlief, stahl. Sie mußte diese Zeit wählen. Ihr Mann litt es nicht, daß sie diesen Gedanken nachging. Er nannte das „eine alberne, krankhafte Sentimentalität“, und deshalb verbarg sie diesen Gang sorgfältig vor ihm.

Das Plätzchen sah aus wie ein kleines Gartenbeet; wie ein Beet, das man fürs Frühjahr in einem Garten, in dem man sparsam mit der Erde umgehen muß, anzulegen pflegt. Weißer Krokus stand auf dem etwas erhöhten Fleck, und Blüte an Blüte, wohl einige hundert und darüber, stieg aus den schmalen grünen Halmen. Nun, da der Sonnenschein drauf lag, hatten sich die zarten Kelche alle weit geöffnet, und der schwache, süße Duft, der ihnen entströmte, hatte einige früherwachte Bienen herangelockt, die mit leisem Summen ihrer Arbeit nachgingen.

Die junge Baronin kniete vor dem Blütenhügel nieder und beugte sich tief über die Blumen, bis daß sie die kühlen Kelche mit ihren Lippen berührte.

Wie wohl, wie wohl tat ihr das und wie lind wehte ihr der Duft um Augen und Stirn.

Und ihr war, als sähe sie hinab in die dunkle Erde,

hinab bis an die Stelle, wo das namenlose Seelchen in dem kleinen, weißen Kasten lag, als kämen die Wurzelfasern ihrer Lieblingsblumen alle aus dem starren Herzen ihres Kindes und als rief es leise aus jeder Blumenglocke: „Mutter! Mutter!“

Immer deutlicher glaubte sie alles zu sehn, trotz der Tränen, die ihren Blick trübten und ihr langsam über die Wangen rannen.

Das wachsgelbe Gesichtchen hatte so ruhig lächelnd auf den Kissen gelegen, als man es ihr zum letzten Kuß gereicht und sie mit zitternder Hand die rosa Decke um den kleinen, kalten Körper gebreitet hatte.

Mit welcher Freude, mit welch' stillem Entzücken hatte sie die Nadel an eben dieser Decke geführt! Ihr sollte das Kind gehören, ihr ganz allein. Wie viel Träume hatte sie gesponnen, die wie Goldfäden durch ihre einsamen Tage gingen. Alles sollte anders werden in ihrem Leben: Sonne und Glanz sollte wiederkehren, nichts würde sie beugen, alles würde sie tragen, lächelnd und glücklich.

Sie hatte aus ihren Noten, die so lange Zeit achtlos auf dem Ständer gelegen, alle Wiegenlieder hervorgesucht, hatte, wenn ihr Mann nicht daheim war und das war meist immer der Fall, sich an das Klavier gesetzt und eins nach dem anderen so lange gesungen, — die alte Baronin und der kranke Schwager waren damals noch nicht im Hause gewesen — bis sie all die Strophen auswendig kannte. Alles für das Kleine, das den Sonnenschein in ihr Leben bringen sollte. Und als sie es endlich in den Armen hielt, dieses so sehnlich erwartete Kind, da hatte es nur ein paar Mal die Augen aufgeschlagen, einige Atemzüge gemacht und war dann tot gewesen. Wer weiß — vielleicht war der Bube klug und seine Mutter töricht!

Sie wehrte den Tränen nicht, die ihren Augen entströmten und in die Frühlingsblumen rollten. Es tat ihr wohl, und sie konnte hernach den Rest des Tages immer leidlich überstehn. Wie die Zeit doch dahinslog! Heute wäre der Knabe anderthalb Jahr geworden. Ja, gerade heute am siebenundzwanzigsten April, und da hätte er schon alles sicher verstanden, was seine Mutter mit ihm geplaudert, und gewiß hätte er ihr lächelnd

zugejauchzt, wenn sie ihm die Liederchen vorgesungen. Wie ging doch das eine, für das sie immer eine besondere Vorliebe gehabt? Sie stützte den Kopf in die Hand und sang leise:

„Engel vom Himmel, so lieblich wie du,
Schweben ums Bettchen und lächeln dir zu;
Später zwar steigen sie auch noch herab
Über sie trocken nur Tränen dir ab.“

Dann schwieg sie. Ein leichter Wind hatte sich erhoben; sie glaubte ihn zu sehn, wie er über den Park, über die Zweige der Bäume und über die Zweiglein des Gesträuchs dahergeflogen kam, und als er ihr über die feuchten Wangen fuhr, nickte sie. Das war das tränentrocknende Engelnchen! Und sie begann aufs neue:

„Jetzt noch, mein Söhnchen, ist goldene Zeit,
Später, ach später ist's nimmer wie heut:
Stellen erst Sorgen ums Lager sich her,
Söhnchen, dann schläft's sich so ruhig nicht mehr.“

Eine Weile saß sie noch und sann, dann fuhr sie aus ihrem Geträume empor, strich mit der Hand über die weißen Krokusblüten und erhob sich.

Doch ins Haus ging sie noch nicht. Sie schwang sich auf die breite, moosbewachsene Gartenmauer und stützte den Kopf an den Stamm der knorrigen Eiche. Das gab ihr immer so ein Gefühl der Kraft. Vor ihr breitete sich weit nach allen Seiten hin eine fruchtbare Ebene aus. Hier und da tauchte wie eine Insel eine Gruppe schlanker Birken auf, ein Hügel hob sich in schönen Linien aus dem flachen Lande und der Wald, der in seiner geheimnisvollen Bläue herüber schimmerte, umsäumte das alles. Über ihr segelten auch heute wieder schneeweiße Wolken und von Ferne her klangen abgebrochen die Töne einer Weidenflöte. Das war Jahnit, der die Schafe hütete, und dabei eine Volksweise blies.

Dort, weit nach links, mußte das Haus ihrer Eltern liegen, die sie nun seit vier langen Jahren nicht gesehen hatte; dort in

der dämmernden Ferne lag alles, was ihr einst lieb gewesen war, dort lag ihre Jugend, ihre Kindheit.

Sie kam sich so alt vor mit ihren vierundzwanzig Jahren, so müde, so ermattet. Und wie sie so saß und hinaus sah, fiel ihr das Bild ein, das im Wohnzimmer über den Sopha hing, und das sie wohl täglich mehr als ein Mal teilnahmvoll zu betrachten pflegte.

Es war die Nachbildung der Anselm Feuerbach'schen Iphigenie. Die schlanke Gestalt saß an einer niedrigen Mauer, den Kopf auf die Hand gestützt und schaute hinaus über das Meer, das weit und grenzenlos hinter der Mauer auftauchte. „Das Land der Griechen mit der Seele suchend“.

So kam sie sich vor in diesem Augenblick. Was sie mit der Seele suchte, war die Vergangenheit, die Freiheit, die sie, gleich jenem törichten Esau, der das Recht seiner Erstgeburt um ein Linsengericht hingegeben, um einen vergoldeten Käfig verhandelt hatte. Bleisünder lag es auf ihrer Brust, und jedes Mal, wenn sie die linde Frühlingsluft einsoß, fühlte sie einen brennenden Schmerz in ihrem Herzen. Dort lag die Welt und das Leben, aus jenem im Blau verschwimmenden Walde klang es wie Silberglocken, und sie hätte die Arme ausbreiten mögen, um diese dämmernde Ferne an sich zu ziehen, sie an das Herz zu pressen. — Und wenn sie den Kopf rückwärts wandte, so sah sie aus dem grünen Park die frischgetünchten Mauern des Gutsgebäudes aufsteigen, das ihr Mann an Stelle des alten Holzhauses hatte aufführen lassen; dem er in seiner ironisierenden Manier den stolzen Namen „Schloß Freudenheim“ beigelegt hatte und in dem die Seldernströms hausten.

„Schloß Freudenheim!“ Sie lächelte bitter. Wenn vor drei Jahren nicht die Erbschaft vom alten Onkel gekommen wäre, und wenn vor vier Jahren nicht gerade zu gelegenster Zeit eine alte Tante das Zeitliche gesegnet hätte, so wäre wohl „Schloß Sorgenheim“ der richtige Name gewesen.

Wo waren die Zeiten der Verblendung hin, da sie in törichtem Stolz jedes weiße Blättchen mit „Marianne Baronin Seldernström“ beschrieben und den Titel „Frau Baronin“

nicht genug hören konnte?! Weit und begraben und tot wie jene kindische Marianne, die in Unwissenheit und Verblendung in diese Ketten gesprungen, die sie nun nimmer abstreifen konnte und in denen sie sterben würde, wie jener Sträfling, den man auf Lebenszeit verurteilt hatte.

Ach, dieses Leben war gar kein Leben mehr. Wenn sie zum Beispiel an den gestrigen Tag dachte. Fürchterlich! Den ganzen Morgen hatte sie das unartifulierte Geschrei des Wahnsinnigen gehört, vor dem sie sich so entsetzlich fürchtete und es doch nicht zeigen durfte, denn dann ward ihr Mann zornig, und nachmittags hatte sie ihrer Schwiegermutter, die wieder stark unter ihrem Rheumatismus litt, aus Ischoffes „Stunden der Andacht“ vorlesen müssen. Die hatte ihr dann hernach einen Vortrag über die Familie Seldernström gehalten. Zum so und so vielen Mal.

Es sei eine Verblendung Alexanders gewesen unter seinem Stande zu heiraten, einer seiner bizarren Einfälle. Sie sei eine Baroness Falk aus dem Barnimschen Hause, ihre Urgroßmutter eine Gräfin Molden, mit den Radziwills verschwägert, und noch nie wären die Seldernströms eine Mesalliance eingegangen. Freilich, es sei ja wahr: Alexander habe zuerst um Alice von Meißt gefreit und um Esparance von Richter, und als er von beiden einen Korb bekommen, da sei ihm die erste Beste grade recht gewesen. „Die Gänse sollen sich ärgern“ hatte er gesagt und das „Was mache ich mir daraus!“ sei immer seine Devise gewesen. Und broulliert habe er sich schon so wie so mit dem größten Teil seiner Nachbarn und Verwandten. Aber es bringe kein Glück und gereiche niemanden zum Segen, die Traditionen der Familie zu verleugnen.

Dann hatte sie seufzend geschwiegen und sich einen neuen Abschnitt, den „über Menschenliebe und Selbsterkenntnis“, vorlesen lassen. Und dann die Nacht darauf, die letzte Nacht. Noch fürchterlicher. Der Baron war zur Kartenpartie nach Schwarzenstein gefahren, sie war abends allein gewesen und hatte immer weinen müssen, und als sie endlich eingeschlummert war, hatte sie geträumt, Jakob, der Diener, stände an der Tür

und spräche frech: „Pfui, so läßt du dich beschimpfen.“ Davon war sie aufgefahren und hatte wieder weinen müssen, ohne jeden ersichtlichen Grund.

Aus diesem dumpfen Brüten fuhr sie aber plötzlich auf, denn aus dem Felde stieg mit einem jubelnden Sang eine Lerche, stieg hoch und höher, bis sie fast unsichtbar wurde und nur der Sang noch heruntertönte. Und die Einsame verstand, was der Vogel ihr zurief: „Komm mit! Komm mit!“

Mein Gott, hatte das erst der Vogel ihr sagen müssen?

Sie bewegte zaghaft Arm und Bein — nirgend klorrte eine Kette, nirgend. Wenn sie sich nun über die Mauer schwang und fortließ, fort nach Hause, zu Vater und Mutter zuerst, und dann in die weite, blaue Ferne hinein — wer wollte, wer konnte sie denn hindern? Es wurde ihr ganz ängstlich bei diesem Gedanken zu Mut und sie fühlte, wie ihr das Herz in lebhafteren Sprüngen zu gehen begann.

Aber es war doch so einfach: fort aus dem Hause, dessen Mauern sie erdrückten, wo sie hinwelkte, wo sie zu Grunde ging

Was ihr Mann dazu sagen würde? Ja, das wußte sie nicht! Vier Jahre waren sie nun zwar beieinander, aber um seine Seele ging eine haushohe Mauer, über die sie nicht hinwegsehn konnte. Anfangs hatte sie sich redliche Mühe gegeben hinüber zu blicken, — aber er litt es nicht. Nicht daß er je taktlos oder roh gegen sie gewesen wäre, aber er wehrte sie nur kühl ab. Das schüchterte sie mehr ein. Es war ihr immer so, als wollte er sagen: „Nun da ich, „die Gänse“ gründlich geärgert habe, brauch ich dich nicht mehr“

Sie sann noch eine Weile vor sich hin, dann faltete sie die Hände und sprach halblaut: „Sende mir ein Zeichen, mein Gott! Weise du mich, denn ich weiß nicht, was ich tun soll.“

Sie wollte ihren Jammer durch ein Gebet hinauftragen lassen zum Thron des Allerhöchsten, allein sie merkte wohl, daß sie das Beten verlernt hatte. Sie hatte auch so lange nicht gebetet; es nuzte ja nichts, sie hatte es erfahren. Ehe das Kind da war, hatte sie sich täglich zu Gott gewandt, hatte das kommende Seelchen täglich in ihr Gebet eingeschlossen — und es war doch

alles vergeblich gewesen. Nun konnte sie heute nichts weiter über die Lippen bringen, als jenes sündhafte: „Gib mir ein Zeichen, großer Gott!“

Mein es blieb still und einsam in der Runde; nur die fröhliche Lerche schnellte dann und wann wieder auf die Erde zurück und ward nicht müde, ihr einfaches Lied zu wiederholen. Mit heißen Wangen und glänzenden Augen schaute die stille Frau in die Ferne, und immer lodender dünkte ihr ein Glockenläuten zu ihr herüber zu klingen, und in ihrem Herzen wurde eine Sehnsucht wach, wie sie seit Jahren nicht gekannt hatte. Alles tauchte in ihr auf, was verblaßt auf dem Grunde ihrer Seele gelegen: der Krug an der schattenlosen Landstraße, die Gesichter von Vater und Mutter, das Schwesterchen mit den flachsblonden Zöpfen, die toten Pflegeeltern, die Schuljahre alles, alles.

Plötzlich hob sie den Kopf und lauschte. Das Rollen eines Fuhrwerks kam aus der Ferne, und eine leichte Staubwolke stieg auf der Landstraße, die hart an der Parkwand vorbeiführte, auf. Ein Gebüsch am Wegrande verbarg ihr den Kommenden. Sie überschattete die Augen mit der Hand und schaute voll Spannung auf die sich nähernde Wolke. Was wird es sein? Ein Bauer, der zur Mühle fährt? Ein Fremder, der achtlos seines Weges rollt? Oder das Zeichen vom Herrn gesandt?

Wie lange das dauert! Endlich, endlich kann sie sehn, erkennen Sie täuscht sich doch nicht? Nein, nein er ist es, Friedel Rimscha. Mit einem Satz ist sie von der Mauer und stürzt auf den Fahrenden zu, der sein Pferd mit scharfem Ruck anhält und verwundert die Frau anstarrt.

„Friedel,“ rief sie, „Friedel, du bist es wirklich!“

Auf der langen Droschke, wie sie in dieser Gegend viel gebraucht wurde, saß ein junger, hübscher Mann. Er trug eine dunkelblaue Matrosenbluse aus leichtem Sommerstoff, deren liches Blau mit den hellen, aufgesetzten Streifen ihm wohl zu dem gebräunten Gesicht stand, und die weiße Seemannsmütze mit den flatternden Bändern paßte gar gut zu den fröhlichen Augen, die unter deren schattenlosem Rande hervorblickten. Er war

von der Droschke gesprungen und starrte sie einige Sekunden etwas verlegen an, dann blizte es in seinen Augen auf.

„Mariannchen! Ich hätte dich — ich hätte Sie wirklich kaum erkannt.“

Sie hatte seine Hand ergriffen und drückte sie fest und innig. „Habe ich mich denn so verändert?“ fragte sie mit müdem Lächeln.

„Ja, Sie sind blaß und schmal geworden als Frau Baronin. Aber freilich, es ist auch eine lange Zeit her seit dem wir uns zuletzt gesehn haben. Es werden wohl schon sechs Jahr sein.“ Sie nickte.

„Fährst du nach Hause, Friedel?“ fragte sie dann rasch.

„Ja.“

„Und ihr wohnt noch immer in Altmühlen, und die Entfernung von uns bis zu euch ist noch immer dieselbe geblieben? Durch das Wäldchen, über die Wiese den Bach entlang“

„Es ist noch alles wie gewesen.“

Sie band das Tuch, das sie vorher abgenommen, mit einiger Hast um den Kopf und setzte sich auf die Droschke.

„Weißt du, Friedel, du mußt mich mitnehmen. Ich will einmal nach meinen Eltern sehn, und du fährst doch an dem Wahrnngfruge vorüber. Ja, ja, guck mich nur gar nicht so verwundert mit deinen klugen Augen an, trotzdem es nur fünfzehn Berst sind, habe ich die Eltern seit langem nicht gesehn. Das ist so eine Bedingung meines Mannes. Und sage nicht „Sie“ zu mir, damit tußt du mir weh.“

Als er seinen Platz wieder eingenommen hatte, und das Pferd sich wieder in Trab setzte, rief sie ungeduldig: „Schneller, schneller“ Er gewährte ihr diesen Wunsch, schmalzte ein paar Mal mit der Zunge, und das leichte Fahrzeug rollte auf der ebenen Landstraße hin, daß es ihr war, als flögen sie davon und sie ihre Arme um den vor ihr sitzenden Freund schlingen mußte, um nicht unversehens zu fallen.

Wie sie sich aber so an ihn lehnte und ihren Kopf an ihn stützte, hörte sie durch die dünne Matrosenbluse das Klopfen seines jungen Herzens und ihr wurde so ruhig und still zu Mut wie neben der starken Eiche an der Parkmauer.

Fast dünkte es ihr, es wäre die Zeit zurückgerollt und sie wäre wieder frei wie einst. So hatte sie auch vor Jahren gern gegessen, so an ihn gelehnt, und wenn das Pferd dann tüchtig ausgegriffen, hatte er sich umzuwenden gepflegt, ihr ins Gesicht gelacht und gesagt: „Gelt, das ist einmal schön!“ Und richtig, er war der Alte geblieben, denn nun schaute er rückwärts und lachte: „Ist nicht schön so? Der Alte hat dies Pferd erst neulich gekauft und es geht fast ebenso wie der Schimmel, der Mitko, den wir vor Jahren hatten. Erinnerst du dich seiner noch?“

Sie nickte still, und als sie nun in einen Wald bogen und im grünen Schatten dahinfuhren, sagte sie leise: „Fahre jetzt langamer, Friedelchen.“ Sie konnte nichts mehr sagen, weil sie fühlte, sie würde die rechten Worte doch nicht in diesem Augenblick finden. Ihren Kopf hielt sie aber immer noch an ihn gelehnt, ihre Arme hielt sie noch immer um seinen schlanken Körper, dessen Wärme sie wohligh durchrann, und das ruhige Schlagen seines Herzens klang noch immer an ihr Ohr.

Dieses goldenen Herzens! Sie begriff sich selbst nicht. Wie hatte sie Jahre hingehn lassen können, ohne dieses Jugendgefährten zu gedenken

Nur wenige hundert Schritt vom Hause der Pflegeeltern hatte die Mühle gelegen, und „Müllers Friedel“ war ihr immer der liebste Spielkamerad gewesen aus der Reihe seiner zahlreichen Brüder und Schwestern. War er doch so ganz anders gewesen als all die Übrigen. Damals wußte sie es sich nicht zu deuten, worin das Unterscheidende gelegen, heute aber, da die Jahre sie gereift hatten, heute wußte sie es: es war sein Herz gewesen, sein goldenes Herz. Wie ein Bruder — sie hatte so oft Sehnsucht nach einem Bruder gehabt! — war er ihr immer vorgekommen, und all die kleinen Sorgen, Torheiten und Bekümmernisse ihres Kinderlebens hatte sie ihm anvertraut, ehe das Leben sie auseinandergewürfelt.

Langsam rollte das Gefährt seines Weges. Auf dem Waldboden lagen die Sonnenstrahlen in zitternden Lichtstreifen, ein schwacher Harzgeruch, der aus den Baumrinden

quoll, schwamm in der warmen Frühlingsluft und an den Gräben standen die weißen Anemonen in Blüte.

Dem jungen Mann mochte es heiß werden. Er nahm seine Mütze vom Kopf, strich sich durch das kurze Blondhaar und sagte: „Du bist wohl nicht glücklich, Marianne?“

„Ach, wozu fragst du noch?“ entgegnete sie, „du weißt es doch.“

„Wozu ich frage? Weil ich es von dir selber hören möchte, was ich schon lange bei mir gedacht habe. Mit deinen Eltern lohnt darüber nicht zu sprechen. Wenn man nach dir fragt, fährt es wie Sonnenschein über ihr Gesicht, und sie haben nicht Worte genug, dein Glück zu rühmen. Noch vor ein paar Tagen war ich bei ihnen und nach dem, was ich von dir hörte, glaubte ich zum mindesten, du müßtest deine Tage in eitel Freude und Herrlichkeit hinleben. Aber weißt du, als ich damals in Riga, vor vier Jahren — ich hatte eben den Kursus der Seemannsschule beendet und sollte mit dem „August Bernhard“ meine erste Fahrt machen — von deiner Heirat hörte, da wollte mir das garnicht aus dem Sinn, und tagelang habe ich mich gefragt: „Wie ist sie nur gerade auf den gekommen? Sein leichtes Leben und seine leichten Sitten kannte sie doch. Das ist doch kein Fundament für ein Glück. Und sie war immer verständig.“

Verzeih, daß ich so offen zu dir rede, aber ich bin mir bis heute die Antwort auf jene Fragen schuldig geblieben, denn aus deinen Eltern wird man nicht klug, und was die Leute so sprechen, darauf gebe ich nichts.“

Er setzte sich die Mütze wieder auf den Kopf und schlug mit der Peitsche nach den Bremsen, die um das Pferd summten.

„Was reden denn die Menschen?“ fragte sie.

„Ach, allerlei und nichts Gutes. Er habe so aus Langleweile nach dir gefreit. Um irgend ein hochnasiges adliges Fräulein zu ärgern, die ihn ausgeschlagen, um seinen Verwandten einen Schabernack zu spielen, die ihm kein Geld gegeben. Und du —“

„Nun, und ich?“

„Du hättest mit beiden Händen zugegriffen. Die „Frau Baronin“ wäre dir wie Glühwein zu Kopf gestiegen.“

Sie nickte.

„Die Leute haben Recht. Es ist alles so. Aber ich bitte dich, rühre nun nicht mehr daran, Friedel. Du nicht; wenn du davon sprichst, fühle ich ein doppeltes Weh im Herzen, weil ich mich vor dir schäme. Ein ander Mal — es wird sich jetzt viel in meinem Leben ändern — wollen wir weiter darüber reden und dann erzähle ich dir, wie es kam und wie es wurde. Und ich trage die Schuld, das sage ich gleich. Jetzt möchte ich aber mit dir plaudern, so wie in alter Zeit.“

Er schaute ihr voller Mitleid in die Augen und drückte ihr still die Hand.

„Ja, jetzt möchte ich mit dir plaudern, denn nun, da ich bei dir sitze, ist es mir plötzlich ganz anders um Herz und Seele geworden. Etwa wie einer Märchenprinzessin, die der Ritter oder Hirtenknabe vom bösen Zauber erlöst hat. Von dir will ich hören; du sollst mir Rede stehn und von deinem Leben was mitteilen, denn, ich will nicht lügen, ich habe in diesen Jahren fast gar nicht deiner gedacht. Wie das so gekommen ist, weiß ich selbst nicht recht. Die ganze Vergangenheit war für mich wie in einen tiefen Abgrund gesunken, über den böse Geister einen schweren Stein gewälzt hatten. Ich war langsam innerlich gestorben.“

Nach Vater und Mutter habe ich keine Sehnsucht gehabt, die toten Pflegeeltern hatte ich vergessen und meiner Geschwister habe ich mich nicht erinnert. Aber dann wurde es anders — fast auf einmal. Alles, was mir tot schien, ist lebendig geworden, und ein heißes, schmerzendes, sehndendes Gefühl ist in mir erwacht und droht mir mein wundes Herz zu sprengen. Ohne es zu wissen, sind meine Gedanken auch bei dir gewesen, denn siehst du, wenn ich die weißen Wolken so langsam und feierlich am Himmel hinschweben sah, mußte ich immer an das Meer, an segelnde Schiffe, an ferne Weltteile denken, und wenn abends im Herbst ein wilder Sturm um das Haus fuhr und die welken Blätter raschelnd an die Scheiben warf, habe ich oft ein geheimnisvolles Weh in mir gespürt und heimlich weinen müssen. Wahrscheinlich hat meine Seele dann um dich gebangt, Friedel, und für dein Leben gefürchtet.“

Sie fuhr ihm leicht mit der kühlen Hand über die Wange.

„Von mir willst du hören, Marianne“, hub er an. „Es ist eigentlich nicht viel zu berichten, obgleich es auch nicht ohne Sturm und Unruhe abgegangen ist. Als ich mit meinen Seemannsplänen Ernst machte, waren die Eltern ganz aus dem Häuschen. Sie hatten's immer für einen Kinderwunsch genommen, der kommt und geht wie der Märzschnee, und meine gute Mutter hat viel unnütze Tränen um mich geweint. Das liegt nun, Gott sei gedankt, alles in der Vergangenheit; ich habe die ganze Leiter der Seemannischen Würden, vom Schiffsjungen bis zum Bootsmann, erstiegen, bin seit einigen Monaten Steuer- mann, obgleich ich noch kein anderes Schiff als mein eigenes Lebensschiff habe, das ich steuern könnte, und sitze jetzt ein bischen bei Vater und Mutter, ehe es wieder in die weite Welt hinaus- geht. Man hat mir nämlich einen Steuermannsposten auf der „Norma“ zugesichert; es wird sich in der nächsten Zeit entscheiden. Erhalte ich den nicht, meine Jugend könnte mir da ein Hindernis sein, so will ich mich noch als Bootsmann tummeln.“

„Und wie steht's denn mit der schönen Venetianerin?“ fragte sie lächelnd. „Oder entsinnst du dich dessen nicht mehr?“

Er lachte. Wie würde er das vergessen! Törichte Kinder- wünsche pflegen ja am längsten im Gedächtnis zu haften. Ein über das andere Mal hatte er es als Knabe der Freundin versichert, wenn er einst groß würde, baue er sich ein Schiff, das in Goldbuchstaben am Bug den Namen „Marianne“ trüge, damit ginge es dann nach Venedig, von wo er sich die schönste Frau hole. Er wußte nicht weshalb, aber für ihn lag ein Zauber in dieser Stadt und er hatte geglaubt, dort müsse jeder Traum zur Wahrheit werden.

Kindereien! Kindereien!

„Mit Venedig ist es ein für allemal vorbei“, gab er zur Antwort. „Und ein livländisches Spätkchen ist mir lieber als alle Tauben auf dem Markusplatz. Das wirst du mir gleich glauben, wenn du hörst, daß ich seit einigen Wochen verlobt bin und eben von meiner Braut komme.“

„Was, Friedel, mein Junge, du hast eine Braut! Na so

was Wer ist denn deine Braut? Schnell, das will ich wissen.“

Er zwinkerte lustig mit den Augen.

„Halte dich, Marianne, damit du vor Überraschung nicht von der Droschke fällst, es ist — Annie Ahlwers.“

„Die kleine blonde Annie, die Tochter vom Bersohnschen Verwalter?! Aber die mochtest du ja nie, Friedel. Du zanktest ja immer mit ihr, nanntest sie ein „Tränenkrüglein“ und spottetest über das schwarze Fleckchen an ihrem Kinn, das ihr so niedlich stand.“

„Ja, das stimmt schon,“ gab er zur Antwort, „aber Hochmut kommt vor dem Fall, und den ersten Kuß, den sie von mir gekriegt hat, habe ich ihr just auf das schwarze Fleckchen gegeben. Ach, wie lieb und gut sie ist, kann ich dir gar nicht sagen, und ich nenne sie immer nur „My darling“, weil es das einzige Wort ist, das auf sie paßt. Und Mut hat sie für drei. Denke nur, sie fürchtet sich vor dem Wasser gar nicht und will mich, wenn ich Kapitän bin, auf allen meinen Fahrten begleiten. „Damit wir zusammen sterben können“, sagt sie. So ein Dummchen, als ob die Kapitäne nicht hübsch in ihren Betten sterben können, wie andere Leute auch. O wie schön ist die Welt und wie glücklich bin ich! Oft ist mir zu Mut, als hätte ich Flügel bekommen und könnte mich in den Himmel hineinschwingen.“

Sie lehnte ihren Kopf wieder an seine Schulter, denn sie fühlte, wie ihr das Blut siedend heiß in die Schläfen schoß und dort ein schmerzhaftes Hämmern begann.

„Wie schön ist die Welt,“ wiederholte sie leise, „wenn man schuldlos ist Werde glücklich, werde glücklich! Und ich weiß, du wirst es werden; dein Herz ist rein, und ein reines Herz triumphiert über jegliche Gewalt, über jedes Unglück.“

Sein Gesicht wurde ernst bei ihren Worten und er schüttelte den Kopf. „Du überschätzt mich und denkst zu gut von mir, Marianne. Ich bin nicht der, für den du mich hältst. Wenn man so und so viele Jahre — und gerade in so jungen Jahren — auf dem Schiff, in der Welt und unter rohen Leuten gewesen ist, ach, da steht es schlimm mit der Reinheit. Nein, glaubt nur, ich bin ein recht miserabler Kerl, der über und über rot werden

muß bei gar manchem Kapitel in seinem Lebensbuch; ich bin es nicht wert, Annie auch nur die Schuhriemen zu lösen.“

„Schilt dich nicht,“ wehrte sie ab, „das leid ich nicht. Ich weiß doch, daß du trotzdem edler und reiner bist als mancher Tugendheld, der nie ein Wässerchen getrübt hat.“

Sieh mal: echtes Gold kannst du in den ärgsten Not werfen, es wird an seiner Oberfläche wohl einen Flecken kriegen, aber der bleibt nicht; der Schmutz haftet nicht und alles wird wieder glänzend und blitzsauber

Ach, könnte ich doch noch einmal mein Leben beginnen, könnte ich nur die letzten Jahre aus meinem Dasein tilgen! Ich glaube, dann würde auch ich gleich dir sagen: „Wie schön ist die Welt und wie glücklich bin ich.“

Doch nun treibe dein Pferd wieder an, mich drängt es so nach Hause zu kommen; ich sehne mich so darnach, dem alten Vater die Hand zu küssen, mein Schwesterchen zu umarmen und meinen müden, schmerzenden Kopf der Mutter in den Schoß zu legen.“

Das Pferd begann auf einen Zungenschlag seines jungen Herrn erneut auszugreifen und in schnellem Trab ging es vorwärts. Sie sprachen nichts mehr und an der Stelle, wo der Weg zur Mühle abzweigte, legte sie ihm die Hand fest auf die Schulter. „Halt! Ich will zu Fuß nach Hause. Dort lugt schon Dach und Schornstein aus dem Grün; ich sehe den Storch auf seinem Nest, ich höre das Rauschen des Bachs, der durch die Wiesen rinnt und die Räder eurer Mühle treibt, und an jedem Strauch und Busch hängt eine Erinnerungsblüte aus der Jugendzeit. Es ist alles wie einst, Friedel. Und nun lebe wohl, du guter Junge, und Gott lasse dich glücklich bleiben. Auf Wiedersehen.“

Sie hatte ihn schnell umschlungen, geküßt und war dann, ohne sich umzusehen, hinter den nächsten Bäumen verschwunden. Er schaute ihr eine Weile gedankenvoll nach, schüttelte den Kopf und fuhr dann langsam und nachdenklich weiter.

Nach wenigen Minuten hatte Marianne den Krug erreicht, der hart an der Landstraße lag. Ringsum war es einsam und menschenleer; vor der Tür scharren gackernd die Hühner, ein Hund lag schläfrig im Sonnenschein und aus dem

Eimer, der an der Ziehstange des Brunnens angeschmiedet war und nicht mehr ganz dicht hielt, sickerte das Wasser, und die Tropfen fielen mit einem hohlen, klatschenden Ton in den tiefen Brunnen zurück. Sonst hörte man nichts.

Sie eilte hastig die wackeligen, ausgetretenen Stufen des alten Vorbaues hinan und stieß die Thür, die ins Schenkzimmer führte, ungestüm auf — dann war sie drinnen. Sie achtete nicht der häßlichen, dumpfen Luft, die ihr entgegenströmte, sie sah nur den alten Mann, der über den Schenkflisch gebeugt, mit einem Stückchen Kreide unbehilfliche Zahlen auf die Tischplatte malte, und den sie im nächsten Augenblick umschlungen hatte.

„Vater, lieber Vater!“ rief sie mit tränenerstickter Stimme und barg das Gesicht an seiner Schulter.

Der aber machte ein sonderbar erstauntes Gesicht.

„Wai, Gottchen,“ sagte er dann, „das bist du ja, die Marie,“ — er hatte den langen Namen Marianne nie leiden mögen — „wie kommst du denn hierher zu uns einfachen Leuten, wo du ja gar nicht mehr hingehörst? Fahrt wohl beide vorüber, du und der Herr Baron, und da hat er wohl gesagt: „Es ist zwar gegen die Abmachung, aber jetzt sieht's niemand: lauf schnell hinein und sieh nach, was die Alten machen.“

„Nein,“ gab sie zurück, „so ist es nicht. Ich bin allein. Und rede nicht mehr so, Vater: „wo du nicht hingehörst“ Wo gehört ein unglückliches Kind denn sonst hin, als zu Vater und Mutter? Wenn es dort nicht mehr hinpaßt, wäre ihm besser, unter der Erde zu liegen.“

Der Alte löste ihre Arme von seinem Halse. Er schien sie nicht ganz verstanden zu haben.

„Du zerdrückst dein schönes Kleid Aber ich muß dich doch ein bißchen ansehen, wie du ausiehst. Schau, schau,“ schmunzelte er, „blaß und mager wie schon eine richtige Adelige Na, es ist doch ganz schön von dir, daß du auch einmal nach uns siehst. Die Eltern sind wir doch! Weißt du, wir reden häufig von dir, ich und die Mutter, und auch mit den Leuten mag ich gern davon sprechen.“

Der alte Rahrkling will sich immer halb zu Tode ärgern

und wird ganz bleich, wenn ich sage: „Meine Tochter, die Baronin“, oder „mein Schwiegersohn, der Baron“ Ach, mein Kind, wenn ich am Sonntage in der Kirche bin, danke ich Gott nach dem Vaterunser immer noch extra dafür, daß er mich dies Glück hat erleben lassen.“

„Und ich wünschte, mir wäre dieses Glück nie, nie zu Teil geworden! Ach, mein guter, alter Vater,“ sie strich ihm zärtlich über die welke, unrafierte Wange, „wenn du doch dieses Glück aus eigener Erfahrung kennen würdest Meine Schultern sind zu schwach, um es noch fernerhin zu tragen; ich habe alles im Stich gelassen und bin zu euch gekommen, für immer.“

Nicht wahr, du schickst mich nicht fort? Wir wollen zusammen bleiben, hier oder anderswo, und ich will für euch arbeiten. Aber in den Käfig kann ich nicht mehr zurück, ich kann nicht. Und er ist nicht einmal golden, Vater, — er sieht nur so aus. Wenn man drinnen sitzt, merkt man, wie schwach seine Vergoldung ist.“

Er schaute sie verduzt an. Er begriff sie nicht, fuhr sich mit der Hand durch das weiße Haar und wußte nicht recht, was er erwidern sollte.

„Hat er dich aus dem Hause gejagt? So ein Lump “ fragte er stoßend.

„Nein,“ sie schüttelte den Kopf, „nein. Ich bin über den Zaun gesprungen und dem Friedel Rimscha, der zufällig vorüberfuhr, auf die Droschke geklettert. Ich bin davongelaufen. Ganz von selbst, Vater, ganz von selbst und Gott sei Dank dafür.“

„Von selbst gegangen! Davongelaufen!“ kam es entsezt von den Lippen des Alten. „Bist du denn nicht bei Sinnen? Sie läuft dem Baron davon Was willst du denn hier machen? Bei uns? Du weißt doch, daß er von mir keine Pacht nimmt, seitdem du seine Frau bist Und ich hab doch immer gehalten, was er sich ausbedungen hat! „Müller,“ sagte er, „Ihre Tochter ist jetzt meine Frau und die Verwandtschaft hört nun auf. Sie sind ein verständiger Mann und begreifen das.“ „Herr Baron“ habe ich gesagt, „wie werd ich das nicht begreifen, was in der Ordnung ist. Fein bei fein, und grob bei grob.“

Er schloß mit zitternden Fingern die Schublade des Tisches, in dem die farge Tageseinnahme aufbewahrt wurde, steckte den Schlüssel in die Tasche und begann von neuem: „Sie springt über den Zaun und läuft weg. Rein wie toll! Ich kann das gar nicht verstehn. Du hast wohl!“ wandte er sich an Marianne, die still mit verschränkten Armen an der Wand lehnte „wieder zu viel Bücher gelesen, und die Bücher, das habe ich immer gesagt, machen die Welt dumm und verwirren den Leuten die Köpfe. Die Mutter ist im Garten bei den Beeten.“

Dann ging er voraus und sie folgte ihm schweigend mit entschlossenem Gesicht.

Der Garten lag dicht hinter dem Hause und man hatte nicht viel Mühe und Pflege an ihn gewandt. Ein paar Obstbäume, eine verwilderte Pflaumenhecke, ab und zu ein Johannisbeerstrauch, unregelmäßige Gemüsebeete — das war alles. Dort hinten, hart am Zaun, sah sie die Mutter, die gebückt das Unkraut aus ihren Frühlingsanpflanzungen raufte. Sie hatte sich wenig verändert, nur im Gesicht war sie magerer geworden und das Haar war mehr ergraut. Die Mutter, die Mutter — die würde sie verstehn, die würde alles begreifen. Sie eilte dem Vater voraus und kniete im nächsten Augenblick an der Seite der Alten, ihr die eingefallene Wange mit Küssen bedeckend. Und ehe die noch ein Wort sagen konnte, rief sie schon: „Mutter, liebste Mutter, die Marianne ist wieder bei euch!“

Ach, aber es war anders als sie sich's ausgemalt hatte! Hatten die Jahre wirklich vermocht, sie all den alten Verhältnissen, den Thringen so vollkommen zu entfremden? Wohl strich ihr die Mutter leise mit der Hand über die Wangen und übers Kleid, dessen Stoff sie leicht mit den Fingern prüfte. „Ein schönes Zeug,“ sagte sie freundlich. „Dick und schwer. Ohne einen Kubel wird man das kaum pro Elle kriegen. Trägst du so was jeden Tag? Ja, ihr reichen Leute habt's gut. Was fehlt euch? Sieh, wie ich mich plagen muß, trotzdem mein alter Rücken weh tut. Dazu der Vater mit dem gar kein Auskommen mehr ist; immer zankt er und schilt und wird alle Tage verdrossener. Gott sei dank, daß der liebe Gott wenigstens dich, mein Herzchen,

in den Glückstopf geworfen hat! Wir sind alt und gebrechlich, wir können's nicht mehr lange machen — da kommt's denn nicht mehr darauf an, wie man seine Tage beschließt. Man quält sich ja nur für die Kinder. Das Lieschen haben wir nach Riga gegeben, in eine Nähsschule. Jetzt, wo der Herr Baron sich die Pacht nicht mehr zahlen läßt, geht es ja.“

Unterdessen war der Vater herangekommen; der Schreck war ihm erst allmählig in die Glieder gefahren und nun spürte er ein Zittern in den Beinen. Mein Gott! wenn der Baron nun sagte: „Jetzt bezahlst du mir bei Heller und Pfennig die Pacht mit allen Rückständen und Zinsen — was dann? was dann?“ „Sie ist weggelaufen!“ sagte er keuchend und lehnte sich an den Zaunpfahl, um nicht umzufallen.

Die Alte verstand ihn nicht. Sie blickte verdußt von einem zum anderen.

„Die Marie ist vom Baron weggelaufen, Mutter. Von selbst. Sie will hier bleiben“, schrie er.

„Gott! Gott!“ kreischte die Mutter auf. „Weggelaufen vom Baron, wo sie keine Kleider hat und eine Köchin, die das Mittagsbrot macht. Kind, armes Kind, welcher Böse hat dich verblendet?“

„Mutter“, rief die junge Frau schmerzlich und griff nach ihrer Hand, „hört mich doch. Ihr werdet alles begreifen, was ich euch sage, ein Mutterherz muß es ja begreifen, verstehn. Seht, herzlichste Mutter, ich habe diese Jahre hingelebt wie im Traum. Mir war es, als hinge ein schwarzer Vorhang vor meiner Seele, ich kannte mich selbst nicht mehr. Und auf einmal, da geht der Vorhang in die Höhe und ich sehe alles; blicke in mein Inneres und ein Schaudern überkommt mich; schwarz und öde, arm und trostlos sieht es da aus. Und der Baron, ach, Mütterchen, der ist mir ein Fremder. Merkt, das ist so, als stände er dort am fernen Waldessaum“ — sie wies hinter sich — „und ich stände hier, und er will mir was sagen, gibt mir ein Zeichen, aber ich — ich verstehe nichts, was er mir sagen will; so als redete er eine andere Sprache, eine Sprache, von der ich nichts fasse.“

Die Alte wiegte trübselig sinnend den Kopf, plötzlich aber sprang sie behende auf und lief bis an die nächsten Gemüsebeete, wo einige Hühner sich gackernd daran machten, die eben gekeimten Erbsen aus der Erde zu scharren.

„Wollt ihr wohl! Weg, weg, ihr Racker, nichtsnutziges Gesindel! Fort, tisch, tisch, hinaus!“ Sie rief es atemlos, klatschte in die Hände und kam erst langsam zurück, als die Störenfriede eilig das Weite gesucht hatten.

„Diese Hühner! Es ist nicht zum Aushalten!“ sie wischte sich den Schweiß von der Stirn. „Raum ist ein Erbschen heraus — wupp! sind sie gleich dabei und haben's herausgeholt Ach so — ja, der Baron. hm — das ist freilich eine schlimme Geschichte, wenn er immer am Waldestrande steht und dir Zeichen macht, die du nicht verstehen kannst. Feine Leute haben manchmal so sonderbare Manieren. Aber deshalb, meine liebe Tochter, braucht man doch nicht wegzulaufen. Man kommt näher und fragt ein Mal und noch ein Mal und spricht sich aus, bis man im Reinen ist. Und dann darfst du nicht vergessen: du hast's ja am Altar versprochen, ihn nicht zu verlassen “

„Natürlich,“ fiel hier der Vater hastig ein, „das hast du beschworen. In der Kirche, vor dem Altar, vor dem Pastor, vor Gott. Und jetzt willst du uns unglücklich machen, mich und die Mutter. Wenn ich jetzt alles bezahlen muß, denk nur selbst, wie wird's dann? Ins Armenhaus müssen wir oder mit dem Bettelsack von Haus zu Haus, und der alte Rahrkling lacht sich krumm vor Vergnügen Und warum? weshalb? Weil unsere liebe Tochter pflichtvergessen ihrem angetrauten Manne mir nichts, dir nichts davonläuft; weil sie das gute Leben nicht vertragen kann, weil sie es überdrüssig geworden, eine „Frau Baronin“ zu sein Auf den Knien würde ich meinem Gott für solche Tage danken. Nein, nein, daß ich so was noch auf meine alten Tage erleben muß!“

„Hört mich doch, Vater,“ und Marianne beugte sich über seine schwielige Hand, „ihr sollt keinen Mangel leiden. Ich will für euch arbeiten und nichts soll euch fehlen.“

„Arbeiten? du? mit diesen Händen?“ sagte die Mutter

seufzend, dann und wann ein Gräschen aus dem Beet zupfend. „Arbeiten — ja das klingt wie Musik. Aber kannst du es denn? Weißt du noch, wie du vor vier Jahren für mich das Rattunfleid machtest und was daraus wurde? In die Ärmel kam ich nicht hinein und vorn war es länger als hinten! Die drei Rubel, die du mir damals so zerschneidert hast, tun mir noch heute leid. „Arbeiten“, wie das Mädchen spricht! „Arbeiten“. Unsinn. Wenn Eine Frau Baronin gewesen ist, kann sie nicht mehr arbeiten.“ Und sie beugte sich wieder über das Beet.

Marianne hatte sich neben der Mutter auf den Boden gekauert und das Gesicht mit den Händen bedeckt.

„Ihr liebt mich nicht mehr, Mutter!“ schluchzte sie.

„Wie du nun wieder sprichst,“ murrte die Alte. „Wie wird man denn sein Kind nicht lieben. Gerade weil wir dich liebten, haben wir dich schon damals als Kind fortgegeben, und weil wir dich lieben, sind wir auf alle Bedingungen des Barons eingegangen. Wir danken ja auch alle Tage dem lieben Gott für das große Glück, das er uns gerade in dir geschenkt hat. Wenn wir die Pacht zahlen müßten, könnten wir in diesen schweren Zeiten nicht leben.“

„Arme Leute“, hub der Vater an, „können ihre Kinder nicht so lieben wie die reichen. Und siehst du, du bist doch eine Baronin —“ Als die junge Frau jetzt lauter zu schluchzen begann, winkte ihm die Alte abwehrend mit der Hand.

„Schweig nun still, Papa,“ sagte sie, „wir wollen ins Haus. Es wird noch alles gut werden, wo kommt zwischen Eheleuten mal nicht was vor? Das repariert sich schon von selber. Ich werde dem Mariechen was Warmes kochen, so eine Buttergrütze mit Korinthhen. Und wenn sie dann ordentlich bei uns ausgeschlafen hat, — man sieht's ihr ja an, wie müde sie ist — dann spannst du morgen in aller Frühe den Braunen an und fährst sie nach Hause. Aber natürlich nicht bis an die Haustür, das würde sich nicht schicken, sondern bis an das Wäldchen. Und wenn er schilt — du lieber Gott, man kann doch mal nach seinen Eltern sehen. Sie ist ja ein vernünftiges Kind. Nicht wahr, Mariechen, das bist du doch?“

Marianne nickte nur mechanisch und folgte langsam den Voranschreitenden. Die Sonne war im Untergehen; aus dem Bach im Erlengrunde stieg ein feuchter Nebel und die kleinen Scheiben der Krugfenster glänzten blutrot in der sinkenden Sonne. Ja, sie war müde, wirklich so müde in ihrer Seele wie noch nie. So sagte sie denn nur: „Koch' nichts für mich, Mutter, ich mag keinen Bissen. Aber bringe mich irgendwo unter, wo ich still liegen und ein bißchen schlummern kann.“

Am anderen Ende des Kruges lag das Gastzimmer. Ein unwohnliches kahles Zimmer mit einem alten Sofa, ein paar Lehnstühlen, einem Bett; auf dem Fensterbrett standen Myrthen, Hortensien und einige blühende Geranien. Dorthin führte sie die Mutter.

Marianne erschauerte in der Kühle dieses Raumes.

„Es ist so kalt hier,“ klagte sie. „Mache ein Feuer, Mutter, ich friere.“ Die Mutter nickte.

„Ich will gleich frische Leinentücher über das Bett legen, und dann bring ich dir noch Vaters Pelz, den kannst du dir über die Füße legen. So ein Pelzchen wärmt schön. Er liegt zwar jetzt auf dem Brottrog, du weißt, sonst säuert das Brot nicht, aber ich lege geschwind an seiner Stelle mein Tuch drüber.“

Als das Holz im Ofen zu knistern begann, rückte Marianne sich den Lehnstuhl dicht davor. Die Wärme tat ihr wohl. Die Mutter kam ab und zu herein, klopfte das Bett auf, rückte geschäftig bald hier, bald dort was zurecht, blieb wohl auch vor der Tochter stehn, ihr lächelnd den Arm streichelnd.

„Was für eine Ehre! Eine Baronin ist bei mir zum Besuch. Ich weiß nicht, was das ist, aber ich verstehe gar nicht mehr mit dir umzugehn. Du bist mir so fein, so vornehm, so, als wärst du gar nicht meine wirkliche, richtige Tochter.“

„Laßt es gut sein, Mutter,“ entgegnete sie sanft, „es muß alles so sein. Kein Mensch kann aus sich heraus. Heute früh dachte ich, die Ketten wären von mir abgefallen, aber nun fühle ich sie doppelt wieder und merke schon, daß ich mich mit ihnen zu Grabe schleppen muß. Ja, Mutter, wie man sich bettet, so liegt man“.

Die Alte verstand sie nicht.

„Geh nur bald zu Bett,“ sagte sie. „Um fünf klopf ich an deine Thür und bringe dir den Kaffee, denn du mußt heimkommen, ehe das Gesinde auf ist. Die haben freche Mäuler. Soll ich dir beim Auskleiden helfen und bei dir bleiben, bis du einschliffst?“

Marianne schüttelte den Kopf.

„Nein, nein, geht nur. Das mache ich schon allein und die Stille wird mich auffrischen.“

„Vergiß nicht dir das Pelzchen über die Füße zu legen, mein Kind und“ sie blickte in den Ofen „nach einem Weilchen rühre die Kohlen und schließe die Klappe. Aber nicht zu früh, sonst gibt's Dunst und Kopfweh. So, und jetzt sage ich dir gute Nacht.“ Sie küßte sie vorsichtig auf die Stirn und ging auf den Zehenspitzen hinaus.

Als sie des Alten ansichtig wurde, sagte sie: „Jetzt ist sie schon ganz ruhig, aber sie redet so etwas wirr. Wird sich ausschlafen.“ „Weißt du, ich fürchte“ — erwiderte er, sah sie fragend an und tippte sich mit dem Finger an die Stirn.

„Ja, ja,“ entgegnete sie bekümmert. „Mir scheint es auch so“

Marianne war allein. Sie starrte in die verglimmenden Holzsheite. Zitternde, blaue Flämmchen huschten über sie und zehrten an ihnen, bis sie zerfielen und nichts übrig blieb als graue, öde Asche.

Sie kam sich selbst vor wie ein solch verglimmter Holzsheit, von dem alles Feste aufgezehrt war, aus dem keine helle Flamme mehr emporschlagen konnte. Morgen früh, um fünf. Dann sollte sie wieder zurück, zurück in die Leere, in das Nichts, vor dem sie geflüchtet war.

Nein, — nie, nie. Dieses Eine stand fest bei ihr. Lieber dort hinein in den Brunnen, dessen Ziehstange sie leise im Winde ächzen hörte. Es packte sie ein Grauen, wenn sie an die Jahre ihrer Ehe dachte. Sie wollte keinen anklagen, niemanden; vielleicht trug nur sie, sie ganz allein die Schuld an allem. Aber diese Jahre des Unterduckens unter den Willen ihres Mannes, ihrer Schwiegermutter, dieses Zusammenleben mit dem Geisteskranken, dieses Gefühl: „Hier gehörst du nimmer hin, in alle

Ewigkeit nicht! Hier bist du stets die Geduldete, die Geknechtete!“ — o, sie fühlte, wie sie das langsam ertötet hatte in allen Fasern ihres Seins.

Sie erhob sich und machte ein paar Gänge durch das Zimmer. Dort auf dem Sopha lag das Pelzchen. Wie hatte doch die Mutter gesagt? „Vergiß nicht das Pelzchen und schließe die Ofenkappe.“ Sie lächelte, als wäre ihr plötzlich ein guter, kluger Einfall gekommen, breitete das Pelzchen vor dem Lehnstuhl auf dem Boden aus, ging an den Ofen, stellte sich auf die Fußspitzen und drehte an der eisernen Klappe, die mit einem dumpfen, schweren Klang festfiel; dann nahm sie ihren Platz im Stuhl wieder ein und vergrub die Füße in dem weichen Schaffell. An der Wand gegenüber hing ein Bild, ein buntes altes Bild, das da seinen Platz gehabt hatte, so lange sie zurückdenken konnte: die heilige Jungfrau mit dem Jesusknaben. Sie ruhte mit dem Kinde unter einem blühenden Mandelbaum; von dem Baum fielen weiße Blüten herab und das Kind haschte nach ihnen. Ob ihr Knabe auch so nach den Blüten gegriffen, wenn sie mit ihm unter Blütenbäumen gegessen hätte?

O sicher. Der Kleine hatte so kluge Augen gehabt

Sie lehnte den Kopf an die Stuhllehne; eine wohlige Mattigkeit kam über sie, die Augenlider fielen ihr zu und sie versank in allerlei wirres Träumen. Wie lange sie so gegessen hatte, wußte sie nicht; als sie aus diesem Zustande zwischen Schlaf und Wachsein wieder emporfahren wollte, fühlte sie eine seltsame Schwere in ihren Gliedern, dazu war es ihr, als begönne es in dem Stübchen so nach Mandelblüten zu duften, süß und be- rauschend, und als rausche der Mandelbaum in der Ferne, ganz leise und weit und entfernt.

Um alle Schätze der Welt hätte sie sich jetzt nicht erheben mögen, auch hüpfen die kleinen Flammen so munter über die roten Kohlen, daß es behaglich war den Feuergeistern zuzusehen und der Mandelduft wurde immer stärker und köstlicher.

Da, als sie wieder zu dem Bilde aufschaute, da, — nein sie traute ihren Augen nicht: das Bild war verschwunden. Eine lichte, goldige, zitternde Wolke schwebte dort an der Wand, und

in dem goldglänzenden Nebel stand ernst und feierlich die Mutter Gottes, das Jesuskind auf dem Arm, und um sie wie ein schwankender Blütenkranz, blühende Mandelzweige in den Händen, ein Engelreigen. Zu den Füßen der Himmelkönigin aber saß ein Bube mit leuchtendem Flügelpaar und spielte auf einer Laute eine Sangesweise. O sie erkannte ihn sofort. Es war ihr Knabe, und auch jedes Wort verstand sie, das er sang.

„Später da steigen wir auch noch herab,
Aber wir trocken nur Tränen dir ab.“

Dann sah sie, wie die heilige Jungfrau ihr freundlich mit der schlanken Hand winkte, wie der Knabe ihr lächelnd die Arme entgegenbreitete, wie die Mandelblüten immer dichter und dichter, gleich einem Sommerregen, auf sie herabfielen, und die goldene Wolke sich senkte, sie erfaßte und sie hob, — höher, hinauf, hinweg von dieser schmerzreichen Erde





Deutsche Volkskunde in den Ostseeprovinzen.¹⁾

Von

Georg Worms - Mitau.

Das Wort „Volkskunde“ ist ein neues und erst im neunzehnten Jahrhundert entstanden. Der Engländer William Thoms bezeichnete im Jahre 1846 die Volksüberlieferungen als „folklore“. In Deutschland bildete sich darnach das Wort „Volkskunde“, das sich seit Wilh. Hein. Riehls Vortrag „über die Volkskunde als Wissenschaft“ (1858) einbürgerte. Eine Geschichte des Wortes Volkskunde und seiner Begriffsentwicklung fehlt uns noch zur Zeit, besonders da die Ansichten über den Umfang dieses Begriffes nicht völlig geklärt sind. Jedenfalls hat sich gegenüber dem früheren Gebrauch des Namens „folklore“ eine starke Erweiterung vollzogen. Welches ist nun aber die Aufgabe der Volkskunde? Ich glaube diese Frage am besten mit den Worten des Prof. Mogk aus Leipzig, eines der eifrigsten Vertreter der

¹⁾ Vorliegender Beitrag zu den „Heimatstimmen“ ist in etwas erweiterter Form aus einem Vortrag entstanden, den der Verfasser auf dem I. Historikertage 1908 in Riga gehalten hat. Der Verfasser hofft, dadurch das Interesse für die Volkskunde auch in weiteren Kreisen des Publikums anzuregen.

Volkstunde in Deutschland, beantworten zu können, nämlich: es ist die Erforschung, Darstellung und Erklärung aller Lebensformen und geistigen und seelischen Äußerungen, die aus dem natürlichen Zusammenhang eines Volkes unbewußt hervorgehen und durch ihn bedingt werden. Als gemeinsames Merkmal der in den Bereich der Volkstunde gehörenden Lebensäußerungen gilt, daß sie nicht als Erzeugnisse des Einzelwillens gefühlt werden, sondern ein gemeinsames Produkt der Volksseele bilden.

Schon lange ist, wenn auch unbewußt, volkstundlich gearbeitet worden. Ehe eine wissenschaftliche Pflege der Volkstunde erfolgte, erschien schon Herder mit seinen „Stimmen der Völker in Liedern“ und Arnim und Brentano mit „des Knaben Wunderhorn“, so daß diese Männer als Vorläufer der volkstundlichen Wissenschaft angesehen werden können. Hierher gehören auch die Bemühungen der Brüder Grimm um Sagen, Märchen und germanische Mythologie und Uhland mit seinen Untersuchungen über Sagen und Volkslieder. Ein Mittelpunkt wurde aber für die gesamte Volksüberlieferung erst geschaffen, als J. W. Wolff im Jahre 1853 die „Zeitschrift für deutsche Mythologie und Sittenkunde“ herausgab. Es ist gewiß Wolff und seiner Zeitschrift mit zum Verdienst anzurechnen, daß gerade in den folgenden Jahrzehnten der Sammeleifer einen so bedeutenden Aufschwung nahm, der es ermöglichte, daß 1860 A. Wuttke sein vorzügliches Werk „der deutsche Volksaberglaube der Gegenwart“ schreiben konnte. Den Spuren Wolffs folgte Mannhardt.

Nachdem letzterer sich eifrig mit Volkslied und Sage beschäftigt hatte, beschloß er am Anfang der sechziger Jahre alle beim Ackerbau gebräuchlichen Sitten zu sammeln und so die notwendige Grundlage zu einem Quellschatz germanischer Volksüberlieferung zu schaffen. Mit welchem Eifer er an die Ausführung seiner Aufgabe ging, zeigt das Vorwort zu seinem Buch „Roggenwolf und Roggenhund“ (1865), das ein Mahnwort an alle Nationen ist; kein Volk soll durch Vergessen der alten Gebräuche und Sitten eine schwere Schuld auf sein Gewissen laden. In 50 000 Exemplaren versandte Mannhardt Fragebogen im Inland, in denen er über alle Sitten beim Ackerbau

Auskunft erbat, andere tausende schickte er ins Ausland. Er selbst bereiste Schweden, Holland und die Ostseeprovinzen, um an Ort und Stelle sich Auskunft zu holen. Auf diese Weise brachte er ein ungeheueres Material zusammen, auf Grund dessen er eine ganze Reihe von volkskundlichen Werken verfaßte. So wurden durch Mannhardt der Volkskunde neue Bahnen gewiesen, auf denen sie sich als Wissenschaft entwickeln konnte. Mannhardts Schriften regten auch im Ausland zur Tätigkeit auf dem Gebiet der Volkskunde an. In England, Schweden, Dänemark, Frankreich und in den Niederlanden ging man mit dem größten Eifer an die Arbeit. In Amerika und England bildeten sich in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts Vereine für Volkskunde, die Zeitschriften herausgaben. Besonders rührig war man in Schweden, wo sich 1872 auf den Universitäten Dialektvereine bildeten, und wo Hazelius in Stockholm ein Museum für schwedische Volkstrachten ins Leben rief, das als das muster-gültigste unter allen zu nennen ist. Sogar in Island erschien ein größeres volkskundliches Werk im Auftrage der isländischen Literaturgesellschaft, von D. Davidson verfaßt, unter dem Titel: „Isländische Volksitte“

Während nun auf diese Weise die junge Wissenschaft eine immer größere Ausbreitung in der zivilisierten Welt fand, war man in Deutschland, wo doch die Bewegung ihren Anfang genommen hatte, auffallend zurückgeblieben.

In den achtziger Jahren brach sich endlich auch die Überzeugung Bahn, daß die Bestrebungen auf dem Gebiet der Volkskunde in wissenschaftliche Hände genommen, daß für sie ein Mittelpunkt geschaffen und das bereits vorliegende Material gesichtet, vervollkommenet und vertieft werden müsse. Im Volke selbst erwachte das Bedürfnis, alles Volkstümlische zu sammeln und so der Vergessenheit zu entreißen. Volksschullehrer Norddeutschlands taten sich zusammen und gaben zu diesem Zweck 1881 eine Zeitschrift „Am Urdsbrunnen“ heraus, die sich aber keine rechte Anerkennung zu verschaffen vermochte, obwohl sie viel wertvolles Material lieferte. Seit 1888 gab auch E. Bedenstedt eine Zeitschrift für Volkskunde heraus, allein es fehlte hier wie

dort an der richtigen Leitung und Unterstützung, wobei sich auch viel Oberflächlichkeit und Dilettantismus zeigte, so daß die deutsche Volkskunde als Zweig historisch-philologischer Wissenschaft im In- und Auslande in Mißkredit zu geraten drohte. Da nahm sich der Germanist Weinhold in Berlin dieser jungen Wissenschaft an. Er rief einen Verein für Volkskunde ins Leben, der der Mittelpunkt wissenschaftlicher Bestrebungen auf diesem Gebiet wurde und auch seit 1891 eine Zeitschrift herausgab. Weinholds Verdienst ist es, die Volkskunde in wissenschaftliche Bahnen geleitet und für sie bei den Männern der Wissenschaft, besonders bei den Germanisten, Interesse erweckt zu haben. Nachdem aber einmal dieses Interesse erwacht war, stellte es sich sehr bald heraus, daß bei der Verschiedenheit des Charakters der einzelnen deutschen Stämme ein fruchtbringendes Wirken in einer einzigen großen Vereinigung nicht zu erreichen sein würde, und man kam daher auf den glücklichen Gedanken, Provinzialvereine zu gründen. Schon 1891 erließ der Verein für mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde den Aufruf zum Sammeln aller Volkstümlichen und unter Prof. Wossidlos trefflicher Leitung schritt hier die Arbeit rasch fort. Dieses Beispiel wirkte. Dadurch veranlaßt, entstanden in den neunziger Jahren in Pommern, Bayern, Schlesien, Baden, Hessen und Sachsen Vereine für Volkskunde, denen bald andere folgten, so daß gegenwärtig in Deutschland zirka 13 solcher Vereine existieren. Nach dem Vorbilde Deutschlands hat sich dann 1895 der Verein für Volkskunde in Osterreich gebildet, der alle Völker dieses Kaiserreiches umfaßt. Auch die Sachsen in Siebenbürgen und die Deutschen in Böhmen haben solche Vereine gegründet.

In Deutschland aber machte sich immer mehr und mehr das Bedürfnis nach einem Zusammenschluß aller im deutschen Sprachgebiet für Volkskunde wirkenden Körperschaften geltend. Man vermied einheitliche Grundsätze beim Sammeln und Bewerten des Materials; man erkannte, daß das getrennte Arbeiten zu unheilvoller Zersplitterung führe und viele Kräfte nutzlos vergeudet würden; man merkte, daß gewisse Aufgaben nur zu bewältigen seien, wenn eine Einigung erfolge. Dieser Wunsch

sollte erfüllt werden. Im September 1901 wurde auf der Jahresversammlung des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine zu Freiburg i. B. die Gründung einer fünften, volkswissenschaftlichen Abteilung bei diesem Gesamtverein beschlossen. Im November erging sodann an alle deutschsprachlichen Gesellschaften für Volkskunde und an die Vertreter dieses Faches die Aufforderung, sich der neu errichteten Abteilung anzugliedern und die jährlichen Hauptversammlungen zu besuchen. Aber trotz häufiger und dringender Werbungen konnten sich manche der volkswissenschaftlichen Vereine für den Anschluß an die Historiker nicht erwärmen. Zum Teil spielten Erfahrungen aus früherer Zeit dabei eine Rolle. Um aber endlich die Meinungen über den Zusammenschluß zu klären, beriefen im April 1904 die Prof. Mogk und Straß Vertreter der Vereine für Volkskunde und einzelne selbständige Forscher zu einer Sitzung nach Leipzig. Hier wurde, da man sich nicht geneigt zeigte, die fünfte Abteilung des Gesamtvereins als ausschließliche Vertreterin aller volkswissenschaftlichen Körperschaften anzuerkennen, ein selbständiger Verband begründet, der Verband deutscher Vereine für Volkskunde. So gab es denn eigentlich zwei Zentren für diese Wissenschaft, da neben dem Verbandsverbande noch die fünfte Abteilung fortbestand. War es auch zu bedauern, daß eine vollkommene Einigung nicht erreicht wurde, so mußten doch die gemeinsamen Ziele und Aufgaben ein Zusammenwirken in Aussicht stellen, besonders da beide Verbände sich eifrig bemühten, einander ergänzend zu wirken. Die Folge des Zusammenschlusses war, daß eine ganze Reihe bemerkenswerter Werke für Volkskunde entstand.¹⁾

Die bisherigen Ausführungen zeigen deutlich, daß die Tätigkeit auf dem Gebiet der volkswissenschaftlichen Forschung in Deutschland eine ganz besonders große ist, und diese Tätigkeit läßt die besten

¹⁾ So 1898 H. Meyer, Deutsche Volkskunde; 1900 Wuttke, Sächsische Volkskunde; f. Vogt, Schlesiische Weihnachtsspiele; P. Drechsler, Sitte, Brauch und Volksglaube; R. Andree, Braunschweiger Volkskunde; f. Kaindl, die Volkskunde, ihre Bedeutung, ihre Ziele und ihre Methode (1903); K. Knorz, Was ist Volkskunde und wie studiert man dieselbe? (1906); Die bedeutenden und zahlreichen Werke v. D. Freybe.

Erfolge hoffen. Wie aber steht es nun in unserem Lande mit einer deutschen Volkskunde? Ist in dieser Wissenschaft bei uns auch schon etwas geleistet worden, gibt es da irgend welche Vorarbeiten? Sieht man sich nach volkswundlichen Arbeiten in unserer historischen Literatur um, so ist das, was man in dieser Beziehung findet, herzlich gering. Nur hie und da einige verstreute Abhandlungen, besonders über unsere Sprache, das ist, wenn man näher zusieht, die ganze Ausbeute. Man hat zuweilen aufgezeichnet und zusammengestellt, was bei uns z. B. von alter Sitte und Aberglauben fortlebt, aber die Verfasser aller solcher Arbeiten verfolgten weder ein bestimmtes Ziel noch hatten sie irgend ein nationales oder wissenschaftliches Interesse im Auge. Es gibt eben bei uns zu Lande noch keine deutsche Volkskunde! Da aber nun überall im Auslande das Interesse für die Volkskunde im Wachsen ist, da man schon so viel auf diesem Gebiet geleistet hat, sollte es da nicht auch bei uns an der Zeit sein, an diese Arbeit heranzutreten? Ich meine, es ist die höchste Zeit, und wir dürfen nicht zaudern, die Ernte auf diesem Felde einzubringen. Wie mancher Brauch, wie manche Sitte hat sich vielleicht bei uns in der Kolonie ungetrübt und reiner erhalten als im Mutterlande! Aber die alten Überlieferungen schwinden immer mehr und mehr dahin und geraten in Vergessenheit, und es ist zu befürchten, daß in nicht zu langer Zeit auch das wenige, was sich noch erhalten hat, verschwunden sein wird. Wie mancherlei, das noch zu unserer Väter Zeit lebendig war, ist heute vergessen. Schon fängt der einfache Mann sich des von den Vorfahren erbten Brauches zu schämen an, schon lächelt der Bürger über altväterische Sitte, und an Stelle der einfachen Belustigungen im Hause oder im Freien, an denen sich die Vorfahren noch erfreuten, treten übertriebene Festlichkeiten.¹⁾ Unsere Verhältnisse sind wahrlich nicht dazu geschaffen, das Alte zu erhalten und zu begünstigen, und daher ist es hohe Zeit, daß auch bei uns im

¹⁾ Zu vergleichen das Buch unseres Landsmanns Joh. Hesse über Deutsche Familien- und Hausspiele. Er schöpft vielfach aus unserer baltischen Familientradition. Das Buch ist im bekannten Calwer Verlag erschienen. C. 5.

Baltenlande volkstundlich gearbeitet und gesammelt wird, ehe es zu spät ist. Es muß uns eine heilige Pflicht sein, die Hand an dieses Werk zu legen, um, wenn möglich, eine deutsch-baltische Volkskunde zu schaffen.

Aber können wir überhaupt bei uns von einer Volkskunde sprechen? Die Eigenart eines Volkes zeigt sich am deutlichsten in den von der Kultur wenig berührten, unteren Schichten, so daß die volkstundliche Arbeit vorwiegend ihr Augenmerk auf diese, den vulgus in populo, richten muß; uns aber fehlen sie. Es fehlt der deutsche Bauernstand, in dem ganz besonders alles Volkstümliche fortlebt. Daher müßte bei uns ein ganz anderer Standpunkt bei der Behandlung des Wesens und der Aufgabe der Volkskunde eingenommen werden, als z. B. in Deutschland. Unser Volkstum ist, wie das der Sachsen in Siebenbürgen, kein indigenes, sondern ein durch Kolonisation entstandenes, und aus diesem Umstand ergibt sich hier wie dort eine ganze Reihe von Fragen, die sich auf das Verhältnis des gegenwärtigen Volkstums zum Volkstum des Mutterlandes beziehen. Was läßt sich als altes aus dem Mutterland mitgebrachtes Volksgut nachweisen? Wie hat sich dieses unter den neuen Verhältnissen verändert? Was hat sich daraus entwickelt? Wie hat der Verkehr mit den nicht-deutschen Nationalitäten auf das Volkstum eingewirkt? besonders auf welchen Gebieten und in welchem Umfang? Das alles sind Fragen, die wir bei der Behandlung einer deutsch-baltischen Volkskunde wohl im Auge behalten müssen.

Obwohl uns Balten aber ein deutscher Bauernstand fehlt, so lebt doch auch in den anderen Schichten der Bevölkerung noch viel altes Volkstum fort, das wir als volkstundliches Material entschieden verwerten können. Es wäre mithin bei uns eine Hauptaufgabe der Volkskunde, die geistigen Erzeugnisse und Formen des durch Sitte gebundenen Gemeinschaftslebens zu erforschen und vergleichend ihre Gesetzmäßigkeit zu erkennen. Professor Mogk macht in einem seiner Aufsätze darauf aufmerksam, daß der Gebildete ebensogut Stoff zu einer Volkskunde liefere, wie der Ungebildete. In jedem Menschen lebt gleichsam ein Doppelmensch: ein Naturmensch und ein Kulturmensch; dieser zeigt sich in der

reflektierenden und logischen Denkweise; jener in seiner assoziativen. Unter den Gebildeten überwiegt im gewöhnlichen Leben der Kulturmensch, allein auch er kann in Lagen kommen, wo er in den Bann der assoziativen Denkform gerät. Erinnern wir uns nur daran, wie viele Gebildete im Bann des Aberglaubens und der volkstümlichen Sitte stehen. Hierbei steht er auf der gleichen Stufe wie der Ungebildete, wie der Naturmensch. Darauf fußend können wir das Gebiet und somit auch die Aufgabe einer Volkskunde im baltischen Lande schärfer umgrenzen. Darnach hat die wissenschaftliche Volkskunde als Objekt ihrer Forschung die geistigen Erzeugnisse eines Volkes, die durch psychische Assoziation entstanden und durch diese fortgepflanzt resp. verändert worden sind, anzusehen. Unter dem „Volk“, dessen Erzeugnisse zu erforschen sind, sind dann nicht nur die niederen Schichten zu verstehen, sondern alle Individuen, soweit sich an ihren Worten, Handlungen und Werken die oben erwähnte Denkform wahrnehmen läßt. Aber nicht nur das Wesen einer deutsch-baltischen Volkskunde müssen wir schärfer zu erfassen suchen, sondern auch ihr Material bedarf insolgedessen einer anderen Sichtung als sonst. Unter den in Deutschland verbreiteten, verschiedenartigen Einteilungen des Materials scheint mir die von Prof. Mogk in Sachsen vorgeschlagene am passendsten für die Bearbeitung der Volkskunde bei uns zu sein. Mogk weist darauf hin, daß, wenn die geistigen Erscheinungen des Volkes im Mittelpunkt des Begriffs der Volkskunde stehen, von diesen ausgegangen werden muß; und das, was Weinhold ihr als Einleitung vorausschickt, nämlich die physische Erscheinung des Volkes, mit einer Volkskunde nichts zu tun hat. Diese Abschnitte gehören in das Gebiet der Anthropologie. Denn mit demselben Recht, wie die physischen Erscheinungen des Volkes, könnten wir auch die Beschreibung seines Landes, seine Geschichte, die Statistik usw. in den Kreis unserer Beobachtungen ziehen, — alles Dinge, die nicht in das Gebiet einer Volkskunde gehören. Eine deutsche Volkskunde bei uns hätte die Aufgabe, darzustellen, wie sich die Psyche des Volkes äußert:

1. Im Wort: dahin gehört unsere Sprache mit ihren be-

sonderen Formen, ihrem Wortschatz, dann Personen- und Ortsnamen, Flur- und Waldnamen, Namen für gewisse Vorgänge im Leben u. dergl., das Volks- und Kinderlied, Märchen, Fabeln, Sagen, Sprichwort, Haus- und Hausgerätsprüche, Volkshumor und Volksniedereien usw.

2. Im Glauben: Der Glaube an die Einwirkung der Natur, des Himmels, der Gestirne auf die Geschicke des Menschen, der Seelen- und Geisterglaube, der Aberglaube, der sich an einzelne Tage des Jahres, an die Hauptereignisse des menschlichen Lebens, an die einzelnen Stände und Berufe knüpft, die volkstümliche Heilkunst, soweit sie im Aberglauben wurzelt, die Prophetie, der Zauber usw. *)

3. In den Handlungen: Sitte und Brauch in der Familie, im Alltagsleben, bei besonderen Ereignissen, an den Festtagen, unter den verschiedenen Altersklassen, bei den verschiedenen Ständen, Gesellschaften usw. (Geburtstagsfeier, Tauf-, Hochzeits und Beerdigungsbräuche usw.) Glücksgießen zu Neujahr.

4. In den Werken: Die Wohnung mit ihrer Einrichtung und Ausschmückung und ihren Geräten, Volkskunst und volkstümliche Hausarbeit, Kleidung und Nahrung, charakteristische Speisen, besondere Gebäcke usw.

Bei dieser Begrenzung und Gruppierung des Materials bleibt aber doch noch eine wichtige Frage zu erledigen, nämlich: Wie ist das Material für eine baltische Volkskunde zu beschaffen? Ganz richtig unterscheidet Weinhold zwei Klassen von Arbeitern auf dem Gebiet der Volkskunde, denn beide sind unbedingt notwendig und arbeiten einander in die Hände. Die eine Klasse hat nur zu sammeln und das Gehörte oder Gefundene treu aufzuzeichnen, ohne irgendwelche Ausbeutung des Materials. An dieser Arbeit kann sich ein jeder beteiligen, der dafür Interesse

*) Sollten nicht die Volksfitten im Kirchenjahr und im Anschluß an seine feste hier auch einer Untersuchung und Sammlung unterzogen werden? (Die Birke zu Pfingsten, das Johannisfeuer, die Ostereier, der Weihnachtsbaum, die Kirchhofsbeste usw.). Es sind doch zum Teil urdeutsche Sitten, die sich auch auf kirchlich-religiösen Gebieten bei uns gewiß seit uralten Zeiten eingebürgert haben. D. Red. der H.-St.

hat. Die andere Klasse dagegen hat die Aufgabe, den angesammelten Stoff zu verarbeiten und ihn in seiner geschichtlichen Entwicklung zu verfolgen. Hierzu sind nur philologisch und historisch geschulte Kräfte heranzuziehen. Es soll also von Laien gesammelt werden, die Arbeit selbst aber unter wissenschaftlicher Aufsicht geschehen. Einzelne Fachmänner haben wohl eingewandt, daß das von Laien gesammelte Material doch nochmals auf seine Richtigkeit und Verwendbarkeit geprüft werden müsse, doch muß man dem gegenüber hervorheben, daß diese Leute mehr mit den verschiedensten Gesellschaftsschichten in Berührung kommen, als der Fachgelehrte. Erfahrungsmäßig sind die Bemühungen von Laien bei wissenschaftlichen Aufgaben dann am schätzbarsten, wenn sie sich auf die Pflege des Heimatlichen beziehen. Genaue Kenntnis von Örtlichkeiten und Persönlichkeiten macht ihre Mitwirkung wertvoll und zuweilen unbedingt notwendig. Jeder kann eben bei allem Fleiß immer nur ein kleines, örtliches oder sachliches Gebiet durchforschen und muß oft jahrelange Mühe darauf verwenden, so daß die Scharen freiwilliger Helfer, die einigermaßen gut geleitet werden, die willkommensten Hilfstruppen sind, deren Eifer beim Sammeln auf eine schnelle Förderung des Werkes hoffen läßt. Bei uns in den Ostseeprovinzen könnten durch unsere deutschen Vereine solche Leute leicht gefunden werden, wie überhaupt die ganze Organisation dieser Vereine eine treffliche Handhabe zur Sammlung des volkstündlichen Materials bieten würde. Wie aber diese Arbeit des Sammelns gemacht werden muß, darüber belehren uns verschiedene kleine Abhandlungen*) Ein ausgezeichnetes Mittel zur Anleitung für die Sammler sind die Fragebogen, wie sie jetzt in allen Ländern Europas, in denen man sich mit Volkskunde beschäftigt, gebraucht werden. Der Sammler sucht sich nach diesen Fragebogen das Gebiet aus, auf dem er sich betätigen will, und erhält durch den Bogen auch gleich eine Anleitung, wonach er sich besonders umzusehen hat. Der Fragebogen soll eben das Ziel und das

*) So R. Wossidlo, Über die Technik des Sammelns volkstündlicher Überlieferungen (1906); O. Jiriczek, Anleitung zur Mitarbeit an volkstündlichen Sammlungen (1894).

Gebiet der Forschung abstecken und auch den, der sich nicht zum Fachmann ausbilden will, befähigen für den Forscher nutzbares Material zu gewinnen und zu vermitteln. Seinen Zweck erreicht er durch Kürze des Umfangs und eine allgemein gehaltene Formulierung.

Die ganze Arbeit auf volkswundlichem Gebiet müßte im engsten Anschluß an unsere historischen Vereine vor sich gehen. In dieser Hinsicht hat man bereits in Deutschland die besten Erfahrungen gemacht. Baltische Geschichtsforschung und baltische Volkskunde arbeiten auf ein und demselben örtlich begrenzten Gebiet, und beide wollen das Leben der Bewohner dieses Gebiets im Wechsel der Zeit erforschen. Die Volkskunde muß stets bei allen ihren Erforschungen in das Gebiet der Geschichte hinübergreifen, denn, was sie findet, muß historisch begründet werden. Andererseits wird auch der baltische Historiker in vielen Fällen der Volkskunde nicht entbehren können, und er kann ihr oft wertvolle Dienste erweisen, indem er bei seinen Studien sein Augenmerk auch auf das psychische Leben des Volkes richtet und das dadurch gewonnene Material der Volkskunde zur Verfügung stellt. Volkstümlicher Stoff fällt dem Historiker gewiß oft bei seinen Arbeiten in die Hände, und manchen wertvollen Beitrag könnte er für eine deutsch-baltische Volkskunde liefern. Bei diesem Zusammenarbeiten ist es natürlich wünschenswert, ja sogar notwendig, daß sich die Volkskunde ganz genaue Grenzen setzt, da sie sich sonst leicht ins Uferlose verlieren würde. Auf diese Weise könnten sich historische und volkswundliche Forschungen bequem ergänzen und unterstützen, und beide hätten bei der gemeinsamen Arbeit einen genügenden Vorteil.

Haben wir aber für eine Volkskunde genügendes Material in unserem Lande? Ohne Zweifel! Wie reich dieses Material ist, das mögen einige Beispiele, die ich herausgreife, beweisen. Natürlich kann es sich dabei um keine kritischen Untersuchungen handeln, denn die gehören in den Rahmen dieses Aufsatzes nicht hinein, sondern es sollen nur einige Andeutungen sein, die ich hier gebe. Da haben wir zuerst unsere Sprache! Von ihr sagt Gutzeit: „Sie ist reich an eigenartigen Wörtern

und Ausdrücken. Viele von ihnen können ungebrauchte oder in wenigen Formen vorhandene Redewendungen Deutschlands erläutern helfen. Viele zeichnen sich durch Eigentümlichkeiten und treffende Bestimmtheit, viele durch eine feine Schattierung des Begriffs aus die im Hochdeutschen nicht wiederzufinden ist, so daß sie, ins Hochdeutsche aufgenommen, zu wahrer Bereicherung dienen könnten; alle zeigen das Leben eines deutschen Sprachzweiges, der auf fremdem Boden Wurzel schlug und trotz aller Stürme, die im Lauf der Jahrhunderte darüber hinzogen, immer neue Blüten treibt und lebhaft fortgrünt“. Ein wie reiches Gebiet bietet sich uns gleich hier für volksthümliche Forschungen dar! Wir können allerdings bei uns von keinem besonderen Dialekt, wohl aber von einer baltischen Mundart sprechen, die sich von den vielen Mundarten Deutschlands oft auffallend unterscheidet. Wie bekannt, ist ihre Grundlage das Plattdeutsche. Auf das Wesen unserer Sprache haben im Lauf der Zeit verschiedenartige Elemente eingewirkt und ein etwas buntes Gemisch herbeigeführt. Aus Dithmarschen, Lüneburg, Westfalen, Braunschweig, Magdeburg usw. kamen die einwandernden Deutschen in unser Land und brachten mannigfache Mundarten mit sich, die alle ihre Spuren hinterließen und sich in manchen Ausdrücken noch erhielten, als das Hochdeutsche herrschend wurde. So brauchen wir noch heute eine ganze Reihe von niederdeutschen Ausdrücken, ohne an ihren Ursprung zu denken. So z. B.: Diele (niederdeutsch dele, dale), Schechte (nd. schecht), Hacken (für Ferse), Kringel (für Bregel), Panelung (nd. panele), Stof (nd. stoop) usw. Wer wollte dem lettischen Wort „dweeles“ es ansehen, daß es ein echt deutsches ist, das von den Letten angenommen ist, aber im Niederdeutschen (dwele) ebenfalls „Handtuch“ bezeichnet. Auch andere Ausdrücke begegnen uns, die, der hochdeutschen Schriftsprache eigentlich fremd, nicht gerade aus dem Niederdeutschen, sondern aus anderen Dialekten stammen, und die zu uns aus verschiedenen Gegenden Deutschlands gekommen sind. So z. B. stammt das Wort Schmant (für Sahne) aus dem Rlevischen, ebenso von dort plätten (für bügeln), Keuchel (für Röchlein) aus Ostpreußen, Grant (für groben Sandfies) aus Braunschweig, Krimskrans (für Gerümpel) aus Pommern,

Striezel (für längliches Backwerk) aus Schlesien, Kahlrost aus Ostpreußen¹⁾ usw. Daneben hat dann die baltische Mundart auch ihr eigentümliche Wörter, Zusammensetzungen, Umbildungen oder Wendungen hervorgebracht, die der hochdeutschen Sprache ganz fremd oder doch in der bei uns gebrauchten Form ungewohnt sind; so Baumeister für Zimmermann, Handkammer und Schafferei, Beerdigung in der Bedeutung von Beerdigungsfeier, Einfahrt für Herberge in der Stadt, draußen = im Ausland, Hälfner, Heuschlag für Wiese usw. Dann gebrauchen wir z. B. eine ganze Reihe von Zusammensetzungen mit „fest“, während man in Deutschland in denselben Fällen „an“, „ein“ und „zu“ gebraucht, z. B. festfrieren für zufrieren, festmachen für zumachen; ferner alle Zusammensetzungen mit „ab“, die eine Vollständigkeit oder ein Ende bezeichnen: wie abbaden, abfegen, abspießen usw. Reich ist auch unsere Mundart an Entlehnungen aus fremden Sprachen, doch müssen wir dabei wörtliche Entlehnungen von Nachbildungen und Übertragungen unterscheiden. Viele Wendungen werden nicht als Ersatz für deutsche Bezeichnungen, sondern mehr als scherzhafte Redewendungen gebraucht; auch sind die Entlehnungen aus unseren Landessprachen nicht sehr zahlreich. Eckardt²⁾ gibt dafür zwei drahtische Beispiele: „zeig etwas Licht“ (für: leuchte) und „leg die Lampe auf den Tisch“. Der erste Ausdruck stammt jedenfalls aus dem Lettischen, denn er ist eine Übersetzung von „rahdi swezi“, während der zweite mit dem Wort „legen“, das bei uns in allen möglichen Verbindungen vorkommt, vielleicht auf den Einfluß des Estnischen zurückzuführen ist. Wir leisten uns sprachlich manches Mal ganz merkwürdige Sachen: wir „steigen in den Fuhrmann“ oder setzen uns sogar „auf den Fuhrmann“. Auch aus der russischen Sprache haben wir, besonders in letzter Zeit viele Redewendungen aufgenommen, die unsere Sprache äußerst verunzieren.

Eine besondere Gruppe von Redensarten bilden dann auch

¹⁾ Cirene (für Syringe) hörte ich in Westfalen häufig vom Volk gebrauchen. C. H.

²⁾ G. Eckardt. Wie man in Riga spricht. Balt. Monatschrift Bd. 58. (1904).

noch die, die ihren Ursprung den studentischen Kreisen unserer Landesuniversität Dorpat verdanken.¹⁾ Natürlich gibt es da viele Ausdrücke, die man auf allen deutschen Universitäten findet, daneben aber sind manche Wendungen vollständig unabhängig entstanden. Eigenartig sind die Benennungen: „Oldermann“, „Branderhauptmann“, „Chargiertenkonvent“, und ferner die für die Wirkung der Getränke, z. B.: „Schwips“, „Drähn“, „Donner“, „er ist Bombe“, oder eine Reihe von Zeitwörtern, wie: „auflassen, zeppen, schrägen, spulen, plüßern, kloßen“, dann „Spohn oder Fell“ für Rubel, und der häufige Gebrauch der Vorsilbe „ein“, wie eintrinken, einfordern, einschmoren, einreißen usw. Auch die von der Studentenschaft gesungenen Lieder bieten sprachlich manches Interessante. Wer z. B. denkt daran, daß das bekannte Lied: „Zieh, Schimmel, zieh! usw.“ heute noch als Kinderlied in Thüringen, Sachsen, Brandenburg und Westfalen vorkommt, daß es ferner ursprünglich der Anfang eines Fuhrmannsliedes ist, das sich schon vor 1620 nachweisen läßt, und daß im Anschluß daran im dreißigjährigen Kriege eine Parodie auf Tilly gedichtet wurde!

Diese geringen Andeutungen dürften wohl genügen, um zu zeigen, wie reiches volkskundliches Material unsere baltische Mundart enthält. Im Anschluß daran möchte ich aber noch auf etwas anderes hinweisen, nämlich auf unsere allbekannten, kleinen Kinderreime. Wie selten findet sich da jemand, der auch nur ahnt, was diese, zuweilen scheinbar sinnlosen Verschen enthalten. Kinderlied und Volkslied haben in Bezug auf ihre Entstehung viel Gemeinsames. Beide sind sie aus dem Volksgemüt hervorgegangen, bei beiden ist der Verfasser unbekannt. Durch mündliche Tradition erhalten sie sich seit Jahrhunderten von Geschlecht zu Geschlecht, wobei man nach Bedarf und Willkür umdichtete, weil man den ursprünglichen Wortlaut vergessen oder ein anderer Ausdruck besser gefiel. Daher kehrt in den Kinderreimen auch bei uns zu Lande ein und dasselbe Thema an verschiedenen Stellen und in vielen Varianten wieder. Durch die gründlichen

¹⁾ M. Böhm: Dorpater Studentendeutsch, in der Zeitschrift des allgemeinen Sprachvereins 1904.

Forschungen von Grimm, Müllenhof, Simrock, Mannhardt und Wolf ist es aber erwiesen, daß viele Kinderreime, wie auch Kinderspiele dem Heidentum ihre Entstehung verdanken und, obwohl sie mit der Zeit mancherlei Umbildungen erfahren haben, noch heidnische Anschauungen enthalten. Auf ein hohes Alter weist auch die merkwürdige Übereinstimmung dieser Reime bei allen Stämmen germanischer Abstammung hin. Leider verschwinden auch bei uns, besonders in den Städten, diese alten Kinderreime immer mehr und mehr, um modernen Platz zu machen, und wie bald werden vielleicht auch die letzten Überreste von ihnen verschwunden sein. Es wäre daher gut, wenn diese Erzeugnisse des Volksgeistes durch Niederschreiben und Sammeln aufbewahrt blieben. Horchen wir ein wenig hin auf die alten Reime! Da hören wir unsere Kinder singen:

Ringel, Ringel Reihe,
Sind der Kinder dreie,
Sitzen auf dem Holderbusch,
Rufen alle: husch, husch, husch!

Die wenigen Zeilen enthalten Anklänge an das germanische Heidentum. Die Ringelreihen sind Reste chorischer Aufführungen bei den Jahres- oder Götterfesten. Der „Holderbusch“ aber ist der Göttin Holda unterirdisches Reich, der Kinderbrunnen. Solcher Holdalieder gibt es in Deutschland unter den Kinderreimen eine Menge. Holda (Frau Holle) war nach dem Glauben der alten Deutschen die Göttin der Liebe, die Regen und Sonnenschein sandte, die Flur segnete und das Haus beschirmte. In der Tiefe des Wassers besaß sie ein glänzendes Haus: dort saß sie, umgeben von den ungeborenen Kindern, die sie an die Eheleute verschenkte. Ihr Bote war der Storch, der Adebod d. h. Glücksbringer, der in die Häuser der Menschen das Glück, die Kinder aus Holdas Haus brachte. Anspielungen auf diese Göttin enthält auch das bekannte Maifäserlied:

Maifäser flieg,
Dein Vater ist im Krieg,
Dein Mutter ist in Pommerland,
Pommerland ist abgebrannt!

Auffallend ist der Ausdruck „Pommerland“, der aber eine Verstümmelung von „Holderland“ ist, denn noch heute singen die Kinder in der Pfalz: Dein Mutter ist in Hollerland, Hollerland ist abgebrannt. In den letzten Zeilen hat man sogar eine Anspielung auf den großen Weltbrand der germanischen Sage sehen wollen. Erde und Himmel gehen beim Kampf der Götter mit den Riesen durch Feuer zugrunde, so auch Holderland. — Ein anderer Überrest heidnischen Glaubens ist das so häufig vorkommende „Engelland“, so in dem Abzählreim:

Eine kleine weiße Bohne
Reiste einst nach Engelland,
Engelland war abgeschlossen
Und der Schlüssel abgebrochen.

Mannhardt hat darauf hingewiesen, daß hierbei nicht an Großbritannien, sondern an ein himmlisches Lichtland zu denken sei, in dem Holda und die Seligen wohnen. Das himmlische Lichtreich wurde durch die Dämonen des Winters „verschlossen“, und im Frühling wurde die Göttin befreit.

Heidnische Nachklänge sind auch in den sogenannten Nornenliedern enthalten, in denen von den drei spinnenden Jungfrauen die Rede ist. Ein auch bei uns bekannter Reim dieser Art ist:

Reite, reite Rößlein,
In Ulm da steht ein Schlößlein,
In Rom steht ein Glockenhaus,
Gucken drei schöne Jungfern heraus;
Eine die spinnst Seide,
Die andere wickelt Weide,
Die dritte spinnst das klare Gold,
Alle sind dem Bübchen hold.

Zu diesem Reim gibt es eine Menge Varianten, in denen der Aufenthaltsort der Schicksalsfrauen, die zuweilen auch Dode, Puppen, Marien oder Schwestern genannt werden, zumeist in ein Schloß oder hohes Haus verlegt wird. Nach dem Glauben der heidnischen Germanen wohnten sie am Himmelstor, beim Kinderbrunnen der Holda.

So hat man manchen mythologischen Zug in diesen Kinder-

reimen gefunden und manchen als interessanten Überrest deutscher Sitte und deutschen Glaubens der Vorzeit erkannt. Doch liegt die Gefahr sehr nahe, zuviel herauszulesen. Viele Kinderreime gründen sich auf alte Märchen, andere sind wunderlichen Einfällen der Phantasie entsprungen, oder sie sind ein Kauderwelsch der Kindersprache, so sonderbar, daß man allerlei dahinter vermuten könnte.

Ein weiterer Nachklang der Vergangenheit ist der Aberglaube, der mit seinen verschiedenen Formen ein großes Gebiet in der Volkskunde einnimmt. Auch in unseren Provinzen lebt im Volksbewußtsein noch hier und da die Überzeugung, daß ein geheimnisvoller Zusammenhang des menschlichen Leibes mit gewissen Gestirnen, Pflanzen und anderen Menschen und eine Wechselwirkung der in beiden verborgenen Kräfte bestehe, die man durch gewisse Sprüche und Handgriffe zu bestimmten Zeiten in Bewegung setzen könne. Allerdings ist bei uns in das Gebiet des Aberglaubens vieles von dem Wunderglauben unserer indigenen Bevölkerung eingedrungen, so daß hier eine sehr sorgfältige Prüfung nötig ist. Doch ist andererseits mancher Zug des Aberglaubens von unserem Landvolk angenommen worden, der seinen deutschen Ursprung nicht verleugnen kann. Ich erinnere nur an die verschiedenen Sprüche und Formeln beim Besprechen einer Krankheit bei Menschen oder Tieren. So begegnet man auch bei uns der vielfach erörterten „Satorformel“, die, auf einen Zettel geschrieben, dem kranken Tier mit Brod eingegeben werden soll. Die Formel besteht aus fünf, zusammenhanglosen Wörtern, die folgendermaßen untereinander gesetzt werden:

S A T O R
A R E P O
T E N E T
O P E R A
R O T A S

Man kann diese Worte von rechts nach links, von links nach rechts, von oben nach unten und von unten nach oben lesen, man erhält immer dieselbe Formel. Sie taucht in den verschiedenen Ländern Europas auf, so z. B. wird sie in Serbien

als Heilmittel gegen Kopfschmerz gebraucht. Im Schloß Anna-berg im Wintzchgau fand man sie auf einem quadratisch abgetheilten Felde als Rezept gegen Hundebiß verzeichnet, und in Westfalen waren ihr die Worte hinzugefügt: „wegen Feuerbrand diese Worte auf einen zinnernen Teller und ins Feuer geworfen.“ Man hat viel darüber gestritten, welchen Sinn die Formel hat, und die verschiedensten Erklärungen versucht, unter denen noch die am besten erscheint, die sie mit einigen Ergänzungen als alte Mönchsregel der Benediktiner auffaßt: Sat orare poten (ter) et opera (re) r(ati)o t(u)a s(it) d. h. Viel beten und kräftig arbeiten, das sei deine Lebensweise.

Eine andere Art von Zauberwort, das auch bei uns von Ungebildeten als Mittel gegen Fieber angewandt wird, ist „Abracadabra“. Es wird auf einen Zettel in der Weise mehrere Mal unter einander geschrieben, daß jede Zeile einen Buchstaben weniger hat, als die vorhergehende, mithin das Ganze ein rechtwinkliges Dreieck bildet, dessen Spitze nach unten gerichtet ist. Auch hier ist eine Erklärung schwierig. Buttke¹⁾ meint, daß die meist in Dreiecksform geschriebene Zauberformel aus der orientalischen Magie stamme und schon um das Jahr 200 nachweisbar sei. Wahrscheinlich sei sie aus Abraxa, dem Geheimnamen für den unaussprechlichen Gott bei den Gnostikern, entstanden. Eine bessere Deutung des Wortes stammt von Kroner aus Berlin. Er erklärt „Abracadabra“ für hebräisch. Abra(h) ist die dritte Person der Vergangenheit des Zeitworts abar = vorübergehen, cad eine Abkürzung von kadschat = Fieberglut, so daß die Übersetzung lauten würde: sie ist geschwunden, die Fieberglut, sie ist geschwunden. Die Wiederholung des Prädikats „abra“ soll die völlige Gewißheit zum Ausdruck bringen.

Eine andere Art Krankheiten zu heilen, die man auch in unserem Lande in ungebildeten Kreisen antrifft, ist das „Besprechen.“ Bekanntlich wird dabei ein Spruch oder ein sogenannter „Segen“ über einen wunden oder kranken Körperteil des Menschen oder Tieres gesprochen, wonach bald die Heilung

¹⁾ Deutscher Volksaberglaube der Gegenwart.

eintreten soll. Offenbar haben wir es hierbei mit Überresten von Zaubersprüchen aus heidnischer Zeit zu tun. Die heidnischen Grundlagen sind in den christlichen „Segen“, die meistens mit den Worten: im Namen Gottes des Vaters des Sohnes und des heiligen Geistes, schließen, oft noch unverkennbar, oft sind sie auch völlig sinnlos geworden, da man manche Worte ihrer früheren Fassung nach nicht mehr verstand und beliebig durch irgend welche andere ersetzte. An Stelle der heidnischen Gottheiten traten mit der Zeit besonders Christus, Maria und Petrus. Wem fallen nicht unwillkürlich die drei Nornen der heidnischen Mythologie ein, wenn er folgende Stelle aus solch einem Zauberspruch liest: die heilige Lucia hatte drei Töchter; die erste spann, die zweite wickelte auf, die dritte weihte. Vielfach sind die in unserem Lande gebräuchlichen Formeln beim Besprechen der Rose sehr ähnlich den in Deutschland gangbaren, so z. B. lautet ein solcher Spruch in Livland: „Ich beschwöre dich, Rose, bei der heiligen Dreifaltigkeit! Jesus Christus ging über Stadt, Land und Meer und hatte drei Rosen in seiner Hand, die eine verstickt, die andere verwehlt und die dritte verschwand; im Namen Gottes des Vaters usw.“ Ähnlich klingt ein Spruch in einer Familienchronik aus der Mark Brandenburg: „Die Mutter Maria ging über das Land, sie hatte die Rose in der Hand; Rose, du mußt vergehn, mußt nicht bleiben stille stehn,“ oder aus Braunschweig: „Es gingen drei Jungfern aus einem Thor, die hatten drei Rosen in ihrer Hand. Die erste verging, die andere verschwand, die dritte nahm den Namen Gottes in ihre Hand.“

Ein weiteres, sehr reiches Gebiet der Volkskunde ist das, welches die Sitten und Gebräuche im Hause und in der Familie umfaßt. Fast jede Familie hat auch bei uns ihren besonderen Brauch, der sich an bestimmte Tage, Handlungen oder Gelegenheiten knüpft und vielfach mit der größten Peinlichkeit eingehalten wird. Wieviel aber solcher Gebräuche gibt es nicht bei uns, deren Sinn und Ursprung selbst dem Gebildeten unbekannt sind! Man hört wohl hier und da die Frage, was bedeutet denn dieser oder jener Brauch? woher stammt er? wie

kam man darauf? aber meistens bleibt die Antwort aus, oder man gibt sich mit einer ungenügenden zufrieden. Da hätte eben auch bei uns die Volkskunde auf solche Fragen Antwort zu geben! Nehmen wir auch aus diesem Gebiet ein Beispiel. Ein allgemein bei uns verbreiteter Gebrauch ist der, daß unsere Kinder am Morgen des Palmsonntags die Erwachsenen mit Weidenruten oder manches Mal am Ostersonntag mit Birkenruten schlagen. Welchen Sinn hat dieser Brauch? Wird er nur an diesen Festtagen geübt, ist er überall verbreitet oder findet er sich nur vereinzelt? Mannhardt in seinem Buch „Wald- und Feldkulte“ gibt auf diese Fragen eine ausführliche Antwort, aus der wir ersehen, daß dieser Brauch sich nicht nur auf die genannten Tage beschränkt. In Böhmen z. B. verstecken sich in einigen Orten am Sonntag Lätare die jungen Mädchen hinter einer Tür oder in einem Torweg, indem sie unter ihrer Schürze mehrere mit bunten Bändern durchflochtene Weidengerten halten, und lauern auf die Bursche, um sie unversehens damit zu schlagen. Jeder Bursch trägt Äpfel bei sich, um sich von weiteren Schlägen loszukaufen. Dieselbe Sitte erscheint mit einigen Abänderungen auch an anderen Orten, aber am Maitag. So ziehen in der Umgegend von Prag am ersten Mai die Musikanten auf den Dörfern herum. Ihnen folgen alle erwachsenen Bursche mit Maienzweigen in der Hand und schlagen einander damit mit den Worten: Da hast du Glück! Bertram wiederum sagt in seinem Buch „Wagien“ an einer Stelle, an der er von den Gebräuchen der Deutschen in Livland spricht: „Zu Fastnacht werden Faulbaumzweige schon einige Wochen vorher ins Wasser gesteckt und das Gefäß wird in die Nähe eines Ofens gebracht. Wechselt man täglich das Wasser, so treiben die Zweige bald Blätter. Damit werden die Erwachsenen geweckt. Die Kinder stehen am Fastnachtsmorgen früh auf und schlagen mit den grünen Zweigen auf die Bettdecken, indem sie sie rufen: Warm Weggen, kalt Butter! Sie erhalten dafür frisches Weißbrot und Mittags Stopffuchen.“¹⁾ Diesem von Bertram erwähnten Ge-

¹⁾ Ich entsinne mich aus meiner Kindheit in Narva mit Afazienzweigen aus unfrem Garten, wohl in Ermangelung des faulbaums —

brauch steht ein anderer in Deutschland gegenüber. In Mecklenburg, Hannover und Holstein ziehen zu Fastnacht die Knaben mit Gerten umher, schlagen die Erwachsenen und erhalten dafür sogenannte „heiße Wecken“, mit denen die Geschlagenen sich loskaufen. In vielen Gegenden Rußlands drängt sich am Palm- oder, wie es auch heißt, am Weidensonntag das Volk in die Kirche, um dorthin Weidenzweige mit Rätzchen zur Weihe zu tragen. Kaum hat das Volk nach Beendigung der Zeremonie die Kirche verlassen, so wird von den jungen Leuten die Weidenrute geschwungen und unter dem Ruf: „die Weide schlägt, nicht ich“, unsanft auf den Rücken des Zunächststehenden fallen gelassen. Die Zweige selbst werden als glückbringend mit vieler Ehrfurcht aufbewahrt. In Mittel- und Südwestdeutschland kommt zu Weihnachten das sog. „Frischgrünstreichen“ vor. So laufen in manchen Thüringischen Waldorten die Kinder am 28. Dezember auf der Gasse herum und schlagen die Vorübergehenden mit Birkenreißern, wofür sie Äpfel, Nüsse oder Pfefferkuchen erhalten. Doch nicht bloß auf Menschen, sondern auch auf Tiere und Pflanzen erstreckt sich die Sitte des Schlagens. In Samiten in Kurland z. B. werden von den Ruten, mit denen man Fastnachtscherze getrieben, einige Zweige verwahrt und damit beim Austreiben die Kühe geschlagen, die dann im Sommer von den Bremsen weniger leiden sollen. In Gumbinnen nimmt der Hausherr am Ostermorgen Weidenzweige und schlägt jedes Stück Vieh einige Mal auf den Rücken. Im Rhöngebirge schlägt man am 28. Dezember die Bäume, damit sie im folgenden Jahr viel Frucht tragen.

Aus allen diesen Angaben ergibt sich, daß nicht nur am Palm- und Ostersonntag, sondern zu den verschiedensten Zeiten des Jahres Menschen, Tiere, sogar Bäume mit Gerten oder

in dieser Weise im frühen Morgengrauen aus dem Bett geklopft zu sein. Der Vater, der das tat — sprach dabei ein Wörtchen, das mir entfallen, wo so viel ich weiß von „Butterschlagen“ die Rede war. Ferner entsinne ich mich daß zum Frühjahrsanfang im März der Bäcker in Narva die sog. „Kerchen“ backt, ein Gebäck aus Bregelteig, das an einen Vogel erinnerte.
C. H.

Ruten geschlagen werden. Der Brauch des Schlagens am OSTERFESTE zeigt sich meistens in slavischen und erst durch Germanisierung deutsch gewordenen Gebieten, so in Ost- und Westpreußen, in Schlesien, Mähren und Böhmen. Sehr häufig sind heute Kinder die Träger der alten Sitte. Der Zweck des Schlagens ist, daß er Gesundheit und Kraft verleihen soll. Zu der Zeit, wenn die Natur aus dem Winterschlaf erwacht, also zu Fastnacht, Ostern und am 1. Mai, oder wenn die Wiederkehr des Lichts das gewisse Kommen des Frühlings, also zu Weihnachten, ankündigt, dann soll Leben und Wachstum durch den Schlag mitgeteilt und alles, was die Gesundheit gefährdet, vertrieben werden. Daß es so häufig die Weidenrute ist, die zum Schlagen dient, scheint darauf hinzudeuten, daß dieser eine besondere Kraft zugeschrieben wird, alles dem Körper Schädliche zu vertreiben, und die Berührung mit dem grünenden Zweig soll Gedeihen hervorrufen. Wahrscheinlich haben wir es mit einem Brauch zu tun, der seinen Ursprung in heidnischer Zeit hat, und der in christlicher Zeit von der Kirche sanktioniert worden ist. Vielleicht ist auch die Rute, die der Knecht Rupprecht am Weihnachtstage in der Hand hält, nicht das von den Kindern gefürchtete Strafinstrument sondern ein heilsames Ding, dessen Berührung den Kindern Wachstum und Gesundheit geben sollte.

Die wenigen angeführten Beispiele zeigen, daß es an Material für eine Volkskunde in den Ostseeprovinzen nicht fehlt, und es ist kaum zweifelhaft, daß sich auch die nötige Hilfe finden wird, um dieses Material herbeizuschaffen. Ein jeder, der sein Land liebt und sich als guter Patriot fühlt, kann an dieser Arbeit teilnehmen. Das, was unser Mutterland bereits auf dem Gebiet der Volkskunde geleistet, das sei auch für uns eine ernste Mahnung. Wir tun viel für unsere baltische Geschichtsforschung und pflegen sie eifrig in unseren historischen Vereinen, wir gründen deutsche Vereine und suchen durch sie das nationale Bewußtsein bei uns zu heben, wir sprechen so gern mit Stolz von unserem Deutschtum, — sollten wir denn nicht auch denjenigen Seiten unseres Volkstums, die den Inhalt der Volkskunde bilden, mehr Aufmerksamkeit als bisher schenken? Diese Aufse-

rungen der Volksseele haben sich von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzt und sind mit dem innersten Wesen des Menschen so verwachsen, daß sie einen großen Teil desselben ausmachen. Ganze Generationen haben daran herumgemodelt: der Kern blieb, neue Elemente kamen hinzu, so daß sich durch Jahrhunderte manches Produkt der Psyche des Volkes erhalten hat.

Gehen wir also nicht an diesen Kleinoden vorüber, sondern entreißen wir sie dem Dunkel der Vergessenheit, um sie der Nachkommenschaft als ein Zeugnis dafür zu überliefern, daß auch wir bei dem großen, zusammenfassenden Werk über deutsche Arbeit und deutsche Sitte mitgewirkt haben.



Gedichte

von

Marie von Bradke - Fürstenfeldbruck.

Das Lied.

Die Sonne hat den Tag erfüllt mit Glut,
Hüllt mählich sich ins Nachtgewand und ruht —
Am Himmel aber flammt es rot wie Blut.

Mir war die Seele voll von Glut und Not;
Nun gleiten in den Zeiteuschoß sie tot,
Als Lied nachleuchtend wie ein Abendrot.

Unvergänglichkeit.

Es wurde Herbst — auf dürrem Laube geigt
Ein schriller Nord, die Sonnenblume neigt,
Von Sonnen-Glut und Hauch gereift, bestäubt,
Ergebungsvoll dem Tod das schwere Haupt:
„Die goldne Blütenkrone welkte hin,
Gut war's! erfaßt hab ich des Daseins Sinn,
Daß fort ich lebe, mußte sie vergehn,
In meinem Samen werd' ich auferstehn.
Den hab' ich treu gepflegt, genährt, bewacht,
Wie sollte schrecken mich die Todesnacht?
Den ließ gedeih'n die warme Sommerzeit:
Ich glaub' an meine Unvergänglichkeit!“

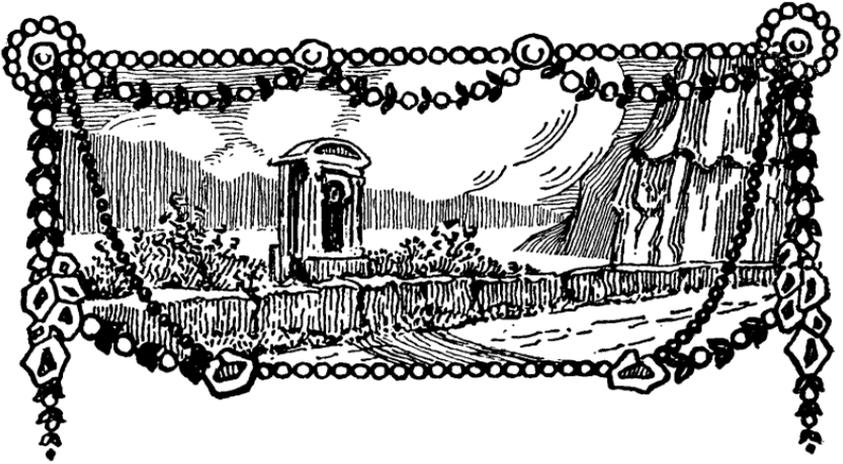
Es ist so still.

Es ist so still; die Sonne ging zur Ruh,
Die weite Fläche deckt der Abend zu.
Im lichten Blau ein rosa Wölkchen schwimmt,
Der letzte Schein des Tags in Wipfeln glimmt.

Des Mondes Scheibe färbt sich glanzbeschenkt
Auf ferne Firne hat sich Nacht gesenkt,
Ein Vogel einsam durch die Lüfte schwebt,
In gold'ne Räume leichtbeschwingt sich hebt.

Es ist so still, ist so ergreifend schön!
Auch meine Seele fliegt in lichten Höh'n, —
Hat, scheidend von der Welt, die Sonne nicht
In sie ergossen all ihr selig Licht?





Die Namenstage.

Von

Adolf Richter - Riga.

Es muß für die überlebenden Christen ein erhebendes und unauslöschliches Gefühl gewesen sein, in jenen finsternen Zeiten der Verfolgungen ihre Glaubensbrüder, und zumal ihre reinsten und frömmsten, um des gemeinsamen Glaubens, ihres Verdienstes willen dahingemartert zu sehen. Nicht minder muß es in späteren Jahrhunderten einen starken Eindruck gemacht haben, besonders fromme oder wohltätige Menschen viele Jahre lang zum Segen ihrer Mitchristen arbeitend und betend zu beobachten. Daher darf es nicht wunderbar erscheinen, wenn solche Frommen nicht nur bei ihren Zeitgenossen, sondern auch noch heute bei den Nachkommen als Übermenschen verehrt werden, deren vergeistigtes Wesen man sich im Himmel ganz besonders nahe an Gottes Throne vorstellt und daher als vornehmlich geeignet betrachtet, bei Gottes Majestät vermittelnd für das arme Menschenkind tätig zu sein, wenn es sich als Bittsucher an den Heiligen oder Märtyrer wendet.

Ebenso menschlich erklärlich ist es, daß man das Gedächtnis dieser frommen, um die christliche Kirche besonders verdienten

Leute auch dadurch zu verewigen suchte, daß man Gotteshäuser baute, in denen ihre irdische Hülle bestattet wurde. Die Frommen verehrten die Grabstätte, und bald regelte man diese Verehrung, indem man dafür gewisse Tage bestimmte, die im Kalender genau vermerkt wurden.

Nicht immer hatte man aber den Leichnam zur Verfügung. Man begnügte sich dann, dem Heiligen einen Altar zu errichten, an dem, besonders feierlich namentlich an gewissen Tagen, seine Verehrung vor sich ging. Es dauerte nicht lange, so waren die 365 Tage, die das Kalenderjahr bot, besetzt, und man mußte nun mehrere Heiligennamen auf einen Tag häufen. Übrigens vermerkte man im Kalender nicht nur die Namen von Heiligen und Märtyrern aus christlichen Zeiten, sondern man tat auch frommen und bemerkenswerten Menschen beiderlei Geschlechtes aus der vorchristlichen biblischen Geschichte die Ehre an, bei irgend einem Tage verzeichnet zu stehen. So finden wir im Kalender noch heute die Namen von Adam und Eva, von Abraham und seinem Hause, von den Propheten und endlich auch von den Aposteln, den Evangelisten und den Personen, die in der Apostelgeschichte vorkommen. Den Namen Gottes des Vaters, allmächtigen Schöpfers und Erhalters des Himmels und der Erde, sucht man vergeblich. Grade wie man im Wiener Sitzungssaale des österreichischen Reichsrates die Wappen aller Kronländer und Kronländchen der Österreichischen Monarchie sehen kann, das Wappen der Gesamtmonarchie aber nicht vorhanden ist.

Während sich bei der Unterbringung der Namen der Propheten und Apostel im Kalender ein gewisses System bemerkbar macht, wozu ja auch die gleiche Anzahl von Propheten, Aposteln und Monaten geradezu herausforderte, hat man es vorgezogen, den Namen der späteren Heiligen und Märtyrer auf denjenigen geschichtlich oder legendär bezeugten Tag zu setzen, an dem sich für den Verehrten einmal etwas ganz besonders Wichtiges ereignet hatte.

Wie wir die Geburtstage feiern, so feiert man bei den Heiligen und Märtyrern als ihren wichtigsten Tag den Höheren Geburtstag, ihren Ausgang aus dieser und ihren Eingang in

jene Welt. Denn der Tag des irdischen Todes erscheint als erster Tag des neuen, ewigen Lebens. Daher steht der Name des Heiligen gewöhnlich bei seinem irdischen Sterbetage. Doch nicht immer. Zuweilen findet sich die Notiz auch beim Tage der Bestattung, der Überführung der Gebeine von der bisherigen Begräbnisstätte zur neuen, ja, auch der Weiheung einer neuen Gruft und noch bei anderen Tagen, die bei seinen Lebzeiten oder in Bezug auf den Leichnam eine Rolle gespielt haben.

Wo man die gesamten sterblichen Überreste nicht besaß, sondern nur einen Teil davon, vielleicht den Kopf, einen Arm, einen Finger, schrieb man in den Festkalender den Namen des betreffenden Heiligen, von dem die Reliquie stammte, wohl meist zu dem Tage, an dem einst der verehrte Gegenstand in das Gotteshaus gekommen war.

Hatte der Heilige nur einen Altar, dann ordnete man seine Hauptverehrung gewöhnlich auf den Tag an, wo seine Grabstätte das Hauptfest feierte, doch nicht immer. So kommt es denn, daß derselbe Heilige nicht überall am gleichen Tage seine Hauptverehrung hat. In dieser Beziehung weichen im Mittelalter nicht nur die großen Bischofssprengel häufig von einander ab, sondern auch im selben Sprengel stimmten mitunter die einzelnen Kirchen nicht mal überein.

Da nun in mittelalterlichen Urkunden und Geschichtsbüchern sehr oft das Datum nicht in unserer jetzigen Art mit den Ordnungszahlen der Monatstage, sondern mit Hilfe der Heiligensfeste gegeben wird, so ist es seit langer Zeit eine fürnehmlische Sorge der Historiker gewesen, festzustellen, auf welches Datum in den berühmten mittelalterlichen Stätten der Heiligenverehrung und Geschichtschreibung ein jeder Heiligkeitag gefallen sei. Während man z. B. in Köln unter dem Dienstage nach Ignatius 1373 den 8. Februar verstand, meinte man damit in Gnesen den 1. Februar, aber in Trier, Bremen und Salzburg den 20. Dezember. Wieviel auch in dieser Beziehung bereits ins Licht der Gewißheit gebracht worden ist, so bleibt doch der künftigen Forschung noch eine große Arbeit übrig. Zu erwähnen ist hier, daß für das ehemalige Rigiſche Erzbistum vor einigen Jahren der gelehrte

ehemalige Präses der Gesellschaft für Geschichte und Altertumsfunde der Ostseeprovinzen, Hermann von Bruiningk, den hier maßgebenden Heiligenkalender festgestellt und in Heft 1 und 2 des Bandes 19 der Mitteilungen aus der livländischen Geschichte veröffentlicht hat. Wegen der Beziehungen einiger Namenstage zur altgriechischen Mythologie muß ich hier auf meinen Kalender 1899 Seite 111 verweisen.

Die Heiligtage gingen schon im frühen Mittelalter in den fest eingepprägten Gedächtnischaß auch des gemeinen Volkes über, und gewisse Denkverse, in denen vom Wetter und Unwetter, vom Säen und Ernten, vom Zunehmen und Abnehmen der Tageslänge und anderem die Rede ist, sprechen nicht von einem Monatstage, sondern von gewissen Heiligtagen. Auch Geschäftstage, Messen, Jahrmärkte, Gesindeding- und andere wichtige Wirtschaftstage richten sich nach dem Heiligen-, überhaupt nach dem Kirchentalender. Um zu beweisen, daß dem noch heute so ist, selbst in Ländern, die sich seit Jahrhunderten vom Katholizismus und von aller Heiligenverehrung abgewendet haben, brauche ich nur an unsern baltischen Georgitag, an das livländische Johanni, und in Norddeutschland an die Leipziger und Frankfurter Reminiscere-, Jubilate- und Martini-Messe zu erinnern.

Auch die Verwirrung, in die aus den oben angeführten Gründen der Heiligenkalender allmählich hinein gekommen war, wurde vom Oberhaupte der katholischen Kirche wenn nicht früher, so doch bei der Kalenderverbesserung bemerkt und vom selben Papste Gregor, der 1582 die Kalenderreform einführte, durch eine allgemein verbindliche Liste zu beseitigen gesucht. Sein Nachfolger Sixtus V. veröffentlichte 1586, ein Jahr nach Gregors Tode, dieses Martyrologium romanum. Die orientalische Kirche hat, wenigstens in Rußland, ebenfalls ihren Heiligenkalender offiziell festgelegt und in einem, von der Synodaldruckerei in St. Petersburg herausgegebenen Мѣсяцесловъ всѣхъ святыхъ празднуемыхъ православною восточною церковью veröffentlicht.

In beiden offiziellen Kalendern, dem römischen wie dem

russischen, stehen nun fast bei jedem Tage eine ganze Anzahl Heiliger oder Märtyrer. Was im Vergleiche damit unsere landläufigen Kalender bieten ist gradezu nichtsagend, aber auch sehr widerspruchsvoll. In unsern Kalendern, selbst in den besten, ist für den Namen der Heiligen kaum mehr Platz gelassen, als für den Abdruck eines einzigen reicht. Gilt es nun, unter der Menge Namen der offiziellen Liste die Auswahl nur eines einzigen zu treffen, so wird der eine Kalendermacher sich für diesen, der andere für jenen entscheiden. Auf diese Weise ist zum größten Teile schon die Verschiedenheit der heutigen Kalender erklärt, selbst derjenigen, die aus den ersten Quellen schöpfen.

Die meisten heutigen Kalender werden aber von ihren Herausgebern nicht mehr „verfaßt“ Irgend ein spekulativer Drucker oder Buchhändler druckt das Kalendarium einfach einem anderen Kollegen nach, ohne sich viel darum zu kümmern, wo der es her hat, und wie es mit dem astronomischen und dem kirchlichen Himmel stimmt. Les-, Schreib- und Druckfehler, Mißverständlichkeiten, namentlich der Abkürzungen kommen auch noch hinzu, um das Chaos zu vollenden. In einem Kalender war mal die Abkürzung „Enth. Joh.“ als Entheiligung statt Enthauptung Johannis wieder gegeben worden,

Da die Bekenntnisschriften der Evangelischen alle Heiligenverehrung verwerfen, so wäre eigentlich zu erwarten gewesen, daß die von ihnen übernommenen oder neu gebauten Gotteshäuser nicht mehr als Sankt-Petri-Kirche, oder als Sankt-Marien-Dom usw. bezeichnet würden, und daß auch die Heiligen aus dem Kalender hätten verschwinden müssen. Dem war jedoch nicht so. In unsern baltischen Provinzen sind noch heutzutage nicht nur fast alle Kirchen, sondern auch eine große Anzahl Kirchspiele mit Namen versehen, denen das Wort Sankt untrennbar anhängt, Da gibt es ein Kirchspiel Sankt-Johannis, Sankt-Jakobi, Sankt-Matthiä, Sankt-Matthäi, Sankt-Marien-Magdalenen, Sankt-Katharinen usw. Ob dies im Sinne von Luthers Lehre ist mögen andere entscheiden. Ich wollte dies hier nur anführen, um die Beibehaltung der Heiligen in den evangelischen Kalendern noch entschuldbarer zu machen. Denn

ließen schon dogmentkundige Theologen den Zusatz Sancti (richtiger Sancti oder Sanctä) bei ihren Kirchen und Kirchspielen ohne Gewissensbisse stehen, so darf man das den armen evangelischen Kalendermachern erst recht nicht verargen. Wurden sie doch von der alten, lieben Gewohnheit geradezu gezwungen, dem Volke die alten, lieben Namen im Kalender beizudrucken, weil sich an diese Namen noch oft meteorologische Erinnerungen oder ökonomische Notwendigkeiten knüpften. Noch heute kennt und sucht im Kalender jeder die Eisheiligen Servatius, Pantradius und Mamertus, und von Georgi, Johanni und Martini ist schon oben die Rede gewesen.

In allen anderen Ländern mit überwiegend evangelischer Bevölkerung hat man das Andenken an die Kalenderheiligen so ziemlich vergessen. Man benützt in der That die vom Kalender gebotene Heiligenliste hauptsächlich als Fundgrube für Taufnamen, obgleich jetzt für „schöne“ Namen überspannte Moderomane bessere Ausbeute liefern. Die Kritiklosigkeit alberner Mütter zeitigt dabei die lächerlichsten Früchte, wie noch neulich ein wackerer rigischer Prediger in den dortigen Zeitungen öffentlich dargelegt hat. Seine goldenen Worte sollten so oft wie nur möglich wiederholt werden, sonst kommen wir noch zu den Verhältnissen, der spanischen und portugiesischen Infanten und Infantinnen, denen einige Duzend Vornamen zugelegt werden, wie man im Gothaschen Hofkalender nachlesen kann. Die Fliegenden Blätter machten dazu vor einigen Jahren den Wit, ein junger Infant, der unartig gewesen sei, müsse zur Strafe die ganze Reihe seiner Taufnamen in richtiger Folge auswendig lernen, im wiederholten Falle als verschärfte Strafe sogar vor- und rückwärts.

Doch nicht von Namen will ich hier sprechen, sondern von Namenstagen. Während man in der übrigen evangelischen Welt die Kalenderheiligen unbeachtet läßt, dienen sie bei uns, in den drei baltischen Provinzen heute noch dazu, den „Namens- tag“ zu bestimmen, der mindestens wie der Geburtstag, wenn nicht solenner gefeiert wird. Ob sich diese Sitte noch aus der katholischen Zeit herüber gerettet, ob man sie seit der russischen Eroberung eingebürgert hat, das wird schwer festzustellen sein. Feste und Gastereien hat man hier zu Lande auch vor 1710

geliebt, und diese Liebe ist gewiß nicht kleiner geworden, nachdem man zu den ebenso veranlagten und überaus gastfreundlichen Russen in engere politische, Handels-, Freundschafts- und Familienbeziehungen getreten ist. Dem Russen ist freilich der Tag seines Namensheiligen einer seiner größten Freudenfeiertage.

Für einen Evangelischen ist ja diese Feier durch Luthers Reformation, wie erklärlich und löblich auch sonst der Brauch der Feier seines Schutzheiligen, dem die Eltern den Namen entlehnt hatten, sein mag, jedes religiösen Hintergedankens entkleidet worden, und der gibt doch eigentlich dieser Feier erst den vernünftigen Sinn. So ist es denn jetzt dahin gekommen, daß man sich die Namenstage im Kalender nur deshalb aufschlägt, um zu wissen, wann man mit Freund Fritz oder Sascha zu schmoren, bei Tante Nelly oder Amalie mit den netten Kusinen Kaffee zu trinken und Kuchen zu essen, vielleicht gar auf einem „deutschen Annen-“ oder „russischen Marien-“ Tage am Strande eine ganze Nacht bei Bergmanns oder Schneiders durchzutanzgen habe. Denn nach dem hiesigen Systeme muß man die Feste feiern wie sie fallen, und sollten sie auch doppelt gefeiert werden müssen. So muß man die „deutsche Anna“ am 26. Juli wahrnehmen und darf die „russische Anna“ am 13. Juni nicht übersehen; man hat sich der „deutschen Marie“ am 22. Juli zu erinnern und kann, ohne anzustoßen, die „russische Marie“ am 15. August nicht vergessen.

Man entschuldigt diese Namenstags-Glückwünsche und -Feiern mit dem Hinweise darauf, daß doch das Bedürfnis besteht, vielen lieben Leuten der Bekanntschaft, Freundschaft und Verwandtschaft, auch den Mitarbeitern und Vorgesetzten durch einen herzlichen Glückwunsch nicht an einem Tage, wo sich alle Welt gratuliert sondern an ihrem Tage zu beweisen, welcher innigen Anteil man an ihnen nimmt. Dieser Tag wäre am passendsten der Geburtstag. Da der aber nicht allgemein bekannt ist, oft sogar geflissentlich verschwiegen wird, so nimmt man den Namenstag, als seinen Tag, um dem lieben Mitmenschen Glück zu wünschen. Die Wünsche nützen ihm zwar wenig, denn sie zwingen ja nicht das Glück, zu ihm zu kommen. Sie erwecken aber das angenehme Gefühl

und vielleicht auch die Überzeugung in dem Beglückwünschten, daß man innigen Anteil an seinem Geschehe nimmt, und veranlassen ihn möglicherweise, sich dafür mit einer Gasterei oder Festlichkeit zu bedanken. Freilich finden wieder andere, daß man sich mit den Glückwünschen aufs Neujahr beschränken solle und auf seinen Tag, den Geburtstag. Die Dritten meinen aber, man müsse zu Neujahr, Ostern, am Geburtstage und Namenstage Glück wünschen und Feste feiern. Die Post, die Ansichtskarten- und Weinhändler schließen sich natürlich dieser Meinung an.

Die Namenstage entnimmt man ja so bequem dem Kalender. Auch die neuen Modenamen bereiten keine Schwierigkeiten mehr. Vor 30 und mehr Jahren waren Namen, die sich auf *η* endeten, nur im vertrauten Kreise als abgekürzte Kosenamen, aber auch als Pferde- und Hundennamen üblich. Heute bringt sie ein gefälliger Buchdrucker oder Buchbinder in den Kalender, ohne zu sagen, wo und wann mal eine so benamste Heilige gelebt habe, und ein noch gefälligerer Pastor schreibt auch solchen *η*-Namen aktenmäßig ins Kirchenbuch. *Probatum est!* Daß man das umständlichere *η* und nicht *i* schreibt, obgleich man es spricht, erklärt ein viel erfahrener Rigaer Naturforscher damit, daß die Damen (beim Schreiben) immer ein Schwänzchen gern haben, besonders am Ende der Worte: aus dem *i* wird mit Vorliebe ein *η*.

Im ganzen Geltungsbereiche des französischen Zivilgesetzbuches, des sogenannten Code Napoléon (und in diesen Bereich gehörte bis zum 31. Dezember 1899 noch die westliche Hälfte der preußischen Rheinprovinz) herrscht das schöne Gesetz, daß als Taufnamen in die Kirchenbücher nur Namen aus dem Martyrologium geschrieben werden dürfen. Bei Napoleons eigener Geburt gelangte solch ein Gesetz noch nicht zur Geltung, sonst würde der kleine Buonaparte wohl keinen Vornamen erhalten haben, der in keinem Heiligenverzeichnisse gefunden werden kann.

Über die gefälligen Buchdrucker und Kalenderherausgeber hier zu Lande, von denen oben gesprochen wurde, wäre viel zu berichten. Ein sehr verdienstvoller, leider viel zu früh gestorbener Historiker pflegte gern zu erzählen, wie es sein Vater gemacht habe, damit der Name Arend seines Neugeborenen an einen ihm

recht bequemen Tag des Kalenders komme. Er machte es wie Jago, er steckte Geld in seinen Beutel und ging in die Werkstatt des damals „bestrenommiertesten“ Kalenders. Er hatte gemeint, für 10 Mottchen würde sich der Name wohl beim 22. April unterbringen lassen, es gelang ihm dies aber schon für fünfse. Und so prangt der Name Arend noch heut in den Rigischen Kalendern, und so drucken ihn alle Rigischen Kalenderherausgeber immer wieder mit der ernstesten Miene von der Welt ab, als wäre er durch irgend ein altes Gesetz oder Herkommen geheiligt, während er doch nur durch die Gefälligkeit jenes Buchdruckers, der die 5 Rubel eingesteckt hatte, hineingekommen ist. Deshalb kennt man ihn aber auch nur in Riga.

Daß es mit vielen andern Namen ähnlich gemacht worden ist lehrt eine, auch nur oberflächliche Prüfung des Namensbestandes unserer heutigen Kalender. Ich habe mir vor 11 Jahren mal die Mühe gemacht, die am weitesten verbreiteten Kalender unserer 3 Provinzen daraufhin durchzuarbeiten und habe dabei recht erbauliche Dinge entdeckt. Eigentlich mehr zum Spotte hatte ich alle vorgefundenen Namen, je nachdem ich sie in den Kalendern einer der 3 Provinzen gefunden hatte, in 3 Reihen geteilt: Namenstage in Livland, Kurland oder Estland. Dies Verzeichnis veröffentlichte ich zuerst in meinem Zeit- und Himmelsweiser 1899. Andere Kalenderer haben mir diese Reihen mit ihren Spottüberschriften nachgedruckt, als ob die Namen grade nur in Livland, oder in Kurland, oder in Estland an dem betreffenden Tage gesetzliche oder geschichtliche oder herkömmliche Berechtigung hätten. Die Reihen beanspruchten eigentlich nur das kuriose Interesse, zu zeigen, was alles für Modenamen im Laufe der Jahre in das ursprüngliche kirchliche Heiligen-Verzeichnis eingeschmuggelt worden sind. Man wird aber, bei sorgfältiger Vergleichung, künftig auch sehen können, welche neuen Namen seit 1899 in die baltische Namenstagsliste, sei es aus Gefälligkeit, sei es aus klingenderen Gründen, Aufnahme gefunden haben. Schon kurze Zeit nach Veröffentlichung der Reihen ist es mir aufgefallen, daß die Liste inzwischen um den schönen Namen „Helma“ (er steht am 4. September) bereichert worden ist.

Für die Zumutungen, die in dieser Hinsicht an einen Herausgeber gestellt werden, nur ein Beispiel: Eine junge Mutter, die ihren Einzigen „zum Anbeißen“ lieb hat, kommt zum Kalenderer mit der Bitte, ihr doch den Namen Erik unter die Namenstage zu stellen. Sie könne nicht glauben, daß Erich und Erik derselbe Name sei, und dem Kalenderer wäre es doch ein Leichtes, einen neuen Namen einzustellen, man könne ja einen von den „alten jüdischen“ Namen weglassen. Mit großer Mühe gelingt es nur, solche Bittsteller abzufertigen. Mit der Erklärung, daß Erich die deutsche Form für den skandinavischen Namen Erik oder den lateinischen Ericus sei, kann man bei solchen in ihre Kinder vernarrten Müttern nichts ausrichten.

Freilich kommen auch in katholischen Ländern, wo man den Namen des Neugeborenen, namentlich auf dem Lande, einfach aus dem Heiligenkalender für den Tag der Taufe abliest, uns seltsam anmutende Dinge vor. Ob der weibliche Vorname Maria, den nicht wenige Männer, und nicht nur spanische Infanten führen (ich erinnere nur an Karl Maria von Weber und an Karl Maria Farina) darauf zurück zu führen ist, wage ich nicht zu behaupten. Es müßten ja sonst auch andere hochberühmte weibliche Vornamen, z. B. Anna, der in Turin eine Kirche mit der Überschrift: „Der Großmutter Gottes“ geweiht ist, oder Katharina auf Männer übergegangen sein. Aber der weit und breit bekannte Dichter Peter Rosegger ist als „Petri Kettenfeier Rosegger“ ins Kirchenbuch eingetragen, und schrieb sich bis vor kurzem P. K. Rosegger, einfach weil er am 31. Juli 1843 geboren und am Tage darauf, wo „Petri Kettenfeier“ im katholischen Kalender angemerkt ist, getauft wurde. Ein Glück, daß dieser Brauch nicht gesetzlich vorgeschrieben ist. Mit welchen Gefühlen müßten sonst die am 1. Januar nach ihrem Kalender getauften Katholiken oder Griechen ihren Namen durch diese Erdenpilgerbahn schleppen!

Alle diese und noch andere Erwägungen bestimmten denn nun schon seit Jahrzehnten ehrenwerte evangelische Geistliche, an die Reform dieser Namenreihen in evangelischem Sinne zu gehen, und die von den großen Reformatoren auf dem ihnen wohl unwesentlich erschienenen Gebiete hinterlassene Lücke auszufüllen. Ziem-

lich bekannt geworden sind z. B. die Versuche, die Dr. Ferdinand Piper, Professor der Theologie an der Berliner Universität, schon 1847 machte, an Stelle der katholischen Reihen Namen von Leuten zu setzen, die die Entwicklung der christlichen Kirche überhaupt und die Ausgestaltung der evangelischen insbesondere nachhaltig beeinflusst haben. Leider kam bei seinen langjährigen Bemühungen, die in einer öffentlichen Redeschlacht auf dem Stuttgarter Kirchentage im September 1850 gipfelten, kein greifbares Ergebnis heraus. Ebenso wenig gelangte er 1868 beim Evangelischen Kirchenrate in Berlin und 1870 auf der Eisenacher Kirchenkonferenz zu seinem Ziele. Indessen verdanken wir ihm ein mehrbändiges noch heute wertvolles, biographisches Werk über alle die Personen, die er in seine evangelische Namensliste aufgenommen wissen wollte.

Erst wieder im Jahre 1891 wurde dieselbe Sache vom Professor Nagel in Dresden, dem damaligen Herausgeber des Königlich sächsischen Normalkalenders angeregt, aber auch er drang nicht durch, obgleich Pastor Hickmann noch einmal 1895 auf dem Vereinstage für Innere Mission zu Dresden einen eingehenden, empfehlenden Vortrag darüber hielt.

Nachdem Professor Nagel gestorben war, erhielt 1903 Professor Dr. Gustav Hoffmann, Königlich sächsischer Studienrat in Dresden, die Redaktion des Normalkalenders. Wie er in seinem sechsten herausgegebenen Jahrgange 1910 erzählt, machte er sich die endliche Herstellung einer den Bedürfnissen seines Vaterlandes entsprechenden evangelischen Namenreihe zu einer seiner Lebensaufgaben.

Durch die bisherigen Mißerfolge belehrt, nahm er zuerst einen mehr vermittelnden Standpunkt ein, überreichte am 30. September 1903 dem evangelisch-lutherischen sächsischen Landeskonsistorium eine Namenreihe, in der vorerst nur alles spezifisch katholische entfernt war; er hoffte auf dieser Grundlage schließlich zu einer nicht nur den Kultus, sondern auch die Kultur berücksichtigenden Namenreihe zu gelangen, die er als das zu erreichende Ziel betrachtete. Denn er hatte, wie er sagt, erkannt, daß nur eine derartige, dem modernen Zeitgeiste Rechnung tragende Namenreihe Aussicht auf allgemeine Annahme haben könne.

Das Konsistorium billigte im allgemeinen seine Hauptgrundsätze und beauftragte den Oberkonsistorialrat D. Dr. Dibelius, eine Vorlage über diesen Gegenstand anzufertigen. Das von ihm im Laufe des Jahres 1904 ausgearbeitete Namensverzeichnis wurde mit einer, die ganze Vorlage beleuchtenden Abhandlung im 18. Hefte der Beiträge zur sächsischen Kirchengeschichte veröffentlicht.

Hoffmann wollte aber auch die Wünsche der politischen Behörden Sachsens hören, um zu sehen, was sich davon bei genauerer Prüfung als berücksichtigungswert erwies. Auf seine Anregung forderte daher das sächsische Ministerium des Innern im Oktober 1904 sämtliche Kreis- und Amtshauptchaften, sowie die Bürgermeistereien der Städte Sachsens auf, sich zu der Frage zu äußern. Auch in den genannten Körperschaften war, wie die Antworten zeigten, das Bedürfnis nach einem einheitlichen evangelischen Kalender gefühlt worden. Freilich widersprachen zum Teile die geäußerten Wünsche einander.

In der Leipziger Zeitung vom 22. Juni 1905 veröffentlichte nun Hoffmann seine, nicht nur den Kultus, sondern auch die Kultur berücksichtigende, jenen Wünschen tunlichst Rechnung tragende, aber in 60 Fällen von Dibelius abweichende Namenreihe. Bald sah er aber ein, daß er bei seinen Bestrebungen über die Grenzen Sachsens hinausgreifen und eine einheitliche Namenreihe auch für das ganze evangelische Deutschland schaffen könne. Dabei dachte er aber nicht etwa an einen allgemeinen evangelischen deutschen Reichskalender; denn hinsichtlich eines solchen hatte schon die Eisenacher Konferenz 1870 erkannt, daß die kirchlichen und bürgerlichen Verhältnisse jedes einzelnen deutschen Staates Verschiedenheiten unumgänglich nötig machen würden. Indessen meinte er, daß es möglich sein müsse, für eine Anzahl Tage des Jahres im ganzen Deutschen Reiche die gleichen Namen festzusetzen und für die übrigen die Auswahl der Namen den Regierungen der einzelnen Staaten zu überlassen. Diese Gedanken teilte er im August 1905 dem Vorsitzenden des Deutschen Evangelischen Kirchenausschusses, Exzellenz Voigts, und dem inzwischen verstorbenen Vizepreses des preußischen Oberkirchenrates, Freiherrn v. d. Goltz, mit und fand bei beiden das bereitwilligste

Entgegenkommen und das Verständnis für die Notwendigkeit und Möglichkeit ihrer Ausführung. Voigts brachte die Angelegenheit auf der evangelischen Kirchenkonferenz in Eisenach zur Sprache, die am 14. Juni 1906 beschloß, die Vorlage von einer besonderen Kommission, bestehend aus dem Vizepreses, D. Dr. Adermann, Oberhofprediger in Dresden, Generalsuperintendent D. Raftan in Kiel und Staatsminister Petersen in Sondershausen weiter prüfen und vorbereiten lassen. Adermann stellte nun nach Dibelius und Hoffmann folgende Grundsätze auf:

- I. In der Namenreihe eines Kalenders, der dem Bedürfnisse des evangelischen Volkes dienen soll, sind aufzunehmen:
 1. die Namen der kirchlichen Fest- und Feiertage,
 2. biblische Namen alten und neuen Testaments,
 3. die Namen hervorragender christlicher Wahrheitszeugen aus allen Jahrhunderten,
 4. die Namen evangelischer Fürsten der Reformationszeit,
 5. die Namen evangelischer Dichter geistlicher Lieder und solcher allbekanntester Künstler, deren Werke von evangelischem Geiste getragen sind,
 6. die Namen volkstümlicher Helden des Vaterlandes sowie solcher Männer, die die evangelische Kultur so wesentlich gefördert haben, daß sie ein Stolz unserer Nation geworden sind,
 7. im Volksmunde gebräuchliche Tage und
 8. die mit altkirchlichen Namen bezeichneten Tage der Messen, Märkte, Zahlungs- und sonstigen Termine;
- II. Aufgabe des Kirchenausschusses kann es nur sein, ein Verzeichnis der für die Kirche bedeutsamen Namen aufzustellen, das Aussicht hat, in allen evangelischen Landeskirchen angenommen zu werden. Die Auswahl und Aufnahme solcher Namen, die nur für die Kirchengeschichte eines Landes besondere Bedeutung haben, sowie der unter „6“ erwähnten Namen, ebenso der Heiligtage (7.) und der mit altkirchlichen Namen bezeichneten Tage der Messen usw. (8.) ist den einzelnen Landeskirchen

- zu überlassen, deren kirchliche und bürgerliche Besonderheiten hier in Betracht kommen;
- III. zu beseitigen bez. auszuschließen sind demnach die Namen unhistorischer und unevangelischer Persönlichkeiten sowie unbedeutende, selbst vielen Theologen unbekannte Namen;
 - IV. um den kirchlichen Charakter des Kalenders zu wahren, ist die Mehrzahl der Tage mit Namen von kirchlicher Bedeutung zu besetzen,
 - V. als Datum, unter dem der betreffende Name im Kalender eingetragen ist, wird in der Regel der Todestag, wenn dies nicht angängig ist, der Geburtstag zu wählen sein. Das letztere wird bei den unter I. 6. genannten Namen stets vorzuziehen sein. Ist beides unmöglich, so ist der betreffende Name auf ein dem Todes- und Geburtstage benachbartes Datum zu setzen oder ein entscheidungsvoller Tag aus dem Leben des Betreffenden zu wählen;
 - VI. erwünscht ist die Hinzufügung einer kurzen, volkstümlich gehaltenen Erklärung der Namen, deren Abdruck allen Kalendern zu gestatten sein würde.

Diese Grundsätze wurden sowohl von der Kommission, wie auch von der im Frühjahr 1907 zusammengetretenen Eisenacher Konferenz allseitig gebilligt. Die Konferenz ließ nun von ihrer Kommission für die nächste Sitzung des Kirchenausschusses zwei Listen anfertigen:

1. derjenigen (ausschließlich kirchlichen) Namen, deren Annahme für die betreffenden Tage in allen deutschen evangelischen Landeskirchen beantragt werden sollte;
2. der kirchlichen und weltlichen Namen, die zur Aufnahme in den Kalender empfohlen werden sollten, so jedoch, daß hierin den einzelnen Landeskirchen freie Entschließung vorbehalten bliebe.

Auf Grundlage von Listen, die Dibelius und Hoffmann neu ausgearbeitet hatten, stellte nun die Kommission eine Namenreihe zusammen, die im Frühjahr 1908 vom deutschen evangelischen Kirchenausschusse allgemein gebilligt wurde. Darin sind 185 Namen als für das ganze Deutsche Reich geltend enthalten,

d. h. 185 Tage des Jahres sollen, wie Hoffmann sagt, in allen künftig erscheinenden deutschen Kalendern die gleichen Namen haben.

Es scheint also, daß Hoffmann meint, die 185 Namen würden durch die Gesetzgebung der deutschen Einzelstaaten obligatorisch in alle evangelischen Kalender eingeführt werden. Ich fürchte, daß er sich dabei zu weit gehenden Hoffnungen hingibt. Denn wer hätte wohl die Machtbefugnis, den evangelischen Kalendern etwas verbindlich vorzuschreiben? Und dann: was sind „evangelische“ Kalender? Selbst wenn ein Herausgeber sein Buch als „Evangelischen Kalender“ bezeichnete, so könnte er doch nicht verpflichtet werden, die Hoffmannschen Namenreihen darin aufzunehmen. In Deutschland wird, soviel mir wenigstens bekannt ist, überhaupt kein gesetzlicher Zwang auf den Inhalt des Kalenders ausgeübt, und für Rußland weiß ich von keinem andern, als daß der offiziell angefertigte Personalbestand des kaiserlichen Hauses abgedruckt werden muß. Es wird sich also nur darum handeln können, daß die sich als evangelisch fühlenden oder bezeichnenden Kalender diese Liste freiwillig aufnehmen. Um einen Begriff von den gewählten Namen zu geben, setze ich sie hierher. Die nicht erwähnten Tage sind den einzelnen Ländern zu beliebiger Ausfüllung überlassen:

Januar: 1. Jesus, 4. Zacharias und Elisabeth, 5. Simeon und Hanna, 6. Erscheinung Christi, 7. Widukind, 11. Ernst, der Bekenner, 12. Walthar, 14. Gerok, 16. Spalatin, 17. Erwin von Steinbach, 18. Aufrichtung des deutschen Kaisertums, 21. Matthias Claudius, 25. Pauli Bekehrung, 26. Polnkar, 27. Johannes Chrysostomus, 28. Karl der Große, 29. Ernst Moritz Arndt, 31. Rückert.

Februar: 1. R. Harms, 3. Ansgar, 5. Spener, 12. Löscher, 14. Joh. Gutenberg, 15. Schmolck, 16. Melancthon, 17. Pestalozzi, 18. Luther, 19. Kopernikus, 21. Rietschel, 23. Ziegenbalg, 27. Heermann.

März: 3. Joh. Friedrich der Großmütige, 5. Correggio, 6. Michelangelo, 9. Kaiser Wilhelm I., 10. Luise, Königin von Preußen, 14. Klopstock, 20. Goßner, 21. Nicolaus Decius, 24.

Thorwaldsen, 25. Mariä Verkündigung, 26. Ernst der Fromme, 28. Comenius, 31. Philipp von Hessen.

April: 1. Bismarck, 2. Paul Flemming, 3. Tersteegen, 4. Ambrosius, 5. Scriver, 6. Albrecht Dürer, 7. Wichern, 12. Justin der Märtyrer, 14. Händel, 15. Simon Dach, 16. Petrus Walbus, 17. Franklin, 18. Luther in Worms, 19. Melancthon †, 20. Bugenhagen, 22. Kant, 25. Evangelist Markus.

Mai: 3. Hermann, 4. Monika, 5. Friedrich der Weise, 6. Alexander von Humboldt, 7. Otto der Große, 9. Schiller, 10. Johann Arnd, 11. Mamertus, 12. Pantradius, 13. Servatius, 14. Amsdorf, 17. Herberger, 21. Konstantin der Große, 22. Ranke, 23. Savonarola, 24. Selnecker, 25. Schnorr von Carolsfeld, 26. Zinzendorf, 27. Calvin, 30. Arnold, 31. Neander.

Juni: 1. Oberlin, 5. Bonifatius, 7. Paul Gerhardt, 8. Aug. Herm. Francke, 10. Friedrich Barbarossa, 15. Bogakhty, 16. Tauler, 18. Luise Henriette, 19. Ludw. Richter, 24. Joh. der Täufer, 25. Übergabe der Augsburgischen Konfession, 27. Sieben schläfer, 28. Stein, 29. Petrus und Paulus, 30. Otto von Bamberg.

Juli: 1. Boes und Esch, 4. Gellert, 5. Rothe, 6. Fuß, 7. Neumarck, 10. Wilhelm von Oranien, 15. Gottfried von Bouillon, 17. Starck, 21. Julius Sturm, 22. Maria Magdalena, 24. Thomas von Kempen, 25. Jakobus der ältere, 28. Johann Sebastian Bach.

August: 6. Verkörung Christi, 9. Güzclaff, 10. Laurentius, 12. Speratus, 14. Comstein, 16. Johann der Beständige, 17. Joh. Gerhardt, 19. Pascal, 20. Bernhard von Clairvaux, 24. Bartholomäus, 25. Coligny, 26. Körner, 27. Ulfilas, 28. Augustinus, 29. Hutten.

September: 1. Maria und Magdalena, 14. Kreuz-Erhöhung, 15. Dante, 16. Cyprian, 18. Spangenberg, 19. Phöbe, 21. Matthäus, 22. Agricola, 23. Heinrich Müller, 24. Frundsberg, 28. Spitta, 29. Michael, 30. Hieronymus.

Oktober: 4. Fliedner, 5. Chr. Fr. Richter, 7. Matthesius, 8. Zeisberger, 9. Justus Jonas, 11. Zwingli, 12. Christoph Columbus, 14. Elisabeth Fry, 17. Lukas Cranach, 18. Evangelist

Lukas, 22. Jeremias Gotthelf, 24. Westfälischer Friede, 26. Nicolai. 29. Fast, 31. Reformationsfest.

November: 2. Bengel, 5. Egede, 6. Gustav Adolf, 7. Willibrord, 9. Großmann, 10. Martin Luther geb., 11. Martin von Tours, 15. Kepler, 17. Böhme, 18. Hofacker, 19. Elisabeth von Thüringen, 20. Williams, 21. Schleiermacher, 25. Perthes, 30. Andreas.

Dezember: 3. Emilie J. v. Schwarz, 6. Nikolaus, 7. Habermann, 8. Rinkart, 10. Krummacker, 13. Berthold von Regensburg, 18. Herder, 20. Katharina von Bora, 24. Adam und Eva, 25. Christtag, 26. Stefanus, 27. Evangelist Johannes, 28. Unschuldige Kinder, 29. Staupitz, 30. Wiclef, 31. Enlvester.

Und im spätern Texte des Kalenders sind dann kurze Lebensnachrichten über die meisten in der Liste enthaltenen Namen gegeben, am längsten über Luther am 18. Februar, seinem Sterbetage. Darin ist dann auch immer die Wahl des betreffenden Tages einleuchtend zu machen gesucht. So heißt es im April: 1. Bismarck, Otto von, geb. zu Schönhausen am 1. April 1815, gest. am 30. Juli 1898 zu Friedrichsruh, einer der größten Staatsmänner aller Zeiten, des neuen Reiches „Schmied“. 2. Flemming, Paul, geb. am 5. Okt. 1609 zu Hartenstein, gest. am 2. April 1640 zu Hamburg, der bedeutendste Lyriker des 17. Jahrhunderts; seine geistlichen Lieder zeichnen sich besonders durch Gefühlstiefe aus. (Gesangb. 547. 589.). 3. Tersteegen, Gerhard, geb. am 25. Nov. 1697 zu Mörs, gest. am 3. April 1769 zu Mühlheim a. d. Ruhr, ein frommer Dichter und Mönch (Gesangb. 3, 42, 140 usw.). 4. Ambrosius, Bischof von Mailand, geb. um 340 in Trier, einer der größten Kirchenlehrer des Abendlandes, führte die allsonntägliche Predigt ein, bekämpfte den Arianismus, starb am 4. April 397 (Gesangb. 25 und 521). 5. Scriber, Christian, geb. am 2. Januar 1629 in Rendsburg, vortrefflicher Erbauungsschriftsteller, starb als Hofprediger zu Quedlinburg am 5. April 1693 (Gesangb. 320, 474). 6. Dürer, Albrecht, geb. am 21. Mai 1471 zu Nürnberg, Freund Luthers und Melancthons, trat durch seine Gemälde in Beziehung zur Reformation, starb am 6. April 1528. 7. Wichern, Johann

Hinrich, geb. am 21. April 1808 zu Hamburg, der Begründer der inneren Mission in Deutschland und der Kinderrettungsanstalt zum „Rauhen Hause“ in Hamburg, wurde Oberkonsistorialrat in Berlin und starb am 7. April 1881 zu Hamburg. 8. Chemnitz, Martin, Superintendent in Braunschweig, geb. am 9. Nov. 1522 zu Treuenbriezen, gest. am 8. April 1586, einer der vorzüglichsten Theologen des 16. Jahrhunderts. 9. Raffael, Sanzio (eigentlich Santi), geb. am 28. März oder 6. April 1483 zu Urbino, der unerreichte Maler der Anmut und Schönheit, gest. am 6. April 1520 zu Rom usw. usw.

Mit welchen Namen die übrigen 181 Tage des Jahres besetzt werden sollten, darüber hatte Hoffmann dem sächsischen Ministerium des Inneren, als der kompetenten Behörde, Vorschläge gemacht. Dies entschied sich denn auch nach Vernehmen mit dem evangelisch-lutherschen Landes-Konsistorium am 27. Juni 1908 für diese Vorschläge. Hoffmann schließt seinen Rückblick mit den Worten: „So war das Ziel, das mir von Anfang an vorschwebte, erreicht. Es gibt in Zukunft im Königreich Sachsen für die evangelischen Kalender und Almanache eine feststehende Namenreihe der Tage.“

Hoffmanns Arbeitseifer und seine große Beharrlichkeit bei der Verfolgung seines Zieles und bei der Beseitigung aller sich ihm entgegen türmenden Hindernisse müssen jedermanns Bewunderung erregen, auch da, wo man den Enthusiasmus des gelehrten und tatkräftigen Herrn nicht teilen kann.

Im Königreiche Sachsen hat ja nun wohl zunächst der königlich sächsische Normalkalender eine feststehende evangelische Namenreihe der Tage. Aber auch nur im Königreiche Sachsen der königlich sächsische Normalkalender. Selbst im Königreiche Sachsen können alle übrigen Kalender, auch alle „evangelischen“, tun und lassen was sie wollen.

Außerhalb Sachsens natürlich auch. So urteilt der Verfasser des Normalkalenders eines andern deutschen Bundesstaates, in dessen Brief mir gütigst Einblick gewährt wurde, wie folgt: „Es ist zuzugeben, daß die bisherige Buntscheckigkeit der Namenskalender, zum größten Teile wohl veranlaßt durch Schreibfehler

und andere Versehen und Nachlässigkeiten, wenn nicht gar durch willkürliche Änderungen, für den Kalendermacher mit mancherlei Unbequemlichkeiten verbunden ist, ihm unter Umständen auch wohl Verlegenheiten bereiten kann. Es kann ferner als ausgemacht gelten, daß der evangelische Teil des Volkes einem großen Teile der in dem Kalender durch ihre Namen vertretenen Persönlichkeiten vollkommen gleichgültig gegenübersteht. Daß ich das Bestreben und die Bemühungen, hier eine bessernde Hand anzulegen, willkommen heiße, bedarf demnach wohl kaum der Bestätigung. Dennoch muß ich gestehen, daß das in dem Sächsischen Kalender vorliegende Resultat mir, bis jetzt wenigstens, den Eindruck macht, als sei man hierin zu radikal und zu doktrinär vorgegangen. Es wäre doch wohl in Betracht zu ziehen gewesen, daß der Kalender kein Buch für die gelehrte Welt, sondern so recht ein Buch für die große Masse des Volkes sein soll, und dieser wird es, fürchte ich, mit dem neuen Gesichte, wenigstens zunächst, vollkommen fremd gegenüberstehen. Das Volk wird vielen der gelehrten Herren von der Theologie ebenso verständnislos wie den Heiligen der katholischen Kirche gegenüberstehen und, was vielleicht noch mehr ins Gewicht fällt, es wird nur ungern viele der ihm lieb gewordenen Namen, von denen dieser und jener ihn in Beziehung zu Persönlichkeiten bringt, die ihm nahe stehen oder gestanden haben, vermissen. Es sind dies ja nur Gefühlsmomente, die nur für die heutige Generation in Betracht kommen und deren Bedeutung mit der Zeit verblaffen wird; das bis jetzt erreichte Resultat hat aber noch den zweiten Mangel, daß es die erstrebte Einheitlichkeit auch nicht erreicht, sondern für die Hälfte der Namen je nach Ländern und Provinzen Spielraum für eine fortgesetzte Buntscheckigkeit übrig läßt. Für die Einführung der neuen Namen in unseren Normalkalender werden übrigens noch manche Schwierigkeiten zu überwinden sein, da wir den evangelischen und katholischen Kalender nicht getrennt geben, und hierzu wahrscheinlich ein größeres Format gewählt werden müßte. Eine amtliche Mitteilung über die Sache ist mir bisher überhaupt noch nicht zugegangen.“

Und außerhalb des deutschen Reiches steht es erst recht

jedem evangelischen Kalender frei, die Namenreihen des Professors Hoffmann abzulehnen oder anzunehmen, der dabei doch zuerst an sein engeres Vaterland Sachsen, dann an das ganze evangelische Deutschland gedacht hat. Es scheint ihm aber nicht eingefallen zu sein, daß es auch außerhalb der schwarzweißroten Grenzpfähle Millionen Evangelischer gibt. Für uns Evangelische in den Ostseeprovinzen kommt noch hinzu, daß wir in allen bürgerlichen Geschäften leider noch immer nach dem julischen Stile rechnen. Infolgedessen können wir, selbst bei Annahme der Hoffmannschen Namenreihen, doch nicht desselben Namens an dem gleichen Tage mit unsern reichsdeutschen Glaubensbrüdern gedenken. Übertragen wir aber die Liste auf unsern alten Stil, so geraten wir wieder in Zwiſtigkeiten historischer oder chronologischer Art, die für den Kenner peinlich sein müssen. So habe ich schon in meinem Rigaschen Kalender auf 1907 bemerkt, daß wir noch nach julischem Stile rechnende Evangelische das Reformationsfest an einem ganz falschen Datum begehen, nur den reichsdeutschen und andern Glaubensbrüdern zu Liebe, die nach dem gregorischn Stile rechnen. Denn Luther schlug seine 95 Thesen an die Wittenberger Schloßkirche am Sonnabend, den 31. Oktober 1517, alten Stiles natürlich, denn damals gab es ja noch keinen neuen. Umgerechnet würde es aber der gregorische 10. November gewesen sein, und an dem Tage müßte oder könnte man das Fest in Ländern, wo jetzt der gregorische Stil gilt, feiern. Das Reformationsfest liegt aber in diesen Ländern offiziell auf dem 31. Oktober neuen Stiles. In der evangelischen Kirche, die noch nach julischem Stile rechnet, also bei uns, müßte man es am 31. Oktober desselben alten Stiles begehen, an dem einst die Anschlagung der 95 Thesen erfolgte. Gefeiert wird es aber jetzt bei uns 13 Tage früher, am 18. Oktober julischen, 31. Oktober gregorischn Stiles. Beiläufig will ich bemerken, daß grade in dieser Jahreszeit der meteorologische Charakter zweier um 13 Tage entfernten Daten für Norddeutschland und unsere Gegenden ein ziemlich auffallend verschiedener ist. Nach neuem Stile geht die Sonne am 31. Oktober für Riga um 4 Uhr 16 Minuten, am 13. November um 3 Uhr 49 Minuten Ortszeit, also 27 Minuten, beinahe

$\frac{1}{2}$ Stunde früher unter. Als säkulares Temperaturmittel in Riga gibt Oberlehrer Werner für den 31. Oktober $3,4^{\circ}$, für den 13. November aber $0,5^{\circ}$ Celsius an. Wir trügen uns also bei der jehigen Feier einen meteorologisch ganz verschiedenen Tag vor.

Diese Beispiele ließen sich leicht vermehren. Hier nur noch eins: Hoffmann setzt Luthers Sterbetag auf den 18. Februar gregorianischen Stiles an, während der große Mann tatsächlich am 18. Februar julischen Stiles gestorben ist. Nach zurückgerechnetem gregorianischen Stile wäre es der 28. Februar gewesen. Selbst wenn wir Hoffmanns Reihen, um absolute Gleichzeitigkeit der Gedenktage zu haben, in alten Stil übertrügen, feierten wir zwar den Namenstag „Luther“ am gleichen Tage, aber die Deutschländer am 18. Februar neuen, wir am 5. Februar alten Stiles, während doch Luther tatsächlich am 18. Februar alten Stiles gestorben ist.

Gymnasialdirektor Schweder in Riga, der Senior unter den baltischen Kalendermachern und der bei weitem gelehrteste von ihnen, dem die Bestrebungen und das Ergebnis Hoffmanns bekannt sind, hat sich gegen Annahme dieser Namenreihen öffentlich ausgesprochen. Er hatte in dem Kalender der deutschen Vereine Liv-, Est- und Kurlands schon 1908 und 1909 eine Namenreihe aufgestellt, die sich möglichst dem bisherigen Brauche in den 3 Provinzen anschließt. Es wurden nämlich diejenigen Namen

1. beibehalten, über die Einigkeit besteht,
2. an die richtige Stelle gebracht, die im Mittelalter zur Datierung benutzt wurden,
3. bevorzugt, für die sich in der bisherigen Benutzung eine Majorität fand,
4. die übrig bleiben — mit Bevorzugung der gebräuchlicheren — so verteilt, daß sie nach Möglichkeit ihre bisherigen Stellen beibehielten.

Zu Grunde gelegt wurde dabei die von mir 1899 aufgestellte dreifache Liste, von der ich schon vorher gesprochen habe. Neu aufgenommen wurde nur der Name Meinhard am 14. August, als dem mutmaßlichen Todestage des ersten Bischofs von Livland.

Es steht zu hoffen, daß sich alle übrigen baltischen Kalendermacher ihm anschließen.

Bei den Kalendermachern in der übrigen weiten Welt herrscht aber in dieser Beziehung gar keine Einigkeit. Da gibt es welche, die überhaupt die Bezeichnung der Tage mit Namen verwerfen. Sie sagen, ihre antiken Kollegen hätten deshalb angefangen, schon im grauen Altertume zu den Monatsdaten die Namen von Göttern, Heroen und allerlei heidnischen Greuels zu setzen, weil sie am horror vacui litten. Der weiße Raum, der neben den Ziffern der Monattage übrig blieb, hätte sie geärgert. Deshalb hätten sie ihn mit derlei Firlefanz angefüllt. Heute könne man ihn besser für allerlei nützliche Notizen brauchen.

Der französische Revolutionskalender setzte an Stelle der Menschennamen an jeden Tag irgend ein Wirtschafts- oder Küchengewächs, an jeden fünften Tag aber den Namen eines Haustieres abwechselnd mit dem eines Hausgerätes. Sein Jahresanfang sah so aus: Erster Monat Vendémiaire, d. h. Weinlesemonat. Tag 1. Raisin (Weintraube), 2. Safran, 3. Châtaigne (Kastanie), 4. Colchique (Herbstzeitlose), 5. CHEVAL (Pferd), 6. Balsamine, 7. Carotte, 8. Amaranthe (Tausendschön), 9. Panais (Pastinac), 10. CUVÉ (Bottich). Im Ventôse, dem Windmonate, steht beim 26. Pisse-en-lit (Löwenzahn) und im Frimaire beim 5. Cochon (Schwein).

Im Jahre 1793 erschien in Angers ein Kalender, der an Stelle dieser Lächerlichkeiten den Monaten und den einzelnen Tagen des gregorianischen Kalenders Namen berühmter Menschen aus der ganzen Weltgeschichte beisezte. So war Januar der Monat der Gesetzgeber und Staatsmänner, März der der Tyrannenmörder, April der der berühmten Frauen. Im Januar finden wir 1. Moses, 2. Musäus, 3. Orpheus, 4. Kodrus, 5. Zoroaster, 6. Thales, 7. Hesiod, 8. Homer, 9. Lyfurg, 10. Romulus, 11. Archilochus, 12. Seleufus, 13. Numa, 14. Tyrtaüs usw.

Im Revolutionsjahre 1848 griff der „Positivist“ Auguste le Comte den Gedanken wieder auf, erdachte sich jedoch dazu gleich einen neuen Kalender, den er am 1. Januar 1788 beginnen

ließ. Jedes Jahr hatte 13 Monate zu 4 Wochen oder 28 Tagen. Der eine oder (in Schaltjahren) die zwei überschießenden Wochentage wurden in der Reihe der Wochentage nicht gezählt. Sie waren allgemeine Feiertage. Jedes Jahr fing also mit einem Montage an und schloß mit einem Sonntage. Die 13 Monate hießen: 1. Moses, 2. Homer, 3. Aristoteles, 4. Archimedes, 5. Cäsar, 6. St. Paul, 7. Karl der Große, 8. Dante, 9. Guttenberg, 10. Shakespeare, 11. Descartes, 12. Friedrich (der Große), 13. Bichat. Im ersten Monate (Moses) gab es folgende Namenstage: 1. Prometheus, 2. Hercules, 3. Orpheus, 4. Ulysses, 5. Lyfurg, 6. Romulus, 7. Numa 14. Buddha, 21. Konfuzius, 24. Salomo, 28. Mahomet. Im sechsten Monate (Dante) steht beim 10. Holbein, beim 26. Klopstock. An deutschen Berühmtheiten haben ferner Platz gefunden: Lessing, Göthe, Schiller, Gluck, Beethoven, Mozart, Leibnitz, Kant, Fichte, Hegel, Kopernikus, Kepler, Euler, Haller und beim letzten Tage des Jahres Gall, der Begründer der Schädellehre.

Diesem Kalender folgte am ersten Vendémiaire 101, d. h. 21. September 1893 A. Regnaud mit seinem Calendrier de l'ère révolutionnaire et sociale avec les noms des héros de l'humanité. Er behält den französischen Revolutionskalender, auch so nebenher dessen Monatsnamen bei, setzt aber von sich aus noch folgende hinzu: 1. Aristoteles, 2. Diderot, 3. Voltaire, 4. Archimedes, 5. Gracchus, 6. Guttenberg, 7. Phidias, 8. Lufrez, 9. Shakespeare, 10. Perikles, 11. Karl der Große, 12. Heloise. Alle Semiten, mit Ausnahme von Spinoza, und alle Semitisten (darunter meint er christliche Kirchenlichter und Muhamedaner) hat er, wie er in der Vorrede feierlich versichert, ausgeschlossen. Auch auf die Protestanten ist er, weil sie radikaler semitisiert seien und näher dem Judentume ständen, schlecht zu sprechen. Sein Vendémiaire hat folgende Tagesnamen: 1. Thales (der übrigens ein Semit war), 2. Anaximander, 3. Anaximenes, 4. Heraklit, 5. Kapila, 6. Anaxagoras, 7. Empedokles, 8. Sokrates, 9. Plato, 10. Aristoteles usw.

Mit der Benennung eines jeden Tages hat es freilich auch sein Mißliches. Wer schaut denn heute noch jeden Tag in seinen

Kalender? Jetzt wird das Hauptbedürfnis durch die Abreißkalender gedeckt, auf denen zwar auch schon die Namenstage prangen. Gewöhnlich hängt aber der Kalender so weit ab, daß die kleinere Schrift nicht mehr ohne Mühe lesbar ist. Man will ja auch nur das Datum haben, das deshalb so fett gedruckt ist. An Stelle der Namenstage setzen deshalb schon einige Kalender ganz andere Notizen, namentlich die Fachkalender. Dahin, wo vor weniger als 100 Jahren noch die Ratschläge standen, wann und wo man zur Ader lassen, wann man sich Haare und Nägel schneiden, wann man Kinder und Vieh abgewöhnen, wann man Ein- oder Verkäufe vornehmen müsse usw., da findet man jetzt von gewiegten Fachleuten verfaßte Winke für den Aderbau, die Gartenkunst, den Obstbau, die Viehzucht, das edle Weidwerk usw.

Andere Kalender beschäftigen sich wieder mit Politik und Geschichte. In Berlin erscheint ein sozialdemokratischer Kalender, der bei jedem Tage alle Tatsachen vermerkt, die sich an diesem Datum mal in Bezug auf „die Abschüttelung des Joches“ zuge tragen haben: alle Aufstände, versuchte und gelungene Attentate, Verurteilungen und Befreiungen von „Genossen“, Parlamentsbeschlüsse aller Länder usw.

Meyers in Leipzig erscheinender historisch-geographischer Kalender bringt nun schon im 13. Jahrgange bei jedem Tage eine große Menge von Merkwürdigkeiten: Geburts- und Todestage berühmter Männer aller Zeiten und Zonen, historische Ereignisse, kulturgeschichtlich wichtige Daten von Entdeckungen und Erfindungen usw. Das Material ist so unerschöpflich, daß diesem Werke noch eine lange Lebensdauer gesichert erscheint. Dieser Kalender hat eben nicht in ein Jahr den gesamten Stoff einzuteilen, dieses hervorzuheben und jenes wegzulassen. Sondern er bringt alles, was ihm in dem einen Jahre unter die Hand kommt. Kann ers nicht in diesem Jahre unterbringen, so bringt ers im nächsten.

Daß Hoffmann dies nicht kann, daß er seinen ebenso ungeheuern Stoff in das Prokrustesbett von 366 oder 185 Tagen einzwängen mußte, und bei jedem Tage nur immer ein Name

gegeben werden sollte, das ist eine der Klippen, an der wohl sein ganzer Plan, und seine so treue und mühevollen Arbeit scheitern wird. Aber in der notwendigen Beschränkung auf einen Namen täglich liegt noch eine andere Gefahr: Schon einer der römischen Cäsaren lehnte den Beschluß des Senates, einen Monat nach des Kaisers Namen zu benennen mit den Worten ab, das Jahr habe nur 12 Monate, was würde der Senat machen, wenn mal alle 12 den Namen von Kaisern trügen? Auch für die evangelische Kirche steht zu hoffen, daß es auch künftig ihr nicht an Namen fehlen wird, auf die sie mal stolz sein kann. Bei welchem Datum sollen deren Namen stehen?





Adolphi.



Alexis Adolphi, ein baltisches Dichterleben

im Spiegel seiner Heimat, seiner Zeit und seiner Dichtung.

Von

Karl Hunnius-Dorpat.

Es ist einer der malerischsten Orte Livlands, wohin die folgenden Blätter den Leser führen sollen. Der Name des alten Ordenschlosses und des Städtchens Wenden sind eng verknüpft mit dem Lebensgange eines baltischen Dichters, dessen Dichtungen wenig über die Grenzen seiner Heimat hinausgedrungen sind, in dessen Wesen aber doch ein Stück baltischer Eigenart mit ihren Vorzügen und Mängeln sich treu und charakteristisch genug spiegelt, um auch jenseits der Grenzpfähle auf einiges Interesse rechnen zu dürfen.

Nicht ganz mit Unrecht wird Alexis Adolphi von einem seiner Kritiker im Jahre 1877, das seinen „poetischen Nachlaß“ brachte, — „der liebste baltische Dichter“ genannt. Es gab eine Zeit, der freilich das jüngere Geschlecht immer mehr entwächst, wo man in den baltischen Hausbüchereien dem einen oder anderen Bande Adolphischer Gedichte sicher begegnen konnte. Das Motto, das der Dichter der zweiten und letzten Sammlung seiner

Poesien, die von befreundeter Hand nach seinem Tode herausgegeben wurde, vorangestellt, ist den Lesern seiner Zeit aus der Seele gesprochen gewesen:

Ich wandle fern vom Weltgewühle
Den Pfad zur Heimat still hinauf,
Und wollt ihr wissen, was ich fühle,
So schlaget meine Lieder auf.

Ich kann nicht anders zu euch sprechen
Als in dem alten, lieben Klang.
Wenn einst die müden Augen brechen,
War dies mein letzter Schwanensang.

Die Zeiten haben sich seit seinem Tode bedeutend gewandelt. Wir gehören einer Epoche an, die den Idealen, in denen der Dichter lebt, größere kritische Nüchternheit entgegen bringt, es fehlt heutzutage der täglichen Welt, in der wir uns bewegen, jener patriarchalische Zauber des Idyllischen, der so bezeichnend für das Leben unserer baltischen Vergangenheit war. Die Forderungen einer neuen Zeit, die das Lösungswort von der festeren Angliederung an das große Reichsganze gesprochen hat, droht mit mancher fest eingewurzelten Institution deutscher Vorzeit unerbittlich aufzuräumen, — die Idylle ist zum Drama fortgeschritten, wo ein jeder aus der Beschaulichkeit früherer Zeiten herausgerissen, — sich mitten in den Kampf der Gegensätze gestellt sieht, welche die Existenz des Einzelnen oft besonders erschweren.

In solchen Übergängen der Entwicklung ist das Bedürfnis verständlich, den Blick rückwärts zu wenden und sich auf den verschiedensten Gebieten geistiger Produktion das zu vergegenwärtigen, was die vergangenen Jahre geleistet und gearbeitet, gefühlt und erstrebt, gewünscht und erreicht haben. Der Dichter spiegelt je nach seiner Bedeutung mehr oder weniger immer die Zeit wieder, in der er gelebt. Auch einem weiteren Leserkreise wird es vielleicht nicht uninteressant sein, hier in einen Ausschnitt poetischer Gefühlswelt blicken zu können, aus welcher es ihm so

stammverwandt entgegenweht in echter deutscher Gesinnung und Weltanschauung.

Ein sofort in die Augen fallender Zug in der Lyrik des Baltens ist die nahe geistige Verwandtschaft mit Em. Geibel, zu dem ihn ein angeborener Grundzug seiner ähnlich veranlagten Natur zieht. Es ist derselbe weiche und milde Ton wie in dem ersten Bande der Gedichte des großen Lübeckers, die ihn uns sympatisch machen.

Selbstverständlich fehlt dem Livländer das starke, große Talent jenes norddeutschen Klassikers, der beispielsweise in seinen „Spätherbstblättern“ eine Reife und Formvollendung und einen musikalischen Höhepunkt der Verse erreicht hat, der unübertroffen ist. Es wäre unbillig, mit einem ähnlich hohen Maßstabe an das untergeordnetere Talent des Anderen gehen zu wollen, der auch in formaler Beziehung deutliche Spuren eines keineswegs überwundenen Dilettantismus aufweisend, hinter seinem Vorbilde zurückbleibt. Doch verdient sein frommes und reines Gemüt, seine warme Heimatliebe, der wir gelungene Proben seiner poetischen Produktionskraft verdanken, — und seine kernhafte liebeerfüllte Gesinnung ein Eingehen auf seine dichterische Eigentümlichkeit. Geibel selbst, dessen neidlose Einführung junger litterarischer Talente bekannt ist, hat in einem von ihm herausgegebenen Jahrbuche von Poesien einige Lieder Adolphis durch Abdruck und einleitende Freundesworte ausgezeichnet.

Heinrich Kurz in seiner umfassenden Literaturgeschichte (B. IV 1869) tut seiner gleicherweise Erwähnung. Er spürt es seinen Gedichten ab, daß sie erlebt und nicht gemacht sind. Der Dichter will in seiner Poesie sein Leben verklären und spricht es selbst aus, daß Wahrheit die Grundlage jeder Dichtung sein müsse. Daneben ist es sein Lieblingsstreben, seine Heimat Livland zur poetischen Anschauung zu bringen.

Bei Dr. Emil Knechke¹⁾ lesen wir: „Weither aus dem Norden vom Ostseestrande tönen die Lieder Adolphis, bezeugend, daß auch sie noch aus dem warmen Boden eines deutschen Herzens

¹⁾ Deutsche Lyrik seit 1850. Anthologie 6. Aufl. 1886.

erwachsen und an den Strahlen der gemeinsamen Sonne erblüht sind. Das gewinnt denselben unsere Teilnahme schon im voraus. Aber A. hat auch wirklich etwas von einem Dichter an sich. Zwar ist es nicht eine volle, reiche Ader seines Blutes, doch es sind mindestens Funken und Strahlen seines Genius. — — — Wenn die gute Stunde über ihn kommt und sein Stern ihm leuchtet, da erwachen liebliche Bilder in seiner Seele, reich an poetischen Farben; da werden Gedanken in ihm lebend, zum Teil neu und originell, da dämmern Empfindungen auf von dichterischer Schönheit.“

Die Lyrik ist und bleibt das Fundament jeder wahrhaft poetischen Begabung. In erster Reihe haben wir es auch hier mit dem Lyriker zu tun. Aber Adolphi bietet auch Proben dramatischer und ergreifender Schilderungs- und Erzählungsgabe. In seinen epischen Arbeiten tritt besonders das heimatlliche Lokalkolorit hervor. Seinen Balladen und Romanzen liegen vorzugsweise Geschichts- und Sagenstoffe seiner baltischen Heimat zu Grunde. —

Wenden wir uns nach diesen einleitenden Worten dem Lebensbilde im Einzelnen zu, aus welchem heraus wir sein Dichten in den Hauptgruppen zu übersehen versuchen wollen.

Die Familie stammt aus Deutschland, woher sie vor über 200 Jahren in Kurland eingewandert war. Eine Linie zweigte sich nach Livland ab, wo auch augenblicklich noch ein Sohn des verewigten Dichters als Pfarrer wirkt. Seiner kurzen biographischen Skizze¹⁾ verdanken wir Aufschlüsse über den Lebensgang des Vaters, der am 13./25. August 1815 auf einem Gute bei Pernau geboren ist, das seinem Großvater gehörte. Er ist der einzige Sohn unter acht Schwestern. Die ländliche Umgebung hat die ersten Jugendjahre des Kindes mit dem Reiz jenes livländischen Stilllebens erfüllt, das auch für den späteren Naturjinn des Dichters nicht ohne Einfluß gewesen sein mag. Erste Eindrücke aus der zartesten Kindheit sind meist die wichtigsten für die Entwicklung. Die Eltern siedeln bald nach Pernau über, welche Stadt er in gewissem Sinne als seine Vaterstadt bezeichnen kann.

¹⁾ Riga. Verlag von Alex Stieda, 1899.

Hier erwachen schon im 7. Jahre die ersten poetischen Versuche. Es entsteht eine Oper Hugu, die sein Biograph ein „köstliches Produkt kindischen Unsinnns“ nennt. Unter der strengen Leitung des Vaters beginnt schon früh die ernste Arbeit. Nebenbei wird gezeichnet und gemalt. Die „Lateinschule“ besucht der Elfjährige beim Pastor Mehler, wo auch griechisch getrieben wird. Mit 14 Jahren geht's auf die Tertia des Gymnasiums zu Dorpat.

Ein schönes Gedicht gedenkt in seiner ersten Iyrischen Sammlung¹⁾ der stillen altersgrauen Heimatstadt seiner Knabenjahre an der Ostsee, wo

Die Tanne dunkel, licht die Birke ragt,
Auf blauem Meer die Morgensonne tagt. —

Die Kreisstadt am Flusse gleichen Namens, der 134 Kilometer lang ist und stromaufwärts an steilen, malerisch abfallenden plateauartigen Ufern vorüberfließt, hat zeitweilig in baltischer Vergangenheit eine Rolle gespielt, ist auch in Kriegszeiten vorübergehend Sitz der hierher versprengten Landesuniversität gewesen. Bernau ist 1255 gegründet und war ehemals Festung mit bedeutendem Kriegshafen. Heutzutage ist sie Handelsstadt von über 15000 Einwohnern mit einem aufblühenden Seebade. Die Umgebungen sind mit ausgedehnten Forsten gesegnet. Noch in den 60er Jahren ereignete es sich, daß man in einem entlegenen Waldteil eines benachbarten Gutes um einen alten Baum herum die Gebeine von vier verirrten Jägern und ihren Hunden fand. Ihre an den Stamm gelehnten vier Gewehre waren mit den Enden der Läufe dermaßen in denselben verwachsen, daß sie, da die Schäfte längst verfallen waren, in freier Luft schwebten²⁾. Hier gab es also noch um die Mitte des Jahrhunderts jene herrlichen Urwälder, die Freude des Jägers, Botanikers und Naturfreundes, welche bei fortschreitender Kultur leider immer mehr dahinschwanden. Der jungfräuliche, inspirierende Reiz einer unberührten, romantischen Natur war der schönste Vorzug jener

¹⁾ Gedichte. Riga. Nic. Kymmcl. 1863. 2. verb. Aufl. 1873.

²⁾ So zu lesen im Album Eivl. Ansichten von Wilh. Siegfr. Stavenhagen. Bd. II. Mitau 1853.

verflossenen Jahrzehnte, denen der baltische Dichter angehörte. Damals durchschnitten noch nicht die lärmenden und alles nivel-lierenden Eisenbahnen das stille Land. Der muntere Ton des altväterischen Posthorns, das Glockengeläute des patriarchalischen Postwagens, das melancholische Kuhhorn und der Schellenklang der weidenden Herden verlieh dem Leben etwas Naives und Idyllisches, dem noch jenes nervöse Hasten und Jagen völlig fremd war, welches die moderne Zeit so unvoretheilhaft auszeichnet. Im Frühjahr die Balze, im Sommer die Jungwildjagd, im Herbst die laute Treibjagd und im Winter der Kampf mit Bären, Luchsen und Elentieren — waren damals die häufige und beliebte Unterhaltung der Gutsbesitzer.

Die Bernau mündet bei der Stadt mit majestätischem Wasser-reichtum in den Rigaschen Meerbusen. Die Ufer wechseln in sanft abfallenden Wiesen, abhängenden und steilen Sandstein-partien mit überragendem Gebüsch und schönen Baumgruppen. Schwarzerle und Birke sind die Bäume dieses nordischen Land-strichs, dem die Buche allenthalben fremd ist, obgleich die Eiche auftritt. Hier gibts zahllose Versteinerungen kleiner Seetiere und Fossilien. Ein Eichenwald stromaufwärts lockt die Städter an sonnigen Sonntagnachmittagen ins Freie, der schattige Stadtpark sorgt dafür, daß die weniger Wanderlustigen in ihren Ruhe-stunden Erquickung für Leib und Seele finden. Am meisten wird aber die sich entfaltende Phantasie des geistig regen Knaben hier den großartigen Zauber des weiten Meeres gespürt haben, das zu allen Zeiten die Dichter in ihrem Schaffen beeinflusst hat. Stimmungsvoll gedenken die folgenden Verse dieser glück-lichen Kinderjahre, in die das nahe Meer hineingerauscht:

Kennst du die Stadt, fern an der Ostsee Strand,
Die Wogen brausen an der Düne Wand,
Der breite Strom sein tiefes Bett sich wühlt
Und frischer Hauch den grünen Wall umspült, —
Kennst du sie wohl? — Es ist die Vaterstadt,
Wo meiner Wiege Lied geklungen hat! —

Man kann sich im verkehrsreichen Deutschland, wo es kaum mehr einen Ort gibt, der nicht bereits ins Eisenbahnnetz gezogen

ist, — keinen Begriff von der Weltabgeschiedenheit eines livländischen Landstädtchens machen, das noch nicht von dem „Segen“ des eisernen Schienenweges berührt wurde. Erst die neueste Zeit macht mit der Entfaltung des livländischen Bahnnetzes Ernst und seit einigen Jahren verdankt auch Bernau der Lokomotive, die vor seinen Toren ihren grellen Pfiff ertönen läßt, einen wichtigen Abschnitt seines Lebens.

Es sollte noch einmal ein Buch geschrieben werden, das den unwälzenden Einfluß der Dampfmaschinen, namentlich der Eisenbahnen, auf Gemüts- und Geistesleben der Menschen zu schildern unternähme. Es gäbe das ein psychologisch höchst fesselndes Stück menschlicher Kulturgeschichte. Wir Balten sind noch in der Lage, an lokalen Verhältnissen deutlich den Umschwung von einst und jetzt in dieser Beziehung studieren zu können. — Prächtig sind die Schilderungen „livländischen Stillebens“ jener Jahre um die Mitte unseres Jahrhunderts, die wir der Feder eines hervorragenden heimischen Journalisten verdanken¹⁾. Wir werden nicht fehlgreifen, wenn wir die anschauliche Charakteristik eines bestimmten livländischen Landstädtchens als typisch für jene Zeit verallgemeinern und ihren originellen, das Lokalkolorit meisterhaft wiedergebenden Farbenreichtum auch für das Bild jener Lebenseindrücke verwerten, aus denen der Dichter Adolphi uns verständlich wird, sofern sein Empfinden baltisch ist. Solche stimmungsvolle, gesättigte Erinnerungsbilder haften in dem Gedächtnisse eines jeden poetisch empfindenden Balten, dessen Jugendjahre noch in jene vergangenen Zeiten zurückreichen, die so duftverklärt und märchenhaft hinter den Bergen der Kindheit liegen.

„Hinter der Kirche!“ — wie lange ist diese Bezeichnung mir der Inbegriff alles dessen gewesen, was die Welt an landschaftlicher Schönheit und geheimnisvoll poetischem Zauber bieten konnte! — Wenn man Sonntag Nachmittags beim Klange der Vesperglocke im hohen Grase lag, mit halbgeschlossenen Augen in

¹⁾ Julius Eckardt, die baltischen Provinzen Rußlands. Leipzig. Duncker & Humblot. 1868. S. 402.

die Volkengebilde starnte, die sich hinter dem dunklen Walde in Zauberpalästen aufbauten, und den Erzählungen der Wärterin lauschte, die von den alten Märchen und Sagen der Vergangenheit erzählte, wenn alles rings duftete und summtete und die Welt hinter uns allmählich in traulichen Dämmer versank, wenn dann die sanfte Klarinette vom Markt hinübertönte, auf welcher der Kaufmann Chariton (freilich nur wenn er ein Glas über den Durst getrunken) „blühe liebes Beilchen“ spielte, — — das waren Augenblicke, in denen ein glückliches Kind wohl wähen durfte, ein Märchen zu leben, wie es die Brüder Grimm nicht schöner und reicher dichten konnten — und in unbewachten Augenblicken kann ich mich noch heute des Gedankens nicht erwehren, „hinter der Kirche“ habe eigentlich die blaue Blume der Romantik geblüht, welche die Dichter vergeblich suchen.“ —

Die Dorpater Gymnasialzeit scheint keine nachhaltigen Eindrücke hinterlassen zu haben. Die Zucht in der Pension ist eine klösterisch strenge, 1833 bezieht der 18jährige zum Studium der Medizin die Landesuniversität.

Diese Jahre akademischer Freiheit wird der Dichter nicht müde als die köstlichste Zeit seines Lebens zu bezeichnen.

O schöne Zeit, als mein erwachend Herz
Sich sanft erhob aus kindlich stillen Träumen,
Der Liebe erster Strahl von himmelwärts
Hinan mich zog zu nie geahnten Räumen!

Unter den „Jugendliedern“, obgleich aus einer späteren Zeit 1844 stammend, findet sich auch folgendes Gedicht, in dem sich die inneren Kämpfe des Dichters wieder spiegeln, der im weiteren Verlauf seines Lebens durch viel Kreuz in der Familie und körperliches Leiden sich den Hafen der letzten Ruhe erkämpft hat, in dem sein frommes und schwerkgeprüftes Dasein münden sollte. — Die kurzen, aber inhaltsreichen Strophen atmen bereits den Ernst der reiferen Jahre und geben den Grundafford jener tiefreligiösen Herzensrichtung an, die sich früh genug ankündigt, als das Erbe eines konservativ-christlichen, baltischen Elternhauses:

Ein Knabe irrt im Walde,
Weiß nicht, wo aus und ein,

Er denkt nur: halbe, halbe
Werd' ich zu Hause sein! —
Du wirst noch irren Knabe
Als Jünling und als Mann,
Es kommt der Greis am Stabe
Kaum in der Heimat an! —

Nach siebenjähriger Studienzeit unter den Professoren Pirogow und Sahmen, wo A. der Landsmannschaft „Livonia“ angehört — kehrt er nach mit Auszeichnung bestandnem Schlußexamen zu den Eltern nach Pernau zurück. Die Heimatliebe, die einen Grundton Adolphischer Lyrik bildet, hat ihre Wurzeln am Strande des Embach. Im Verkehr der Jünglinge untereinander knüpften sich hier die Freundschaftsbande fürs Leben. An die Zeiten goldener Burschenfreiheit denkt noch der Greis zurück mit einer Begeisterung, die es verstehen lehrt, wie wertvoll diese Bildungsstätte allen geworden, die hier gelebt und geschwärmt, aber auch die Grundlagen für ihr späteres Berufsleben gelegt haben.

Sei mir gegrüßt, o Musenstadt,
An Livlands Baum, du grünes Blatt,
Wo ich so köstlich einst geschwärmt,
An allen Gluten mich gewärmt,
Minerven Aug' in Auge blickte,
Manch frohen Gruß dem Bacchus schickte.
Galt es den Hut dann zu durchbohren,
Wenn ernst der „Landesvater“ klang,
Hab' ich den Eid der Treu' geschworen,
Den ich gehalten lebelang¹⁾.

In immer neuen Wendungen gelingt es ihm die Farben-
symbolik sinnig zu deuten, welche die „herrlichste der Trifoloren“
ihm zum Sinnbilde des Lebens werden läßt. Knüpfte sich an
den Besiz des farbigen Deckels der Studienjahre für so manchen
Jüngling einst doch das heißersehnte Ideal seiner akademischen
Lehr- und Jugendzeit.

¹⁾ Poetischer Nachlaß. Riga. H. Bruzger & Co. 1877.

Rot wie die Rose soll die Liebe,
Das Hoffen sein wie Immergrün,
In unverwelfbar starkem Triebe
Das Edelweiß der Ehre blühen. — —

Nicht mit Unrecht steht Dorpat im Rufe, zu den schönsten Städten der Ostseeprovinzen zu gehören. Es sind die Ausläufer des Hochplateaus von Odenpäh, das nur wenige Meilen von der Stadt entfernt, in der Nähe der Seengruppe des „Heiligen-sees“, mit dem wunderbaren Panorama seiner zahllosen Laubinseln und bewaldeten Buchten, zu den höchsten Erhebungen Livlands ansteigt. An den beiden hügeligen Ufern und im Flußtal des Embach liegt die baltische Universitätsstadt, die in dieser ihrer Lage am meisten an Tübingen erinnert.

Die Anfänge des früheren Bischofssitzes reichen bis ins 13. Jahrhundert. Auf dem mit alten prächtigen Bäumen bestandenen Dom- oder Schloßberge liegen die wohl erhaltenen Ruinen eines der schönsten Dome Livlands. In seiner Nähe befand sich ehemals das stolze Residenzschloß des Bischofs von Dorpat. Die Stadt gehörte im 14. Jahrhundert der Hanse an und kam im nordischen Kriege in russischen Besitz. Wurde Göttingen einst seit Heine durch seine Würste berühmt, hat Halle die Salzbergwerke, Leipzig seine Lerchen, Breslau seine Leineweber, Königsberg den Wall und Graben, zeichnet sich Kiel durch die berühmte Meeresbucht und das daran sich hinziehende herrliche Düsternbroder Gehölz aus, das einen Klaus Groot zu einem schönen Gedicht inspirierte, fällt dem Besucher Tübingens sofort die prächtige Platanenallee am Neckar ins Auge, der Corso des schwäbischen Athens und hat Bonn seinen stolzen, unvergleichlichen Rhein, — Dorpat kann auf seinen einzigartigen „Dom“ stolz sein.

Der Platz zu Füßen der ragenden Domruine war von altersher einer studentischen Feier der Walpurgisnacht gewidmet. Hier hat auch unser Dichter in jungen Jahren das Lied seines Lieblingsdichters Geibel beim mächtigen Feuer der vereinigten Korporationen angestimmt, das mit Eintritt der Mitternacht zum Frühlingshimmeln brauste und in welches das dichtgedrängte Publikum einzufallen pflegte:

„Der Mai ist gekommen, die Bäume schlagen aus.“

Die Pflege des Gesanges gehörte zu den altgeübten, idealen Interessen der Studentenschaft der früheren Jahre. Namentlich erfreute sich zeitweise das Kunstquartett abwechselnd hervorragender Vertretung in den verschiedenen Landsmannschaften. Die Abtheilung „Patriotisches“ in den „Gedichten“ enthält so manchen Burschengefang, der nach bekannten Weisen des deutschen Kommerzliederbuches gedichtet, zum bleibenden Bestande der singenden akademischen Jugend geworden ist.

Zwar singt der Dichter, wie im Vorgefühl irdischen Wechsels, das wehmütige Wort:

Bald wird das Lied verhallen,
Bald ist der Wein verglöh't! —

Aber doch weiß er es, daß die in den Jünglingsjahren gesäten idealen Keime auch den späteren Lebensstürmen stand halten können.

Uns bleibt doch das Eine,
Das schwindet uns nie.
Es ist der Geist im Weine,
Im Lied die Harmonie! —

Wein und Lied sind ihm somit nur Träger idealer, Zukunft bauender Lebenskräfte und Bindemittel der Eintracht, ohne welche ja nicht Bleibendes gewirkt zu werden vermag.

Der Geist, der ist Leben,
Der dring' uns ins Mark!
Der soll uns tragen, heben,
Und machen frei und stark.

Harmonisch uns alle
Durchtön' es bewußt:
Du, gleiche Wahrheit schalle
Aus unsrer Mannesbrust!

Verlischt dann der Schimmer,
Das Lied und der Wein —
Wie heute werden nimmer
Getrennt die Brüder sein! —

Es ist zu allen Zeiten von verschiedener Seite dieser ideale Kern des alten Dorpater Studentenlebens gern anerkannt worden. Die Reihe tüchtiger Männer, die dem Reiche oder dem Auslande wertvolle Dienste leisten konnten, spricht beredt dafür, daß die Gliederung des Dorpater Burschenstaates eine nicht unwichtige pädagogische Vorschule für das spätere Berufsleben gewesen ist. Über den Rahmen dieser Skizze hinausgehen hieße es, wollten wir dafür genauere geschichtliche Belege anführen. Einige finden sich in dem trefflichen und anschaulich schildernden Vortrage Adolph Stöckers¹⁾ übersichtlich zusammengestellt, der an den Söhnen des baltischen Adels vor allem die sie befeelende „wirklich wunderbare Liebe zu ihren Kaisern“ hervorzuheben sich gedrungen fühlt. Dem edlen Alexander verdankt ja auch die Universität 1802 ihre Eröffnung.

Im Hinblick auf eine schöne Summe getaner Arbeit kann der Dichter (in „Livlands Männergesang“ S. 217) mit berechtigtem Stolze es ausrufen:

Und wie der Väter ehern Geschlecht
Im Kampf für die Wahrheit gestorben
Und wie sie um Wissen, um Licht und Recht
In treuer Arbeit geworden:
So sind wir vor Gott, vor uns selbst und der Welt
Zu Hütern des heiligen Erbes bestellt.

Jene Gesinnung, die nicht „nach elendem Gold nur will scharren“, die sich nicht an die Kette der Sklaven hängt, sondern „bei ehrlicher Arbeit im Schweiße ringt,“ ist ja auch heute noch in der Heimat des Dichters nicht ganz ausgestorben, aber es ist doch die Frage, ob der lebensfrohe Optimismus des zukunfts-freudigen Sängers zur Zeit noch denselben Mut zu diesen Klängen gefunden haben dürfte, wie einst in den Tagen seiner Jugend!

Der Wert des alten Dorpat bestand hauptsächlich darin, daß es eine sicher umfriedete Stätte gab, auf welcher sich Jüng-

¹⁾ Deutsches Leben in den baltischen Provinzen. Öffentlicher Vortrag, gehalten in Brandenburg. 1869. Aufgenommen in W. von Bock's Livl. Beiträge usw.

linge aller drei Provinzen und aller Stände zusammenfanden, um gemeinsam für die Aufgaben patriotischer Berufstätigkeit vorbereitet zu werden.

Julius Eckardt hat recht, wenn er in seiner treffenden Würdigung baltischen Universitätslebens auf den Unterschied zwischen den Zeiten des 18. Jahrhunderts und denen vom Anfang des 19. Jahrhunderts aufmerksam macht:¹⁾ „Das Geschlecht derer, welche ihre Studien in Deutschland verlebten, hatte seinen gesamten Idealismus außerhalb der heimischen Erde gehabt, war mit seinen reinsten und schönsten Jugenderinnerungen vom Vaterlande abgelöst und auf einen Boden verpflanzt gewesen, zu dem kein Weg zurückführte. Erst seit Begründung der Dorpater Hochschule änderte sich dieses Verhältnis; die Männer, die diese Universität besucht hatten, trugen ein heimisches Ideal im Herzen, dem sie die Treue im wirklichen Leben bewähren konnten.“ —

Wir täten dem Dichter übrigens unrecht, wenn wir ihm einen schärferen kritischen Blick für die Mängel baltischen Wesens absprächen, die darin so recht ein allgemeines Erbe deutscher Art offenbaren, wie sie ihre Wurzeln schon im Leben und Treiben der akademischen Jugend an den Tag zu legen pflegen.

O Gott! wie könnt' es da herrlich sein,
Wollt' jeder sein Herz — nur dem Ganzen weihn! —

Ein jeder verfolgt die nächsten Interessen seiner Sondergemeinschaft, Sonderprovinz, Korporation, Mutterstadt — und der Gemein Sinn für die weiten gemeinsamen Bedürfnisse der Gesamtheimat zersplittert sich leider in unfruchtbarer Kritik oder wird durch jene Neigung zur Bequemlichkeit gelähmt, die sich am Ende gar auf den Bereich der eigenen vier Wände beschränkt.

„Das Band, welches in den ersten Jahrzehnten der neuerblühenden Universität im Anfang des Jahrhunderts Professoren und Studenten, gelehrte und ungelehrte Glieder der damaligen baltischen Gesellschaft noch umschloß, war unmittelbare gemeinsame Freude am Leben. Es stammte dieser Zug noch aus dem 18. Jahrhundert mit seinen patriarchalischen Gewohnheiten, die sich in

¹⁾ Die baltischen Provinzen Rußlands. S. 387.

Livland nach ganz besonders zäh erhielten. Der Genius des Humors waltete vor allem andern im enggeschlossenen akademischen Kreise. Jener humoristisch-behaglichen Auffassung des Lebens kam es vorzüglich darauf an, das allgemeine Behagen, welches man für die Lebensaufgabe ansah, nicht allzu empfindlich zu stören.“

Es ist nicht zu leugnen, daß die Forderungen der neuen Zeit auf diesem Gebiete ganz besonders unerbittlich aufzuräumen beginnen und jene alte baltische Gemütlichkeit zu schwinden beginnt, über die unseren Vorfahren nichts zu gehen pflegte.

In den Gedichten „Unsere Zeit“ hält der Balte seinen Landsleuten den Spiegel ihrer Gebrechen vor, indem sie die Runzeln und Ecken ihres Charakterbildes ohne Beschönigung erblicken können. Wer erkennt hier nicht spezifisch deutsche Fehler, die sich auch anderswo finden?

Man redet viel und schreit so laut
In mächtigem Wörterschwall,
Doch wenn man nach den Taten schaut,
Wie traurig überall.

Sprecht weniger und handelt mehr!
Denn „selbst nur ist der Mann!“
Das Stroh ist längst gedroschen leer,
Nun steckt es endlich an! —

Wenn wettergleich ihr zünden wollt,
So fahrt auch kräftig drein:
Der Donner rollt, der Donner grollt,
Doch nur der Blitz schlägt ein! —

Er erkennt die franke, an Stützen bare Zeit und erhofft die Heilung derselben aus starker, einschneidender Not und schwerer Prüfung:

— — — — es würde besser,
Wenn ein Gott vom Himmel käm'
Und ein gut geschliffen Messer
Uns zur Heilung mit sich nähm'.
Trennte ab mit scharfem Hiebe,

Was unheilbar, todeskrank,
Über dann uns starke Liebe
Reichte als Genesungstrank! —

In der „Baufzene“ bricht sich in Form der Allegorie die herbe Wahrheitsliebe des Patrioten am kräftigsten Bahn. Er ruft es Livlands Söhnen zu, daß sie nicht starr festhaltend am alten verwitterten Kram, verrottet im kleinlichen Gezänke — wirken sollen. Das Alte fällt, es gibt ein Neues zu bauen, wo es weder mit dem Rezeptsprüche des Ritters getan ist:

Das alte Haus bleibt stehen,
Es ist noch gut genug!

noch der Andere mit seiner vermittelnden Kompromißlogik das Richtige trifft:

Den Zeiten und den Sitten
Muß auch ihr Recht geschehn!
Wir ändern nur vernünftig!

Der dritte Sprecher führt eine ungeschminkte Sprache:

So kann's nicht länger dauern,
Der Riß, den jeder kennt,
Zieht tief sich durch die Mauern;
Sogar dem Fundament
Ist nicht mehr recht zu trauen,
Durch flicken wird nichts draus!¹⁾
Auf, laßt vereint uns bauen
Ein neues Ritterhaus!

Der Dichter läßt hier die Ritter, jene Nachkommen des ehemaligen deutschen Ordens, der dem Lande an der Ostsee seine

¹⁾ Nach dem Originalmanuskript heißt die Stelle folgendermaßen:

Bedenkt die schmalen Fenster,
Die Scheiben meist schon blind,
Am Tage selbst Gespenster
Uns dort erschienen sind.
Das alte Haus muß fallen,
Durch flicken wird nichts draus:
Auf! usw.

uralte Kultur gebracht, als Vertreter verschiedener sozialpolitischer Parteirichtungen in der Landespolitik jener Tage, denen er angehörte, zu Worte kommen.

Da kam ein Sturm von Weiten,
Der macht die Dreie stumm, —
Weiß nicht ob sie noch reiten
Ums Ritterhaus herum. — — — — —

Mittlerweile ist für Alexis Adolphi ein für seine dichterische Entwicklung bedeutsamer Lebensabschnitt angebrochen. Im Jahre 1841 betritt der 26 jährige, durch Kurland damals die Fahrt noch auf dem Postwagen machend, — da es keine Eisenbahnen gab, in Tilsit und Königsberg deutschen Boden. Eine neue Welt der Anschauung öffnet sich für seine empfängliche Phantasie. Es ist die erste seiner fünf Reisen in's Ausland. Dieses Mal ist er noch im Vollbesitze körperlichen Gesundheit und kann ungehindert den anregenden Eindruck dieser neuen Welt in sich aufnehmen. Später veranlaßte ihn ein mit den Jahren immer mehr zunehmendes Körperleiden, mehrfach den Weg über die Grenze zu machen. Die Ausbeute dieser Reisen für seine Dichtung ist in den „Reisebildern“ 1841—60 niedergelegt. Es ist verständlich, daß für den literarisch gebildeten Balten im Auslande in erster Reihe Deutschland, das Land der Dichter und Denker, seine Anziehungskraft geltend machen wird. Es ist ein geistiger Nährboden, den er betritt, und der namentlich dem Dichter wie seine zweite Heimat erscheinen muß.

Du Veilchen, du erstes von mir gepflückt
Auf Plauens Grund,
Diel hundertmal hab' ich dich lieb gedrückt
An Herz und Mund! —

Trotzdem er das Wasser als „ein feindlich Element“ empfunden, hat's ihm der Rhein doch angetan. Bei St. Goar, das schon so mancher deutsche Dichter besang, tönt's auch in den Saiten seiner Leyer:

Ein einzig Wasser lieb' ich nur,
Das ist der Vater Rhein. —

Das epheugrüne, an die Berge sich lehrende Heidelberg mit seinem herrlichen Schloß und den reichen historischen Erinnerungen, die sich um diese ruinengekrönten Hügel weben, ist ihm das „Heiligtum deutscher Kraft und deutschen Ruhmes“.

Über den beschneiten Gotthard gehts nach Italien, dem Lande der Dichtersehnsucht. Die Bilder, die sich seinem Geiste hier eingeprägt, verblassen nicht wieder.

Don rauher Alpe niedersteigt
Der müde Wandersmann;
Die Wolke reißt, der Nebel weicht:
Ein Wunder blickt ihn an!

Wir müssen uns Proben seiner unter Myrthen- und Orangenbäumen an den oberitalienischen Seen in Mailand, Padua und Venedig gereiften Lyrik versagen. Die Verse atmen hier eine Glut und einen Duft, wie sonst nicht wieder. Der Nordländer entzieht sich nicht dem Farbenreichtum des südlichen Himmels. Aber kein Ton der Sehnsucht nach der kühleren Heimat, wie er sonst im Süden weilenden Poeten oft in die Feder fließt, scheint ihn im Anblick all' dieser Naturreize zu beschleichen. Hier ist alles so seltsam in Glanz und Wohlgeruch getaucht. Aus Italiens duftgesättigter Luft haucht's ihm wie aus einer einzigen, großen Blume entgegen, die ihn entzückt. — Auf der Heimreise durch Tyrol werden in Berlin mehrere Monate medizinischen Studien gewidmet. Der damals hier existierende, von Karl Immermann gegründete Dichterverein, in dessen gastlichem Kreise der ange-reiste Gast bald eingeführt wird, bietet ihm Gelegenheit, eine Reihe seiner baltischen poetischen Sagen und Märchen vorzutragen, die in seinem „Nachlasse“ aufgenommen sind. Der Tod der Mutter ruft 1842 den Wanderer in die Heimat zurück.

Der Ernst des Lebens tritt an ihn heran. Der Dichter sieht sich durch Gründung eines Hausstandes und Übernahme einer Landarztstelle in der Nähe Wendens bald praktischen Aufgaben gegenüberstellt, die seine Tätigkeit vollauf in Anspruch nehmen. Eine lange Brautzeit hat dem Herzen des 30 jährigen manche Prüfung bereitet. Erst 1847 sind die Schwierigkeiten, die sich der Schließung

eines Lebensbundes entgegen stellten, glücklich überwunden. Der mittlerweile in die neugeschaffene Stellung eines Wendenschen Stadtarztes gerückte junge Ehemann beginnt in der dritten Stadt Livlands den letzten und reichsten Abschnitt seines Lebens, in welchem seinem schaffenden Herzen die sinnigsten und melodischsten Töne entströmen. Der Name Wendens ist mit seiner Lyrik aufs Innigste verknüpft. Die alte, historisch denkwürdige Residenz der Ordensmeister von Livland hat am meisten dazu beigetragen, seiner Lyrik eine eigentümlich baltische Färbung zu verleihen.

Wohl nennt der Sänger dich mit Recht
Die Perl in Livlands Kron'!
O, daß sein Saitenspiel uns bracht'
Noch hoh'ren Liedes Ton. —

Wir befinden uns hier in der That im Mittelpunkt des alten Livland, und spüren in dieser seiner reizvollsten Gegend an den grünen Gestaden der liederreichen Na den Herzschlag seiner Gesichte. Laut und vernehmlich kündet's der Dichter:

Daß hier des Vaterlandes Herz
Klopft in der Berge Brust,
Und hier, wie nirgend anderwärts,
Wir vaterlandsbewut.

Doch gilt's, bevor wir dieser patriotischen Seite seiner poetischen Individualität näher treten, — zunächst einen Blick auf den Liebeslyriker zu werfen. Verdanken wir doch gerade diesem Gebiete seiner Begabung die lieblichsten Klänge, wo sich seine dichterische Eigenart am verwandtesten mit der Muse seines größeren Vorbildes Geibel berührt.

Wie eine Erinnerung an die Wunder der Hochgebirgswelt ragt im „Alpengluhen“ das Bild des sonnenbeschienenen Bergwipfels in seine Liebestraume und wird ihm das schöne Gleichnis jener Erfahrung, zu deren Himmelshohe ihn das Glück erhoben hat.

Du Mannerherz die Alpe bist, hochragend, felsensfest!
O Frauenlieb, du Sonnenstrahl, der beid' erglühen läst.

Vorüber ist des Tages Glück, schon sank die Nacht zu Thal,
Nur fels und Herz träumt lange noch vom lieben Sonnenstrahl!

Es ist vor allem die Zartheit und Lauterkeit seines Empfindens, die uns anspricht. Auf dem Altare seines Herzens lodert die reine Flamme jener Liebe, welche in der Geliebten das Ideal seiner Wünsche gefunden hat und die nur der Tod auszulöschen vermag. Doch gibt es eigentlich auch hier nur eine zeitweilige Trennung, keine Vernichtung. Der Bund, der fürs Leben geschlossen ist, überdauert den Tod. Der tiefe, religiöse Sinn des Dichters lehrt ihn das vergängliche Erdenglück als eine Gnadengabe der ewigen Liebe zu erfassen, deren Seligkeit in allem irdischen Glück der Liebe doch nur ihr unvollkommenes Abbild erblickt. Vom Aufblitzen der ersten, räthelhaften Neigung der Geliebten bis zum letzten Verdämmern jenes, die Seele so warm beglückenden Lichtes, das dem Menschen für die kurze Spanne Zeit gegeben worden ist, welches Leben heißt, — weiß er sich nur als den Haushalter eines köstlichen, unvergänglichen Schatzes:

Wo ein blaues Flämmchen spielt nächtlich über'm Grund,
Tut es den verborg'nen Schatz in der Tiefe kund.

Blaue Flamme licht und rein dir im Auge lebt,
Glücklich wer den reichen Schatz deiner Liebe hebt!

Eine solche Gesinnung, die heute seltener geworden ist, ehrt den Dichter, dessen Stellung zum Weiblichen nicht nur über seinen sittlichen Wert entscheidet, sondern auch nicht ohne Einfluß auf seine ästhetische Weltanschauung bleiben kann, so gewiß von jeher Ethik und Ästhetik in jenem Verhältnisse tiefer Wechselbeziehung zu einander gestanden haben.

Wir beschränken uns auch hier auf möglichst wenige charakteristische Proben. Die ganze Fülle eines reichen, gesättigten Liebesglückes spricht aus jenen kurzen verschwiegene Strophen:

Im reichen Erdenchoße ruht still das Gold,
Lautlos in Meerestiefen die Perle hold.
Himmliche Sterne schweigen in Ewigkeit,
Verstummet, meine Lieder, in Seligkeit! —

Zahlreicher fast als die Klänge der Liebesehnsucht und des kurzen, dankbar empfundenen Besitzes — sind die Töne des

Liebesleids, wengleich sie nie zur herben Leidenschaft hoffnungsloser Trauer sich erheben, und stets verklärt und gemildert erscheinen durch den Trost, den ihm ein starker und männlicher Glaube reicht.

Nach dem frühen Tode seines ersten Kindes haben die Saiten des Sängers nur die mild gedämpfte Klage:

Träumt im Mutterarm das Kind:
Himmliche Harfen hört es lind;
Rufen es fort nach kurzem Schmerz
Wieder ans ewige Vaterherz.
Süßes Kindlein, lieber Sohn,
Du zur Heimat so schnell entflohn! —

Im Jahre 1855 wird nach 6jähriger glücklicher Ehe die Lebensgefährtin durch den Tod von ihrem qualvollen Leiden erlöst. Es ist der erste große Schmerz, der auch hier den Niederquell nach längerer Pause wieder ins Strömen bringt und dem Dichterherzen beredte Töne entlockt.

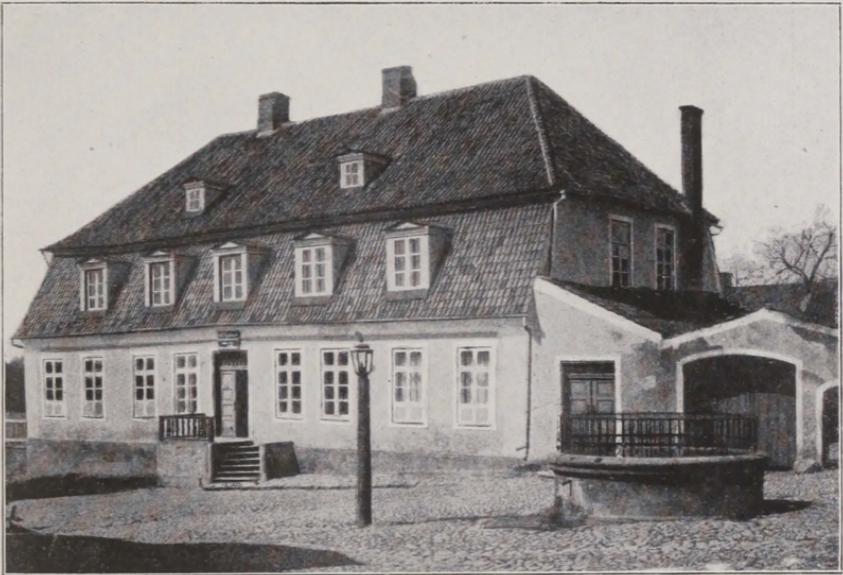
Diese Verse mahnen an Chamisso:

Nun, böses Weib, gehst du allein zur Ruh,
Ruffst „gute Nacht!“ und schließt dein Auge zu.
Der sel'ge Schlaf hüllt dich für immer ein —
Und ich muß wachen — müde und allein! —

Wie vereinsamt der Gatte sich fühlt und wie tief der Riß dieses Verlustes in sein innerstes Leben hineingreift, — beweisen eine Menge wehmütiger und schmerzdurchzitterter Lieder.

Ja, dunkel ist und Wolkennacht ringsum,
Mein Lebensstern versprühte seine Funken!
Nach einer Hütte seh ich mich nicht um, —
Mein Haus, mein Haus — das schöne ist versunken! —

Im Traume erfüllt der Wunsch noch einmal sein verwundetes Herz, des Abends von der Bergeshöhe ins grüne Tal der Geliebten entgegenblicken zu dürfen. Doch es ist ja — er ahnt es — nur der letzte, schmerzvolle Augenblick des Scheidens, als — — — er sie da erblickte.



Das Wohnhaus des Dichters in Wenden von 1849 an.

Wie sie leis und linde kam,
Weinend an das Herz mich drückte
Und auf immer Abschied nahm! —

Aus dem Schlaf hat mich gerissen
Herzenspochen wild und schwer:
Naß von Tränen war mein Kissen —
Tiefe Nacht lag um mich her. —

Es ist bezeichnend für das fromme Gemüt des Dichters, daß die überwiegende Mehrzahl dieser Lieder des Leids nicht ihren Schwerpunkt im Schmerz suchen, sondern in der Hoffnung des Jenseits wurzelnd, sich hindurchgerungen haben zum kraftvollen Gedanken eines Lebens auch über das Grab hinaus.

Verzage nicht!
Es gibt ein Licht
In allen Finsternissen,
Wo Menschen weinen müssen.
In Nächten hebe dein Auge auf
Zu der Sterne Tröstung winkendem Lauf,
Du wirst es nimmer vermissen —
Es gibt ein Licht,
Verzage nicht! —

Immer tiefer und tröstlicher lebt er sich in den Gedanken ein, daß die Geliebte in ewiger Heimat erwacht und im Vaterhause angekommen ist.

Ach, in der Fremde irr' ich noch allein,
Von deiner weichen Hand nicht mehr geleitet, —
Wie schön mag's dir in jenem Hause sein,
Wo deiner Lieb' die Wohnung ist bereitet! —

Nach Jahren stiller Trauer reicht er der jüngeren Schwester der Verstorbenen die Hand zur zweiten Ehe. Bei A. ist's übrigens nicht wie bei manchem andern Dichter, wo mit dem Tode der Erstgeliebten sich der tiefströmende Quell der eigentlichen Liebeslyrik erschöpft hat. Auch aus der Zeit der erwachenden Liebe zur zweiten Gattin stammt noch eine reiche Fülle schöner Liebeslieder. In den wehmütigen „Herbstliedern“ schmückt

er noch das Grab auch der zweiten Gattin, die er überleben sollte, mit den letzten kargen Blüten seines verstummenden Herzens. Aber es ist hier doch nur wie ein Wiederschein jener leuchtenden Glut des ersten Glücks; es sind die letzten, bleicheren Farben des Lebensherbstes, der ihn am Geburtstage der nun auch Heimgegangenen an ihrem Grabe in Gedanken versunken findet. Der rückwärts gewandte Blick läßt ihn die Summe alles dessen überschauen, was ihm das Leben an ihrer Seite geboten hat. Einst trieb sein Herz den vollen Blüten schmuck des Frühlings, jetzt will kaum eine Blume aufsprießen. Aber im Tau auch dieser seiner letzten Träume um Verlorenes spiegelt sich wieder das Morgenrot, das ihm zum Symbol ewiger Hoffnung wird.

Und wieder schloß trotz aller Not,
Ein Jahr den müden Lauf,
Es steigt das goldne Morgenrot
An deinem Grabe auf.

Das legt sich, wie ein Sonnenschein
Auf deines Hügel's Schnee —
Und warme Tropfen fallen drein,
Die tun dir auch nicht weh.

Um der patriotisch-vaterländischen Seite des Adolphischen Talents, der wir uns im Folgenden zuwenden, gerecht zu werden, empfiehlt es sich, den Charakter der Stadt mit ihren reizvollen landschaftlichen Umgebungen ins Auge zu fassen, wo der Dichter den größten Teil seines Lebens verbracht hat. Aus diesem Boden zog seine Muse die Kraft ihrer Frische und die Lieblichkeit ihres Stimmungsgehalts.

Bei Wenden nähert sich die Aa, nach einem Laufe von 200 Kilometern, ihren Quellen, von welchen herab bis zur Stadt das Aa-Lafelland seinen steilsten Abfall bildet. — Schon im Jahre 1206, also bald nach der Gründung Rigas, finden sich bereits auch in dieser Gegend inmitten der lettischen Urbevölkerung und Leuten slavischen Stammes, einigen versprengten Wenden, — die ersten Ansiedelungen, welche nachweisbar sind und die der später entstehenden Stadt ihren Namen gegeben haben. Zwei Jahre

darauf faßt der Schwertbrüderorden hier festen Fuß. Die Burg Alt-Wenden, im heutigen Schloßparke auf dem Rußberge liegend, dient Rittern und Wenden als gemeinsame Feste. Bereits 1206 hat der Priester Daniel, der die Na stromaufwärts gezogen war, hier missioniert und getauft. Auf einem benachbarten Berge entsteht dann 1210 eine neue Burg, an welcher die Ordensmeister Benno und Volquin bauen. Die Ruinen auf dieser Feste spiegeln sich noch heute im Schloßteich. Die ersten Häuser, die im Schutz der Burgmauern sich erheben, bilden den Anfang der Stadt Wenden, die also eine der ältesten Städte Livlands ist. — Nach der Vereinigung der Schwertbrüder mit dem deutschen Orden nimmt 1237 der Ordensmeister seine Residenz in Wenden. In das Jahr 1281 fällt der Bau der noch heute bestehenden Johannis-kirche, des ältesten erhaltenen Bauwerks der Stadt¹⁾. Die Blüte der Stadt fällt in das 15. und 16. Jahrhundert, wo sie Glied des Hansabundes wird. Es ist die Zeit des größten Ordensmeisters Walthar von Plettenberg (1494—1535), der auch hier gestorben ist. Er ruht mit den beiden andern Meistern von Livland, Frentag von Loringhoven und Hermann von Brüggenei in der an historisch merkwürdigen Denkmälern und Altertümern reichen Johannis-kirche. Die livländische Ritterschaft hat ihm hier ein Denkmal errichtet, das von Schwanthaler nach der Büste in der Malhalla modelliert und 1855 enthüllt worden ist. Diesem feierlichen Augenblicke ist ein Gedicht Adolphis gewidmet, das mit den Worten beginnt:

Du letzter Held vom deutschen Stamme,
Du Kämpfer für des Geistes Licht,
für dich erlosch der Liebe Flamme
In deinem treuen Livland nicht.

1524 hält die Reformation auch in Wenden ihren Einzug. Plettenberg läßt sie bekanntlich gewähren, ohne übrigens für

¹⁾ Die historischen Daten sind dem zuverlässigen Führer durch das Natal entnommen: K. von Löwis of Menar und Dr. Bienemann jun., die Burgen der livl. Schweiz Segewold, Treyden, Kremon und Wenden. Riga. Alex Stieda (Jons & Poliewsky) mit 14 Illustrationen und 5 Plänen. 1893.

seine Person der neuen Lehre zuzufallen. Sein Ansehen erstreckte sich weit über die Grenzen des Landes. Die Chronisten rühmen den Glanz und Reichtum seiner Regierung. Er ist auch in Deutschland geachtet und wird von Karl V. zum reichsunmittelbaren Fürsten erhoben. Eine Zeit lang gibt man sich der Hoffnung hin, Wenden zur politischen Residenzstadt Livlands erhoben und das Land vom Niemen bis zur Narova als säkularisiertes Herzogtum zum Einheitsstaat unter der starken Hand des Siegers über die Moskowiter vereinigt zu sehen, — die Verwirklichung dieser Wünsche scheidet am Zögern des Meisters, diesen wichtigen entscheidenden Schritt zu tun, und vor allem an der charakterlosen Zerfahrenheit der damaligen livländischen Verhältnisse. Th. Hermann Pantenius hat uns in seinem bedeutenden historischen Roman „Die von Kelles“ jene Zeit des Zusammenbruchs in ihrer ganzen furchtbar erschütternden Tragik unübertrefflich lebenswahr geschildert.

Der Tod Plettenbergs wird für Livland der Anfang vom Ende. Auch mit Wendens Glanz geht es rasch abwärts. In den unaufhörlichen Kriegen, deren Spielball das durch Uneinigkeit tief zerklüftete Livland in der Folge wird, — erobert endlich 1577 Zar Ivan der Schreckliche die Stadt. Nur die Burg leistet noch verzweifelten Widerstand. Dreihundert Männer und Frauen ziehen es vor, um nicht den unmenschlichen Martern des Siegers in die Hände zu fallen, sich lebendig in die Luft zu sprengen. Es ist der Raum zwischen der Schloßkapelle und dem Kapitelsaale, der noch heute gezeigt wird. Der Rittmeister Heinrich Boismann legt die Lunte an vier im Keller aufbewahrte Pulverfässer. Ruffow, der Chronist, berichtet in seiner treuherzig anschaulichen Weise den Vorgang: „Da einer Jammer über Jammer hätte anschauen sollen, wie die guten Leute in dem Gemache, darunter das Pulver gebracht, auf ihren Knien lagen, Mann und Weib sich bei ihren Händen gefasset, die Kinder um die Eltern liefen, ja etliche noch an der Mutter Brüste hingen, sogen und des seligen Simeon Stündlein erwarteten, welches denn auch bald in des Moskowitzers Anlauf, Stürme und Andringen nicht außen bleiben, sondern das Pulver durch Heinrich Beussmann angezündet und

gesprengt worden, außerhalb derer, so sich im Schlosse versteckt, und zweier andrer Adelspersonen, die durch sonderliche Schickungen Gottes noch davon gekommen gleich dem Apostel Peter aus dem Kerker und dem Daniel aus der Löwengruben¹⁾.

1562 kommt der Ort an die Krone Polens. Nach Eroberung durch Gustav Adolph wird Wenden 1621 schwedischer Besitz. Der König schenkt das Bistum seinem Kanzler Axel Oxenstierna. Wenden sinkt immer mehr zu einem unansehnlichen Landstädtchen herab. Im nordischen Kriege, wo Karl XII. auf seinem Durchmarsche durch die Stadt auf dem Rande des Marktbrunnens gesessen und sein treffliches, klares Wasser gelobt hat, fällt der Ort 1710 endgiltig an Rußland, welchem er, namentlich seit Eröffnung der livländischen Bahn, zu einer Bewohnerzahl von ungefähr 5000 Einwohnern anwachsend, sein relatives Emporblühen verdankt. Alljährliche landwirtschaftliche Ausstellungen und die Reize der lieblichen Umgebungen führen besonders im Sommer zahlreiche Gäste in diese Gegend.

Manches schöne tiefempfundene Lied hat Adolphi hier zum Preise seiner Heimatstadt gesungen. Zu den schwungvollsten zählt die Ballade „Wenden“, die uns in 40 Strophen ein Bild der geschichtlichen Bedeutung dieses kriegsumtobten Örtleins gibt.

Gottlob, so hat der Frühlingsturm sich ausgetobt zur Nacht
Und Wendens alten Schlossesturm umglühet Morgenpracht.
Da schlingt sich voll Entzücken um mich der Schönheit Band,
O, laß ans Herz dich drücken, du teures Heimatland!
Wie nah und doch wie frei und weit der Berge duft'ger Kranz
Und um mich grüne Einsamkeit in stillem Sonnenglanz!
Dort zieht die Na den Bogen, mein liedumrauschter Fluß,
Von ihren trauten Wogen kommt blauer Waldesgruß! —

Nach einem Ausblick auf die Anfänge der Kolonisation und Christianisierung dieser Gegend berichtet der Dichter den Anbruch der neuen Zeit des Evangeliums. Brüggemann, ein der neuen Lehre ergebener Priester, wird von des Bischofs Alerisei in schweren Bann getan und wendet sich mit der Bitte um Schutz an Meister Plettenberg.

¹⁾ Jegor von Sivers. Wenden, seine Vergangenheit und Gegenwart. Ein Beitrag zur Geschichte Livlands. Riga. Kymmell. 1857.

Das war so was für Plettenberg, deß Glaube Gott entstammt,
Gleich brennt sein Herz wie zündend Werg, vom Geisteslicht entstammt.
„Bleib, Priester, nur zur Stelle! Pflanz auf dein hell Panier!
Sankt Katharins Kapelle geb ich in Wenden dir!“ —

Dann stirbt der Herrenmeister im Angesicht des Altars der
Johanniskirche, wie der Sängler von der Geschichte abweichend,
der Sage nach berichtet und das Verhängnis bricht herein,
welches der Schattenkönig Livlands

„Herr Magnus ach! der schwache, ein Herzog
doch kein Mann, —

am wenigsten abzuwehren vermag. Die Ballade schließt mit
dem Berichte der Katastrophe vom 5. September 1577.

Ein Schuß — es ist der letzte Schuß!
„Hurrah, hurrah! nun durch!“
Schon drückt Iwan den Schreckensfuß
Auf Wendens keusche Burg.
Da — sprengt sie Leib und Glieder
In fürchterlichem Krach: —
„Triumph! hinauf, ihr Brüder!
Der ew'gen Freiheit nach!“

Wenn der Wanderer, der aus der landschaftlich mit Recht so
gerühmten „livländischen Schweiz“ kommend, sich Wenden nähert,
bietet sich ein überraschender Anblick, wenn der Blick auf das
frische Grün fällt, aus dem die roten Dächer winken, die an-
mutig aus Schluchten und Abhängen zur Höhe emporstreben
und sich um den altersgrauen Kirchturm scharen. Unter uralten
Ulmen und üppigem Akaziengebüsch klimmt der Tourist abwärts.
Die Schloßruine zeigt sich bald in ihrer romantischen Schönheit. —

Wo die Riesenwipfel rauschen,
Wo die Aa geht, felsgedämpft,
Wo der Väter Geister lauschen,
Die hier todeskühn gekämpft:
Wenden, Perl in Livlands Kron —
Dir dies Lied vom Musensohn!

So klang es oft auf den früher in der alten Burg gefeierten
Livonen-Kommerzen noch im Jahre 1852 aus dem Munde des

begeisterten Dichters, der es sich bis ins Alter nicht nehmen ließ, hier im Kreise der akademischen Jugend ihren jährlichen Stiftungstag mitzufeiern.

Das einzige erhaltene Gemach des Westturmes diente einst den Meistern von Livland als Wohnstube. Dieser denkwürdige Raum, dessen Mauern noch heute 15 Fuß stark sind, von dessen einstiger Bemalung die letzten Spuren schwinden und dessen riesige mit Glasgemälden geschmückte Fenster in Trümmer sanken, — ist noch jetzt das Entzücken des Beschauers. Die hohen, spätgothischen Netzgewölbe, früher mit goldenen Sternen übersät, stützen sich auf grazios gearbeitete Weinlaubkonsolen. Man sieht noch die Vertiefungen an den Wänden, wo einst der Kamin und das Ruhebett des Landesherrn gestanden haben. Diese historischen Hallen erschließen sich hin und wieder Studentenfesten; dann winden sich volle grüne Blumengewinde von Pfeiler zu Pfeiler, und das duftende Laub der nordischen Birke wandelt den Saal in einen lauschigen Wald um, der vom Festjubiläum der lebenslustigen Menge und ihren Gesängen wiederhallt. Hier erklingen nach bekannten Volksliedweisen die Studentenlieder Adolphis, das schöne „Livonenlied“, das „Lied von Wenden“ und wie die anderen heißen mögen.

fern von Estlands flachen Säumen,
Bis zur Düna Felsenrand,
Wo des Peipus Wogen schäumen,
Bis zur Ostsee hehrem Strand;
Livland, groß und reich an Bier,
Vaterland dich grüßen wir!

Großartig und erhebend ist der Ausblick von der Höhe des Schloßturms. Nach Norden steigt die laubumbuschte Kuppe des Blaubergs, südlich vom Burtneefischen See, in den tiefblauen Himmel, im Westen folgt das Auge der baumreichen Senkung des Flußthals der Trendener Aa, im Süd-West erhebt sich aus den Blätterkronen der imposante Bau des Landesgymnasiums von Birkenruh. Im Süden und Osten haben wir zu unseren Füßen das Panorama der Stadt Wenden. Der Stolz seiner Bewohner ist der herrliche Schloßpark, dessen unerschöpflicher Wechsel an exotischen

und heimischen Gewächsen und Bäumen, Wasserspiegeln und Rasenplätzen, Fußwegen und Springbrunnen, Brücken und Inseln eine Fülle traulicher Ruheplätze und entzückender Ausichten bietet.

Blätterstolze Ahornbäume und vereinzelte Buchen werden hier und da sogar von Zedern und Wallnußbäumen abgelöst. In der Abendbeleuchtung schweift der Blick über den blüthen-duftigen Park hinweg bis zum alten Schlosse, dessen Fensterbögen sich im klaren Weiher widerspiegeln.

Hier, wo der Dichter Jahrzehnte seines tätigen Lebens und Wirkens verbracht, wo ihm der Reichtum an Glück und Leid geworden, der uns so sympathisch aus seiner Dichtung entgegenklingt, wo seine Heimatliebe ihre stärkste Nahrung erhalten hat, hier verstehen wir's, wenn alle seine Empfindungen immer wieder zum lieblichen Natale sich zurückwenden, das im Zentrum seiner Lyrik steht:

„Seht, welch' prächtiger Regenbogen leuchtet über'm Tal der Aa,
Mächtig rauscht's aus ibren Wogen: Sei gegrüßt, Livonia!
Heimaterde, freudenvolle, sei mir immerdar gegrüßt,
Wo auf kleiner, kalter Scholle so viel warmes Leben sprießt!“

In einer seiner gelungensten Balladen „Drei Städte“ läßt er im Bilde der Entstehungsgeschichte Alt-Rigas, Dorpats und Wendens die Vergangenheit der Heimat an uns vorüberziehen.

Opfermutige Pilger befehren die heidnischen Ureinwohner zum Kreuz, deutsche Handelsherrn bringen Wissenschaften und Künste an die Ufer des baltischen Mutterstroms, die Düna.

„Mit dem Blicke, der prophetisch tief den Kern der Zukunft schaut,
Bischof Albert majestätisch seiner Größe Denkmal baut.
Priester, Held, in einem Gusse, baut er fügend Stein zu Stein:
Stadt am mächt'gen Dünaflusse, Riga soll dein Namen sein!“

Die Segel der Hanja sammeln sich im heranblühenden Hafenorte angesichts des hochragenden Peterdoms, dessen Turm noch heute das Wahrzeichen der livländischen Metropole ist.

Und als Rom, die faule Mutter, schürt der Jesuiten Spiel,
Treibt man die hinaus und Luther gibt dem Glauben bess'res Ziel;
Schreibt der Stadt mit eig'nen Händen tröstend, mahnend manchen Brief, —
Und die alten Zeiten enden, da im Joche Roms man schließ. —

Die moderne Zeit pocht an die Tore Alt-Rigas. Die hemmenden Mauern fallen, weite Straßen und schattige Laubgänge, geschmackvolle Häuser und luxuriöse Paläste erstehen und „vom Dampfe neugestaltet braust dahin der Weltverkehr“ Biederer Bürgersinn und christlicher Wohlthätigkeitsdrang schafft der Noth zahlreiche Stätten der Barmherzigkeit, der Kunst manchen schönen Tempel.

Doch des Dichters Herz gehört nicht der vieltürmigen Stadt am Dünaströme! Ist's vielleicht die nördlichere Schwester?

Dort auf himmelblauen Flügeln
haucht mich's an wie Jugendgruß,
Und der Heimat Sterne spiegeln
Sich im trauten Embachfluß.

Der Name Dorpats weckt die schönsten Erinnerungen der Jünglingsjahre, und die Gestalten der alten heimischen Mythologie steigen in seiner Phantasie empor zu den Viederklängen der goldenen Harfe Wanemuinens, — doch die Embachstadt hat's ihm ebensowenig bleibend angetan.

Die dritte Schwester, die ihm in anspruchsloser Schale den süßen Kern der Romantik reicht, — ist die Geliebte seines Herzens, deren märchenhafter Liebreiz ihm über Dorpats klaffischen Zauber und Rigas moderne Größe geht.

Eine hohe Dame sprengt sie durch das Aatals harz'gen Tann
Und den weißen Zelter lenkt sie zum bemoosten Schloß hinan.
Dort vom schwindelnden Altane hält sie eine trunk'ne Schau,
Unabsehbar weit im Plane grüßt sie Livlands schönste Au.
Von des Außbergs dunklen Schatten, von dem Weiher laubumhängt,
Bis wo jenseits grüner Matten sich die Aa durch Felsen drängt;
Wo des Blaubergs ferne Kuppe sich im reinen Äther sonnt, —
Und Hochrosens Bergesgruppe schließt den duft'gen Horizont. —

Zu Adolphis Zeiten zeichnete sich das gesellige Leben Wendens durch seine geistige und ideale Richtung vorteilhaft vor mancher anderen Kleinstadt aus. Dramatische Aufführungen, Leseabende, wo es lebhaftes Distussionen gab, Gedächtnisfeierlichkeiten am Geburtstage berühmter Männer unterbrechen wohlthuend das

Einerlei des Alltagslebens und boten dem Dichter manchen Anlaß, in Prologen und anderen Gelegenheitsgedichten an die Öffentlichkeit zu treten. Am 10. November 1859 gibt es auch in Wenden eine Schillerfeier. Der Prolog feiert den Dichter der Ideale und führt die populärsten Gestalten des Dramatikers am Hörer vorüber. Die Jahrhundertfeier der Geburt Jean Paul Richters am 9. März 1863 läßt ihn in Alexandrinern des großen Humoristen gedenken. Das Gedicht schließt:

Frühlingsanfang! ruft die Lerche, Frühlingsanfang! unser Herz,
Und ein Hoch! für Friedrich Richter steige jubelnd himmelwärts! —

Auch für das Körneralbum finden sich Verse und Humboldts wird gedacht. Die Mehrzahl dieser Gelegenheitsgedichte, die nur zum geringsten Teil unter die gedruckten Gedichte aufgenommen wurden, sind seiner lieben akademischen Jugend gewidmet. In diesem Kreise bleibt das Herz des Sängers bis ins Alter jung. Lag doch Wenden auf dem Wege zur Musenstadt und zweimal im Jahre hielten die nach Dorpat reisenden Studenten hier ihre tumultuarischen Durchzüge, um mit Gesang und Sporenklang die stillen Straßen des Städtchens aus ihrer Ruhe aufzustören und mit bekannten Philistern Reminiszenzen an die gemeinsam verlebten Studienjahre oder in der Schloßruine ihre lustigen Kommerse zu feiern. Auch Adolphi wird die Worte seines Landsmanns aus der nahegelegenen Nachbarstadt¹⁾ als auch ihm aus der Seele gesprochen, zu den Seinigen machen können, wenn es dort in der Charakteristik der Bewohner seiner Heimat mit Recht heißt: „Kernigere Menschen, originellere Gestalten, als die deiner Bürger, sind mir nirgends in der Welt begegnet und ein reicheres Glück als du es mir geboten, habe ich in keiner europäischen Hauptstadt gefunden!“

Livland war in der That noch bis zur Mitte unseres Jahrhunderts das Land der Originale, die heutzutage in dem Maße immer mehr aussterben, je mehr das Zeitalter des Dampfverkehrs seinen nivellierenden Einfluß auf die Persönlichkeit ausübt. Eine gewisse selbstgenügsame Abgeschlossenheit und Bewegungslosigkeit

¹⁾ Julius Eckardt über Wolmar. U. a. Ort S. 422 ff.

jene altkoloniale Sicherheit eines selbstzufriedenen Optimismus gehörte zur Physiognomie livländischen Stilllebens bis zu den 50er Jahren. Die vielgerühmte baltische Gemütllichkeit war ein Hauptzweck des Lebens und jene Unmittelbarkeit und Naivität des Daseins, die romantische Gemüter in der modernen Welt schmerzlich vermissen, erhielt sich infolge des sozialen Charakters der eigenartig patriarchalischen damaligen Verhältnisse bei uns länger als in Deutschland, welches von den Wogen der Märzrevolution erregt wurde. Livland aber lag in jenen Tagen wie eine glückliche Insel in jeder Beziehung außer der Welt, und die einseitige Betonung des Heimischen und Gewohnten entsprang nur jener unbewußten Harmlosigkeit, die in seliger Verschollenheit nach Kräften seiner Pflicht, dem Hause, der Familie lebte, im Übrigen die Leute draußen in der Türkei sich herumschlagen ließ und die Ereignislosigkeit des äußeren Lebens nur um so angelegentlicher durch inneren Reichtum zu ersetzen sich bemühte. Denn das muß man jenen Zeiten, in denen unser Dichter lebte und sang, lassen, ein inniges und reiches Familienleben auf meist aufrichtig religiös-christlicher Basis, eine wohlthuende Behaglichkeit, eine durchgängige Rechtschaffenheit, eine großartige Gastfreiheit, die sprichwörtlich wurde, eine weitherzige Aufgeschlossenheit für Künste und Wissenschaften zeichneten das deutsch-baltische Haus und seinen weiten Interessentkreis aus. Doch war derselbe mehr intensiver als extensiver Natur. Auf den oft großen und mit allem Komfort des Lebens ausgestatteten Gütern waltete der adlige Gutsbesitzer wie ein kleiner Fürst und konzentrierte meist in seinem Hause einen regen, den mannigfachen Geistesinteressen zugewandten Verkehr. Der Arzt, der Prediger, der Jurist, — d. h. der sogenannte Literatenstand, war der Träger einer meist umfassenderen allgemeinen Bildung, als man sie jenseits der Grenze trifft, wo sich dafür die Spezialbildung fühlbar macht und die härteren Forderungen des Berufslebens dem Einzelnen oft nicht die freie Muße lassen, seinen geistigen Interessen und künstlerischen Liebhabereien im Speziellen nachzugehen und sich namentlich in dieser oder der anderen lieb gewordenen Kunst auszubilden, deren Ausübung gerade in den baltischen Provinzen

oft soviel zur Bereicherung und zum Schmuck des Familienlebens beigetragen hat. —

Ins Jahr 1860 fällt die zweite ausländische Reise Adolphis, zu welcher der im kräftigsten Mannesalter Stehende durch ein Brustleiden genötigt wird. Ein handschriftliches Reisealbum mit Versen, Zeichnungen und Tagebuchblättern enthält manches Gedicht, das unter den gedruckten Reiseliedern nicht enthalten ist. Der Besuch der sächsischen Schweiz führt ihn auch ins gastliche Elbflorenz.

Der „Gruß an Dresden“ verdient es hervorgehoben zu werden:¹⁾

Sei mir gegrüßt, o Stadt, an der Elbe blühendem Strande,
Die du, durch doppelten Reiz zwiefach zum Liebling geweiht.
Dich umfaßt die Natur mit dem Ringe goldener Schönheit
Und als heller Demant strahlt in dem Ringe die Kunst.

flora umkränzt dich, es schwärmen die Nymphen der Wasser und Berge
Und mit dem heitersten Gruß lachet dir Phöbus Apoll.
Bilder und Lieder erblühen, es klingen Farben und Töne,
Menschlicher neigt sich der Gott, göttlicher hebt sich der Mensch.“

Auch die „Rigifahrt“ scheint Manuskript geblieben zu sein und findet sich nur im Reisealbum.

Wandern und Steigen,	Wolke und Welle,
Ruh und Genuß,	Berge und Tal,
Reden und Schweigen,	Dunkel und Helle,
Abschied und Gruß.	Freude und Qual.

EWIGER REIGEN — zu immer zu,
Wandern und Steigen Leben bist du! —

Die gedruckten „Reisebilder“ beweisen es, wie keine seiner fünf Reisen dem Dichter so wertvoll gewesen, als diese, wo er mit der Erfahrung des gereiften Mannes die Eindrücke zu verarbeiten im stande war und noch nicht die Leiden der mit der Zeit sich immer mehr entwickelnden Krankheit ihre drückenden Schatten auf die Empfänglichkeit seines Gemütes geworfen haben.

¹⁾ Nach dem Manuskript eines mir gütigst zur Verfügung gestellten Vortragszyklus von Aug. von Mickwitz über „Deutsche Dichter“, den der Verfasser 1897 in Wenden gehalten hat.

Es ist dieses Mal wieder neben der Schweiz hauptsächlich Österreich und Tyrol, dessen Natureindrücke ihm zu seinen reifsten Liedern die Stimmung eingeben.

Bayerns erhabener Walhalla-Bau begeistert ihn zu einem seiner schönsten Gedichte.

Sieh, in buntem Marmorglanze prangt die Halle fern und nah,
Mit unsterblich grünem Kranze stehen die Walküren da!
Siegesgöttinnen erheben sich in feierlichem Chor
Und auf ihren Armen schweben ihre Lieblinge empor.

Hermann, Sieger, komm und ende jedes schöne Römerjoch;
Karl, du Großer, o so sende deiner Zeiten Größe doch!
Finkler Heinrich, starke Wälle, deutsche Mauern gründe neu!
Rudolf Habsburg, komm und fälle jeden Trotz und Tyrannie!

Sunkle nieder, Ulrich Hutten, Ritterstern in echtem Schein!
Ha! so schlag' in finstre Kutten Luthers ewiger Strahl hinein!
Gutenberg, streu deine Blitze wieder übers dunkle Land!
Leih' den Enkeln, alter Fritz, endlich deine starke Hand. —

O, wer malt in deutschen Farben einem Dürer strahlend nach?
Süße Töne, die erstarben, ruf uns, Mozart, wieder wach!
Heb' dich, Schiller, heb' dich, Goethe, auf des Sanges stolzer Flut,
Daß sich wieder kräftig röte unsrer Dichtung mattes Blut!

Österreich und das Elsaß werden durchstreift, in der Schweiz bei Schaffhausen wird der Rheinfall bewundert:

Brausender Wasserfall,
Schäumender, nasser Schwall,
Ha, wie voll Kraft und Mut
Stürmest du hin!

Hemmendem Klippenstein
Drückst du die Rippen ein,
Nimmer gedämmte Flut,
Freiheit dein Sinn!

Das Naturschauspiel wird ihm ein Bild des brausenden Lebenssturzes, der kampferfüllt sich endlich im Tale des Todes verliert. Aber ihm geht das Licht aus der Höhe auf und in seinen Wellen spiegelt sich „der ewige Strahl.“

Das bayerische, damals als Kurort noch wenig besuchte Alpenstädtchen Reichenhall, bringt seiner angegriffenen Gesundheit die erwünschte, zeitweilige Kräftigung. Zahlreiche Streifzüge nach Salzburg und an den Königsee erfüllen seine Seele mit den gewaltigen Bildern der Hochgebirgswelt.

Einsamer König! du König der Seen,
Würdebewußter und voll Majestät!
Den als Trabante der Riese der Höhen
Watzmann, der schartige Alte umsteht. — — —

War das ein Schuß nur? — Ja, furchtbares Krachen
Dröhnt von den Wänden, ein Klangmeteor!
Donnernde Echo der Felsen erwachen,
Nimmer will enden der riesige Chor. —

Die Lichter des Abends sinken über den See, der Tag
neigt seine Kerze und finsterner blicken die ernstesten Felsen herüber.

Doch mit den Armen, den dunkelen, leuchteten,
Halten sie schimmernde Kronen empor,
Schneediamanten und Eisperlen leuchteten,
Wo sich im Kusse die Sonne verlor.

Nie wieder erklimmt die Naturlyrik des Dichters jene Höhen begeisterter Schilderung, wie hier. Die Worte, die der Bewohner der nordischen Tiefebene mit ihrer bescheidenen Hügellandschaft im Anblick dieser erhabenen Gebirgsgenerie findet, sind hier in erster Reihe der eigenen Seele gesagt, die sich in dieser reinen, freien Bergluft über sich selbst erhebt.

Streift sie vom Herzen die hemmenden Zügel,
Lasset am Strande das knechtende Weh!
Seele, nun breite mit Macht deine Flügel,
Schwinge dich königlich über den See! —

Aber wir werden nicht fehlgreifen, wenn wir jene gehobene Stimmung, die auch in seiner Dichtung zu Tage tritt, neben den Einflüssen des günstigen Kuraufenthaltes, — jener ereignisreichen Begegnung in München zuschreiben, die ihre geistig befruchtenden und beglückenden Wirkungen noch lange ausgeübt hat.

Es war der Besuch Em. Geibels in München am 6. Juni 1860, der Adolphi an das Ziel seiner langgehegten Wünsche brachte und von ihm in ausführlicher Weise in seinen Reisetagebuchblättern beschrieben worden ist, denen wir nachstehenden Bericht in den Hauptsachen entnehmen. Der Dichter der „Juniuslieder“ und „Spätherbstblätter“ wohnte damals in der Karlstraße 39, in einem kleinen, hübschen grünumrankten Hause. Der geliebte Name an der Tür läßt das Herz des Besuchers höher pochen. Rasch drängt's ihn dem öffnenden Mädchen nach. Er ist, dem Zuge des ungeduldigen Herzens folgend, nach wenigen Schritten in der Arbeitsstube des Dichters, dessen anfangs überraschte und scheu befangene Art allmählich immer freier, freundlicher und herzlicher wird, nachdem der ungestüme Ankömmling sich ihm als ein warmer, nordischer Verehrer aus so weiter Ferne vorgestellt hat. — Das Eis der Zurückhaltung ist bald gebrochen. Bald sind beide in lebhaftem Gedankenaustausche über die Literatur. Nur der politischen Dichtung will Geibel keine echte poetische Berechtigung zuerkennen, „denn nur die Leidenschaft, nie aber der Ärger kann poetisch sein.“ Die ähnlichen Lebensschicksale, welche man sich mittheilt, bringen die durch eine unleugbare Seelenverwandtschaft Zusammengehörigen im Gespräche einander immer näher. Auch für Geibels Dichtung bedeutet der Tod seiner Uda bekanntlich einen neuen Abschnitt. Er bekennt es, daß ihm die mit diesem Ereignisse zusammenhängenden Tagebuchblätter zum Drucke eigentlich fast „abgepreßt“ worden wären, aber „das Heiligste noch zurück sei“, und daß man diese Gedichte seines Nachlasses wohl erst nach seinem Tode zu lesen bekommen werde. Der Besucher rühmt in seinen Aufzeichnungen „Auge und Stirn als das Charakteristischste, Edelste und Leuchtendste an ihm, ersteres tief und wahr und oft im milden Glanze aufstrahlend, letztere hoch, rein und frei, das Antlitz sonst etwas leidend und überdeckt von den Stürmen des Lebens.“ Als Adolphi von seiner Wiederverheirathung erzählt, fährt Geibel fort, ihm bleibe bei seinem gebrechlichen und kranken Körper nur übrig, auf ein solches Glück zu verzichten. Eine an ihn gefesselte Gefährtin müsse unter diesen Umständen zur Dulderin werden. Er sei genötigt, täglich einige Stunden im höchsten Grade leidend

zu verbringen und fühle sich daher an der Grenze des Irdischen. Man redet über „gemachte“ oder „erlebte“ Gedichte. Der bereits damals auf der Höhe seines Ruhmes stehende Liebling der deutschen Nation, der zu den am meisten gelesenen und aufgelegten deutschen Dichtern gehört, warnt dennoch vor dem Buchhandel und dem Geschäftlichen, das gegenwärtig mit der Lyrik nicht viel zu schaffen haben wolle. Auch mancher andere bereits anerkannte Dichter — er nennt beispielsweise Redwitz und Paul Heyse — müßte Dramen schreiben, um Erfolg zu haben. „Nur Dramatisches!“ rufe jetzt die in die Zukunft, in das Feld des Dramas strebende Welt. Am anderen Tage finden wir die beiden wieder zusammen. Adolphi ist durch die Erlaubnis beglückt, dem verehrten Meister einige seiner damals noch ungedruckten Produktionen vorlesen zu dürfen. Geibels Wohlwollen dichterischen Leistungen anderer gegenüber ist genugsam bekannt. Er hat auch hier neben berichtenden Fingerzeigen manches aufmunternde und anregende Wort, doch bleibt er der Ansicht, daß es mißlich sei, vor eine weitere Öffentlichkeit zu treten, wenn man nur die idealisierte Persönlichkeit des Lyrikers zu bieten habe. Für den engeren Kreis der Freunde und Heimatsgenossen liege die Sache allerdings anders. Da brauche man mit der Mitteilung des Schönen, das einem verliehen worden, — nicht zurückzuhalten. Ein Brief Geibels, welcher den von seiner Hand durchgesehenen Gedichten Adolphis beigelegt ist und diesen zwölf Tage nachher in Reichenhall erreicht, bleibt dem Empfänger für alle Zeiten eine teure Erinnerung an den Dichter. Wir entnehmen ihm folgende Stellen. „— — — — — Ich habe Ihre Gedichte zur größeren Hälfte durchgelesen und zwar alle mit lebhaftem Interesse, viele nicht ohne tiefe Bewegung, da Sie in ihrem Gesichte zugleich das meine aussprechen. Ihren Wunsch, in einer Auswahl derselben ein poetisches Bild Ihrer Individualität öffentlich aufzustellen, finde ich somit durchaus berechtigt. — — Am innigsten haben mir die Lieder Ihrer Trauer zugesagt, außerdem manche religiöse, patriotische und erotische Klänge. — — — Die Ballade „Wenden“ finde ich in ihrer glücklichen Mischung lyrischer und epischer Elemente schön gedacht und trefflich angelegt: was mich im einzelnen Aus-

druck nicht ganz befriedigen wollte, habe ich mir auch hier anzustreichen erlaubt. Und nun leben Sie wohl, verehrter Freund, und noch einmal Dank für das herzliche Vertrauen, das Sie mir schenkten und für die Freude, die mir durch die Bekanntschaft mit Ihnen und mit Ihrer Muse zuteil wurde. Mit freundschaftlichem Gruße. E. G. München, 30. Juni 1860.“

Erhöht wird der Wert dieser Sendung durch eine poetische Widmung des berühmten Lyrikers „Herrn Dr. A. Adolphi aus Livland zur freundlichen Erinnerung an München“, die Letzterem die Erfüllung einer persönlich geäußerten Bitte brachte, Geibel möge ihm einige Worte der Erinnerung, „die er recht aus dem Herzen und nur mir schreiben möchte“ — hinterlassen.

Es ist das tiefe und formensöhne Gedicht, das auch in der Gesamtausgabe der Werke Geibels seinen Platz gefunden hat und alle Vorzüge seiner edlen Muse an der Stirn trägt:

Du willst in meiner Seele lesen
Und still mein bestes Teil empfahn,
So sieh mein unvergänglich Wesen
Im Spiegel meiner Lieder an;
Ich bin die Weise, die dich rühret,
Ich bin das Wort, das zu dir spricht,
Der Hauch, den deine Seele spüret,
Ich bin's — und dennoch bin ichs nicht.
Denn sieh, noch oft mit heißem Ringen
Durch Schuld und Trübsal irrt mein Gang,
Doch drüber zieht auf reinen Schwingen
Die ew'ge Sehnsucht als Gesang.
So stürmt der Bach in dunklen Wogen
Zum Abgrund, drein er sich begräbt,
Indes der siebenfarb'ge Bogen
Verklärend überm Sturze schwebt.

Es war dieses Jahr so recht ein Höhepunkt im Leben des wieder zu frischer Arbeitskraft Genesenen. Die späteren Reisen haben diese Eindrücke nicht wieder überholt. Nach Durchsicht seiner Manuskripte trat er 1863 mit dem ersten Bande seiner Gedichte an die Öffentlichkeit, die in Leipzig gedruckt worden waren.

Jegor von Sivers, der selbst zu den baltischen Dichtern gehört, äußerte sich unter den heimatischen Beurteilern Adolphis am sympathischsten über das zartbesaitete Gemüt des Landsmanns, das auch ihn an Geibel erinnert.

Die Frische und den liebenswürdigen Humor hat er mit Reinick gemein, die Wärme und Natürlichkeit teilt er mit Böttger, in seinen besten Liedern streift er an den Schwung des großen Vaterlandsjägers Uhland.

Mittlerweile bildet sich die Angegriffenheit der Atemungsorgane, trotz erneuter Kurreisen, im Jahre 1866 zu einer Lungenentzündung aus, von der er sich nur langsam erholt. In die Schatten des Abends, die sich immer tiefer über sein Leben senken, fallen noch als freundliche Lichter die letzten freudigen Stunden, die ihm beschieden waren.

Die Mitfeier des 50 jährigen Jubiläums der Livonia ist sein letzter irdischer Genuß, den er sich freilich nur unter großer Schonung seiner Kräfte noch erlauben darf. Es erquickt ihn der Jubel aus tausend jungen Kehlen, die ihm seine Lieder singen und ihre Verehrung und Liebe bezeugen. An schönen Erinnerungen reicher kehrt er heim und faßt die ihn erfüllenden Gefühle in eins seiner letzten Gedichte zusammen, welches den Genossen seiner Studienjahre und ihrem hoffnungsreichen Nachwuchs gewidmet ist:

In dieser Jugend quillt der Saft
Der Eichenstämme dieses Landes;
Durch dich, du treue Landsmannschaft
Weht frischer Hauch des Ostseestrand.
Die Fahnen rauschen hochbegrüßt,
Mein Aug' vor Wonne überschießt,
Mir strömt durchs Herz das Lied der Lieder,
Denn „deutsche Worte hör ich wieder!“¹⁾

Im Herbst 1873 stirbt ihm auch die zweite Gattin, die auch er nur kurze Zeit überleben soll. Der Verlust beugt ihn tief. Er erkrankt an einem qualvollen Magenleiden und legt sich nach zwei Monaten auf das letzte Lager, das er nicht mehr verlassen durfte.

¹⁾ Aus „Jubiläum“ Poetischer Nachlaß. Riga. Bruger. 1877. S. 78.

Der treue Sohn, der von der Landesuniversität an das Krankenbett des Sterbenden geeilt ist und dem wir die Aufzeichnungen über seine letzten Stunden danken, hat sich, vom langen Nachtwachen ermüdet, zu kurzem Schlummer niedergelegt. Als er erwacht, erfährt er, daß in der Frühe des Morgens der Vater, ohne daß jemand in seiner Nähe war, — seinen letzten Atemzug getan. Es war der 17./29. April 1874. Am Grabe ruft ihm ein Freund in gebundener Rede den Abschiedsgruß nach. Zahlreiche Stadtbewohner geben ihm das letzte Trauergeleite und namentlich die ärmsten Klassen, denen er so oft der helfende Arzt und Berater gewesen, umstehen mit aufrichtigem Schmerz den Hügel, unter welchem ein warmer Menschenfreund ruht.

Bernehmen wir aus dem Munde eines dem Verstorbenen persönlich Bekannten¹⁾, welchen Eindruck die gewinnende Persönlichkeit des gemütvollen Dichters hinterließ, dem man es bald abfühlte, daß ein Mann von Herz einem gegenüberstand, der den Schwerpunkt seiner Lyrik mit Recht in die Liebe verlegte, die sein ganzes Wesen so harmonisch verklärte und sein Verhältnis zum Mitmenschen zeitlebens bestimmte. „Wer den ernstesten Mann mitten in der ermüdenden Berufsarbeit erblickt und ihm ins Auge geschaut hat, der wirds nicht leugnen: echte Dichteraugen waren es, diese eigentümlich tiefen, dunkelleuchtenden Blicke mit ihrem milden und warmen Glanz. Sie waren dieselben geblieben, als ich den Greis zum letzten Male im Jahre 1872 bei Gelegenheit des 50jährigen Jubiläums der Livonia in Dorpat wieder sah. Sein Antlitz glänzte und mit bewegter Stimme erzählte er davon, welche Freude und Ehre ihm diese Festzeit gebracht habe und wie seine Heimatgefänge es gewesen seien, die in den festlich geschmückten Hallen erklingen wären.“

Richtig charakterisiert der Dichter sich selbst nach dieser Seite des ethischen Gehalts seiner Lyrik, wenn es in der „Zueignung“ seiner Gedichte heißt:

„Ob hier ich singe, ob durch Länder streiche,
Ob Vaterland, ob Gott der Herr — mein Lied,

¹⁾ Aug. von Mickwitz. Nach dem oben erwähnten Manuscript.

Ernst oder Scherz die flücht'gen Stunden bringen:
Der Seele Grundton — muß in Liebe klingen!“ —

Nicht in der Weise mit den persönlichen Schicksalen des Dichters verflochten, wie die durchweg subjektive Lyrik, deren Proben wir darum auch mit dem Lebensbilde verwebt haben, — erscheint seine epische Dichtung, deren Balladen und Romanzen das Bild des vaterländischen Sängers vervollständigen. Es gelangen hier auch oft heimatische Sagen aus der livländischen Vergangenheit zur Bearbeitung. Wohl kommt auch der Humor, der dem Gelegenheitsdichter zu Gebote stand, namentlich im „humoristischen Intermezzo“ zu seinem Rechte, wo das baltische Familienleben manchen launigen und geschickt durchgeführten Stoff abgibt, — (die Mädchen hier zu Lande. Unverbesserlich. Die drei Reiche der Ehe, mit der hübschen naturgeschichtlichen Parallele), doch leistet der Dichter in seinen rein epischen Erzählungen, die ein stark tragischer Zug durchweht, hervorragenderes. Hier empfängt der Leser in manchem trefflich abgerundeten Bilde, wo Sage, Geschichte und Landschaft sich zu einem stimmungsvollen Ganzen vereinigen, einen charakteristischen Einblick in die merkwürdige nordische Welt an der Ostsee mit den verschlungenen Schicksalen ihrer Vergangenheit.

Die „wahren Geschichten“ — poetische Schilderungen mit spannender Pointe, wo die drastisch-lebendige Erzählergabe des Verfassers deutlich zu Tage tritt, — spielen meist in entfernteren innerrussischen Reichsgebieten, ohne daß ihnen eine speziell baltische Physiognomie aufgeprägt ist. (Das rote Taschentuch. Nur ein Junfer. Ein Nachtstück.) Der letzte Vorwurf führt uns sogar in die schauervollen Bergwerke Sibiriens. Der „Nachlaß“ dagegen behandelt in den 13 epischen Dichtungen, die aufgenommen sind, — sieben baltische Sagenstoffe oder Begebenheiten aus dem täglichen Leben der engsten Heimat. Wir werden in „Auf der Eisscholle“ zum lebendigen Miterleben bewogene Zeugen der ergreifenden Lebensrettung eines Bauern von der Küste Desjels, der nach viertägigen furchtbaren Seelen- und Körperqualen als der letzte Gerettete auf einer fast zertrümmerten Eisscholle an den Ufern Livlands landet. Die dichterische Lebendigkeit wirkt hier

packend. Nicht minder gelungen ist „Indul“, die umfangreichste erzählende Dichtung, die wir neben dem geistlichen Poem „Paulus“ aus der Feder Adolphis besitzen. —

Es werden uns die Heldentaten Induls von Amboten, des sagenberühmten kurischen Königs, seine Kämpfe gegen Ordensritter und Litthauer und die heiße Liebe zur schönen und frommen Arrja, der Tochter des Ordensmeisters, geschildert. Die Darstellung der Naturschönheiten ist knapp und poetisch, die Seelenkämpfe des durch den Einfluß der christlichen Braut den alten Göttern Johds und Perkuns innerlich bereits entfremdeten heidnischen Häuptlings fesseln und zeugen von bemerkenswertem Talent psychologischer Ausführuug. Mit einer Naturkatastrophe endet das Gedicht.

Wir sehen Indul im Widerstreit zwischen altem und neuem Glauben, im Konflikt zwischen Pflicht und Liebe untergehen.

„Und Indul, der Befreier, der sich zum Opfer bot,
fürs Vaterland gestorben ist er den schönen Tod.
Denn was er auch verbrochen und wie er auch gefehlt,
Er war von Heldenkühnheit und warmer Lieb' beseelt.
Er hat die Schuld, die große, durch seinen Tod gesühnt,
Und durch Ambotens Rettung — doch Arrjas Gott gedient.“ — —

„Der See von Koxfüll“, „Klauenstein“ und „Heiligensee“ behandeln livländische Lokalsagen. Von wirkungsvollster, eigentümlich melancholischer Schönheit und tief poetisch nach Form und Inhalt ist die letztere Dichtung, der ich vor allen Adolphischen Erzählungen den Preis zuerkennen möchte.

Wer in der Universitätsstadt im Embachtal seine Jünglingsjahre verbracht, wird es nicht veräußt haben, wenigstens einmal an den häufigen Ausflügen zum 50 Kilometer von Dorpat entfernten Heiligensee teilzunehmen. Hier vereinigen sich Kunst und Natur zu einem der stimmungsvollsten Landschaftsgebilde der nordischen Heimat. Schwarzerlen, Eschen und Fichten, Eichen und Birken, die im Herbst namentlich zauberhaft buntfarbig erglühenden Vogelbeerbäume (*pirus aucuparia*) und die rot-goldenen Eschen, Ahorn, Linden und Ulmen —, kurz der ganze Reichtum einer üppigen Laubvegetation verleiht der ruhig daliegenden Spiegel-

klaren Seengruppe mit ihren zahlreichen umbuschten Inseln und Inselchen ein elegisch träumerisches Gepräge. Von den Hügeln an den parkreichen Gestaden bieten sich die schönsten Ausblicke. Zu Füßen ruht immer wieder der herrliche See mit seinen sanft geschweiften Ufern und Buchten. Die blumenreichen Niederungen im Umkreise schütten ein Füllhorn livländischer Flora vor uns aus. Zu Ruhesitzen geformte Steinbänke, umwuchert von den violetten Blüten der üppigen Gudelrebe (*glechoma hederacea* L.), die uns den fehlenden baltischen Epheu ersetzt, — und von wildem Weinrosengebüsch umrannt (*rosa rubiginosa* L.), laden in der Hitze des Tages zum Ausruhen ein. Der Duft der weißen Waldhyazinthe, (*Platanthera bifolia*) die ihren würzigen Blütenstaub aus dem feuchten Dickicht zum Lichte streckt, der feine, säuerlich narkotische Duft des bescheidenen weißen Schattenblümchens (*majanthemum bifolium*) und der zahlreichen aromatischen *Pyrola*-Arten, von denen auch das einblütige Wintergrün (*pyrola uniflora*) mit seinem köstlichen Dufte verborgen im weichen Waldmoose schimmert und eine charakteristische Maiblume Liv- und Estlands ist, die liebliche *Linnaea borealis*, — die silberweißen Sterne der anmutigen Stellarien wechseln im Sommer mit den Frühlingsblumen ab, als deren erste uns der blaue Blütenkelch der heimischen Leberblume und des im Laubwalde häufigen duftenden Veilchens so wohlbekannt und von jeher mit dem Bilde unserer Landschaft innig verflochten erscheinen. Auf dem See begegnen uns zahlreiche Wasserpflanzen, vor allem der schneeige Kelch der vielbesungenen Wasserrose (*nymphaea alba*), die weiß-röthlichen, an der Basis violetten Blüten des Pfeilkrauts (*sagittaria sagittaeifolia*), die stacheligen Stiele des weißblühenden aloeartigen Wasserscheers (*stratiotes aloides*), das oft weite Strecken mit seinen bräunlich-grünen Blüten und dichten Ähren bedeckende, schwimmende Laichkraut (*potamogeton natans* L.), das Heer der Binjen, Wasserlilien und Sternblumen geben den Seeufern ein wildes fast urweltliches Ansehen und werden für den Naturforscher der Gegenstand besonderen Interesses, weil sie in Gemeinschaft mit dem oft fußdicken Gewebe von Sumpfpflanzen, Schilf und Riedgras (*carex vulpina* usw.) und einem dichtverfilzten, niedrigen Farrenkraut

(*aspidium Thelypteris*), mit Sumpfsmoos, Kranzbeerrantengeflecht (*oxycoccus palustris*) usw. die sogenannten „schwimmenden Inseln“ veranlassen, deren schon von altersher als Denkwürdigkeit dieser Seengruppe gedacht wird¹⁾. Aber seine lieblichsten Reize entfaltet dieses schöne Stück Heimaterde erst, wenn die helle, nordische Mittsommernacht sich über die schweigenden Gewässer senkt, und der gestirnte Himmel seine ewigen Lichter zu entzünden beginnt. Durch die lautlose Stille tönt der fernherüber hallende Ruf der Hüter, das Schwirren eines Käfers, das Plätschern eines Fisches im See. Das wohlbekannte und für die schwüle Julinacht so charakteristische, trauliche Knarren der im dichten Grase der Wiesen verborgenen Schnarrwachtel klingt melancholisch mit dem Rufe eines einsamen Käuzchens durch die Waldeinsamkeit. Nur der lodernde Schein eines Feuers, das auf den Inseln flammt, erhellt hie und da die mächtigen Baumstämme, über denen sich die dunklen Kronen leise im Nachtwind wiegen. Der Schrei eines Vogels, der aus dem Schlaf geweckt über die Wasserfläche huscht und ferne dumpfe Laute aus dem Felde, soweit, daß das Ohr nicht zu unterscheiden vermag, gehören sie der menschlichen Stimme an oder ist es der Ruf eines Tieres — bringen in dieses bezeichnende Landschaftsbild einen besonders anheimelnden, geheimnisvoll schwermütigen Zauber, zu dem der jubelnde Gesang und das laute Freudenjauchzen einer zechenden Studentengesellschaft hin und wieder in eigentümlichen Kontrast tritt, wenn hier auf laubgeschmückten Rähnen frohe Scharen von Insel zu Insel stoßen oder im Schutz der uralten Bäume, um ein Feuer gruppiert, unter Gläserklang das schöne Fest der Jugend feiern, das so berauschend und ungetrübt nur einmal im Mai seines Lebens dem Menschen geschenkt wird.

Unser Dichter hat mit sinniger Hand den landschaftlichen Stimmungsgehalt dieser einzigartigen Gegend zum Farbenhintergrund seiner in Versen ausgeführten Lokallegende genommen. Nach dieser sind die einzelnen Inseln Grabhügel, welche die in

¹⁾ Das Nähere in der interessanten Skizze von Dr. A. von Schrenck. Album Livl. Ansichten. Mitau 1866.

Tränen zerfließende Mutter, ein Riesenweib der Urzeit, — auf die im Kampf um die geliebte Heimat und ihre Freiheit gefallenen Helden söhne getürmt hat. Ihre Tränenwogen wollen auch noch im Tode die Geliebten schirmend umfassen und an den weichen Mutterbusen drücken.

Und wie die erste Träne quillt, löst sich der starre Schmerz,
Ein stiller Friede kommt auf dich, du armes Mutterherz. — — —
Und über Wange und Gewand die Tränen strömen frei,
Sie strömen hinab ins grüne Tal und fließen immer neu. —

Bis daß zerronnen ganz und gar das Weib und all die Not,
Und Mutterliebe und Mutterschmerz gefunden den Trärentod.
Fünf Inseln hoch im Heiligensee umwallt die blaue Flut,
Das Kind, umfaßt von Mutterlieb, noch süß im Grabe ruht. —

Es bleibt uns noch der letzte Abschnitt Adolphischer Enrie,
die geistliche Dichtung, über welche hier noch einige Worte folgen
mögen. Es öffnet sich hier ein Blick in ein frommes, gottergebenes
Herz, das im „Nachtgebet“ höher als seine Lieder zum Preise
Gottes — ein gläubiges Gebet stellt.

Hab Psalmen dir und Lieder
Zum Opfer nicht gebracht,
Doch werf' ich, Herr, mich nieder
Vor dir in stiller Nacht.
Du Forscher aller Dinge
Weißt, wie es in mir steht:
Was ich dir einzig bringe
Ist gläubiges Gebet! — — —

Zur Bedeutung eines Selbsterkenntnisses erhebt sich das ge-
haltvolle Gedicht: „Ich suchte und ich fand,“ wo der Sänger sein
Suchen nach Licht, Wahrheit und Liebe schildert.

Die Lorbeerhaine und Marmortempel Griechenlands, die
göttergleichen Helden Homers erweisen sich nur als wesensloser
Traum der Phantasie,

Der durch seine schönen Formen wohl ein junges Herz gewann,
Doch dem ganzen, weiten Leben nimmer Leuchte werden kann.

Auch die Natur bietet ihm in ihren Blumen und Sternen keinen Trost. Was nur nach unbewußten Gesezen lebt und wirkt, bereichert wohl das Wissen, schafft aber der liebebedürftigen Seele kein Genügen. Sein Blick richtet sich zum Himmelszelt.

Schließen dort die vielen Lichter nicht den Quell des Lichtes ein? —
Wo so Vieles ist geschaffen, muß doch wohl ein Schöpfer sein!

Beim kleinen Glämmchen der Studier- und Krankenstube in stiller Mitternacht fällt

Der Schein der Lampe auf ein altes, schwarzes Buch,
Das ich ahnend — staunend — brünstig auf und wieder auf dann schlug, —
Und da stand in Flammenlettern: Bethlehem und Golgatha!
Und ich fand das Kreuz errichtet in des Lichtes Gloria. —

Aus der „Trias“ der auf dem Tabor im Glanze der Berklärung erscheinenden Gestalten, die unter anderem besungen werden, berührt das Moses-Gedicht am kraftvollsten und ist in ihm die Situation am meisten poetisch erfaßt, während die Geschichte des „Elias“ zu doktrinär und trocken behandelt wird. Im allgemeinen herrscht in der religiösen Poesie zu sehr die Reflexion vor. Die Diktion krankt am Fehler der meisten religiösen Lyrik, jener matten Blässe und Farblosigkeit in der Erfindung (Osterglocken, Pfingstboten, Weihnachtskind, Davidslieder usw.) oder es muß die breite Umschreibung biblischer Vorgänge, die in ihrer Art oft von größerer poetischer Ursprünglichkeit sind als ihre Nachahmung, den Mangel an wirklicher dichterischer Inspiration ersetzen helfen. (Stephanus, Elias, Vaterunser usw.)

Den gleichen Charakter trägt auch die 11 Seiten lange monologische Dichtung „Paulus“¹⁾, welche reich an ermüdenden Längen, es im Grunde kaum über eine Paraphrase der Apostelgeschichte und einzelner Stellen aus paulinischen Briefen (namentlich 1. Cor. 13) bringt und keineswegs in originaler, psychologisch tieferer oder überhaupt irgend wie selbständigerer Erfassung des interessanten Vorwurfs ein Bild des großen Apostels zu geben

¹⁾ Mitteilungen und Nachrichten. Riga. Jonck & Poliewsky 1889, Bd. 45. Juni—Juliheft. In den gedruckten Gedichtbüchern A's fehlt dieser epische Monolog.

vermag, wie er uns in einem, sein ganzes bisheriges Leben überblickenden Selbstgespräche in der letzten Nacht vor seiner Hinrichtung entgegentritt.

„Noch eine Nacht, wie bald ist sie entflohn!
Und wenn der Morgen leuchtet, leuchtet mir
Die Sonne, welche nimmer untergeht,
Weil Paulus dann vor deinen Antlitz steht.“ —

Es scheint das gewaltige epische Fragment „Judas Ischarioth“ von Geibel dem Dichter vorgekwebt und ihn zu einer ähnlichen Charakterstudie auf Grund der biblischen Nachrichten angeregt zu haben. Doch erreicht er dieses Vorbild, das durch seine meisterhafte psychologische Begründung bei aller Freiheit gegenüber der geschichtlichen Tradition, imponiert, — nicht im entferntesten. —

Wir haben den Dichter durch sein Leben und Wirken begleitet, sein liebenswürdiges Talent, namentlich auf dem Gebiete der Liebeslyrik die ihm eigentümlichsten Töne erklingen lassen, und an seiner warmen Heimatliebe unsere Freude gehabt. Vor allem bemüht, seine Dichtung als Produkt ihrer baltischen Heimat aus ihrer Landschaft, den eigentümlich patriarchalischen, sozialen Verhältnissen jenes Livlands der 50er Jahre heraus zu verstehen, zogen wir auch Sage und Geschichte der baltischen Vergangenheit heran, um einem weiteren Leserkreise ihr Verständnis näher zu bringen, dem baltisch-deutsche Art vielleicht noch fremd und unbekannt geblieben ist.

Es liegt in der Natur der engen politischen Verhältnisse des Ostseegebietes, wo alles leicht nur aus dem Gesichtswinkel eines rein persönlichen Interesses beurteilt wird, — daß ein Dichter von bedeutenderem Talente auf dieser kleinen Scholle mit ihrem durch mannigfache äußere Verhältnisse ungünstig beeinflussten, nur relativem Geistesleben, sich schwer zu entwickeln vermag. Es kommt hinzu, daß der Lyriker als solcher von vornherein bloß auf einen beschränkteren Leserkreis rechnen darf als der Dramatiker oder gar Romanschriftsteller. Auch zeichnet sich der niedersächsischen Volksstamm, durch den die Kolonisation des baltischen Gebietes erfolgte, — durch seine mehr nüchtern praktische

Anlage aus und besitzt eine geringere Empfänglichkeit für die Dichtung. —

Das bedeutendste dichterische Talent, das bisher den Ostseeprovinzen entstammte, ist Th. Hermann Pantenius, dessen großartig lebenswahre und charaktervolle Romane bereits bekanntlich in einer Gesamtausgabe vorliegen. Hier quillt der starke und urkräftige Duft der heimatlichen Scholle, und treten uns scharf und originell gezeichnete Menschen entgegen, welche wir Balten als Fleisch von unserem Fleisch anerkennen. Sie werden in besonders plastischer Weise auch deutschen Lesern jenseits der Memel baltisches Geistes- und Gemütsleben vorführen können, das diese als urdeutsch nachempfinden müssen. Wenn an die Bedeutung von Pantenius sein Wendenscher Landsmann auch keineswegs heranreicht, so kann doch auch das bescheidenere Talent beanspruchen, als ein Typus seiner Zeit und seines Landes angesehen und aus der Enge seiner „kleinen dürftigen Scholle“ heraus verstanden zu werden, die er so sehr geliebt.

Ist anspruchslose Lieblichkeit der hervorsteckende Reiz der baltischen Naturgenie, welcher die mächtige Erhabenheit des Gebirges abgeht, so sorgen doch dichte Fichtenwälder, weite Wiesen, blaue Seen und bebautes fruchtbares Land, die Pracht der heimischen Birke, die Deutschland fremd ist, Heiden und Moore mit ihrem schwermütigen Zauber und das ewige Meer, das die malerischen und felsigen Nordküsten umspült, ein Reichthum prächtiger Blumen, Beeren und Pilze, um den wir beneidet werden könnten, — und vor allem der unbeschreibliche Liebreiz des nordischen Frühlings, — wahrlich zahlreiche Schätze der Natur und Schönheit in reicher Fülle dafür, daß auch ein Dichter, der nicht grade zu den ersten gehört, es verdient, die Aufmerksamkeit seiner Leser zu fesseln, wenn er es unternimmt, uns ein Bild seiner Heimat zu entwerfen. So gewiß jene Zeiten wohl für immer dahin sind mit ihrer beschaulichen Abgeschlossenheit, der Enge ihres politischen Horizontes und dem etwas unklaren pangermanischen Idealismus wie er auch aus manchen Liedern Adolphis als Ausdruck seiner Zeit uns entgegenweht, — als das bezeichnendste Talent jenes Livlands unter Kaiser Alexander II.

beansprucht der Wendensche Dichter mehr als andere zeitgenössische Poeten aus der sog. „Vor-Reformepoche“ mit ihren unwälzenden Reorganisationen das Ansehen eines echt vaterländischen Sängers, der ein Repräsentant des Fühlens und Denkens seiner Zeit war.

In der „Jata Morgana an der Ostsee“ schaut er drei edle Frauengestalten neben einander stehen, „die Herrlichste, die Schönste in der Mitte,“ das Haupt geschmückt mit dem grünen Eichenkranze der eigenen Bergeswälder, umgeben von den starken Burgen der Vergangenheit, umrauscht vom Festgeläute ihrer herrlichen Dome, den Busen mit Narben geziert, — das ist Livland, wie es seines Sängers begeistertes Auge schaut. Aber nicht wie das von Trübsal und Kummer gebeugte edle Weib dort am Denkmal zu Worms, das trauernde Magdeburg, steht Livland da, sondern

Umbraust von der Ostsee freudiger Flut

Steht sie umlodert von Morgenglut:

Durch Nacht zum Licht! zur Freude aus den Schmerzen!

Möchte die fromme Hoffnung des vollendeten Dichters, der die veränderten Zeiten nicht mehr erleben sollte, auch in einem anderen Sinne, als er es gewiß gedacht, sich doch zum Segen seiner Heimat verwirklichen! — —





Der Zaungast der Freude.

Eine Weihnachtsgeschichte.

Von

Helene Heckerle - Berlin.

Die Leute nannten ihn den „Storch“, weil er besonders lange Beine und eine seltsam gespreizte, gewissermaßen pathetische Gangart hatte, — er selbst jedoch nannte sich den „Zaungast der Freude“, weil er einsam war und sich von den Freuden seiner Mitmenschen zu nähren pflegte. Er hatte eine tiefe, zärtliche, beinahe abenteuerliche Liebe zur Freude und trachtete, — wo immer sich ihm nur Gelegenheit bot, — einen Schimmer ihrer Lichtgestalt zu erhaschen. Zu diesem Zweck stand er unter den Fenstern niedriger Häuser, drückte sich in den Schatten dunkler Hecken, suchte die Nähe von Kinderspielflächen und Schulhöfen, wagte sich in das Gedränge belebter Straßen und bisweilen sogar in die gefahrdrohende Atmosphäre heißer Konzertsäle.

Seine Liebe zur Freude war ebenso vielseitig, wie sie tief gegründet und zäh war. Sie fand sowohl in der stilgerechten Wiedergabe einer Beethovenschen Sonate, als in dem kraftfrohen Gesang der Schuljugend Befriedigung; sie ergötzte sich an den geistreichen Gesprächen reifer Männer ebenso sehr, wie an dem

törichtem Geplauder junger Liebesleute; sie weidete sich an dem Anblick eines schönen Gesichtes und berauschte sich geradezu an dem Lärm froher Kinderstimmen.

Es gab hundert Quellen für sein dürstendes Gemüt, — aber immer war es der Mensch, bei dem er die Freude suchte.

Die lachenden Wiesen seiner Heimat, die hüpfenden Bäche, die tanzenden Sonnenschatten und die segelnden Wolken weckten nie die Freude in ihm.

Vielleicht hatte sich für ihn, den stets einsam Genießenden, diese gewohnte heitere Natur zum Spiegelbilde seines Gemütes gewandelt? Vielleicht sah er über den grünen Wiesen den Schleier seiner Resignation, in den segelnden Wolken die Unrast seiner suchenden Seele, in dem zitternd ungewissen Spiel der Sonnenschatten das Bild seines visionären Glückes, vielleicht hörte er in dem einförmigen Murmeln des Baches die geheime Klage seiner Einsamkeit? Er suchte die Freude der Menschen, — aber die Menschen selbst mied er. Und das war der Grundfehler seines Daseins gewesen von Anfang an: er hatte Freude genießen wollen, ohne einen Einsatz zu wagen!

So hatte er es gehalten, als sein glattes, graues Haar noch fest und braun emporgestrebt war, als seine langen Beine noch kurz, und seine hagere Gestalt noch rund gewesen waren.

Mit seinem Spielzeug hinter dem Rücken hatte er bei den Gruppen gemeinsam spielender Kinder gestanden. Er hatte sich an den Erregungen und Spannungen ihres Spiels berauscht, aber er selbst war nicht mit seiner Person und seinem Besitz eingetreten.

Und so war es geblieben, als die ersten langen Hosen und die ersten Zigaretten-Versuche in sein Leben getreten waren. Wenn im Park Konzert gewesen war, und die anderen ihre langen Hosen und ihre goldumränderten Mützen der Welt gezeigt hatten, dann hatte er es vorgezogen — den geschenkten Eintrittsgroschen in der Tasche — vom Zaun aus zuzusehen. War es Geiz, war es Schüchternheit gewesen?

Er hatte es lieber darauf ankommen lassen, vom Wächter fortgetrieben zu werden, als den Eintritt zu riskieren

Mit den Jahren war dann eine gewisse Scham gekommen. Es hatte doch etwas Peinliches, sich von einem ungebildeten Mann fortjagen zu lassen, wenn man Plato und Sokrates las und politische Ansichten hatte. Man ging dann doch lieber so wie von ungefähr in der Nähe des Festplatzes spazieren, man „tat so“, als ob man sich aus diesen leichten Freuden nichts machte, und man schlürfte sie aus der Entfernung begierig mit.

Es ist immer gefährlich, „so zu tun“ Dabei kam denn auch heraus, daß Peter Andreas Kniggeström sich um sein Glück betrog. Er „tat“ auch wieder so, als ob er über all' dieses heimliche Blicketauschen, dieses zärtliche Winken und Grüßen der Jugend unendlich erhaben wäre — und er fuhr fort „so zu tun“, als die Liebe sich, ungeachtet seines verächtlichen Gebarens, großmütig dennoch zu ihm herabließ. „Zusehen und abwarten“, sagte er sich. War es etwa ein Vorzug, jahrelang mit dem Verlobungsring am Finger umherzugehen und sich vor der Zeit mit Sorgenlasten zu beschweren?!

Inzwischen fand sich ein Freund, der den Ring und die Sorgenlasten auf sich nahm, — und Peter Andreas wurde wieder Zaungast. Er durfte das Kosen und Küssen, das Lachen und Tändeln aus nächster Nähe mit ansehen, ohne den geringsten Einsatz zu opfern. Damals fand er zuerst, daß das Zusehen seine Bitternis hatte, — und wurde nachdenklich. Aber er schob die Schuld auf das Schicksal und „die anderen“, und begann seine Freuden ferne von den Menschen zu suchen.

Seine Ungebundenheit nutzend, zog er in der Welt umher. Er sah viel, lernte viel, erwarb viel — und erlebte nichts. Ein alter, einsamer Sonderling kehrte er in seine Vaterstadt zurück.

Hier setzte er sich hin und schrieb Bücher. Er ward der richtige Sprichwort-Gelehrte: er merkte nicht, daß Frost und Hitze, Saat und Ernte nicht aufhörten, er sprach wenig mit den anderen Menschen und viel mit sich selbst, er ging unentwegt mit aufgeflepptem Mantelkragen und zu Boden gesenktem Blick einher, und er bemerkte die Menschen nur, wenn sie ihn mit lauter Stimme grüßten. Dann wandte er sich mit einer fast erschrockenen Hast zu ihnen um, zog die Mütze vom weißen Haar und sagte

in einem um Vergebung bittenden, wehmütig-innigen Ton: „Guten Abend“, ohne Rücksicht darauf, welchen Standpunkt die Sonne zu der betreffenden Zeit gerade einnahm.

Seine feindselige Verachtung der Menschheit hatte sich in den langen Wanderjahren gelegt. Eine wehmutsvolle Milde war jetzt in seinem Gemüt, das sich — der angeborenen Neigung folgend — wieder lichtdurstig jedem Freudenschimmer zuwandte.

Dieser Durst nach Freude steigerte sich bei Peter Andreas Kniggeström, je älter er wurde. — Mit der Zeit forderte er es gewissermaßen als sein gutes Recht, als Zaungast der Freude zugelassen zu werden. Es arbeitete sich bei ihm die Überzeugung heraus, daß jene Menschen, die das kostbare Gut der Freude, in dieser oder jener Gestalt in Händen hielten, die heilige Pflicht hatten, ihn, Peter Andreas Kniggeström, zum Mitgenießenden derselben zu machen.

Verdroffen durch die mancherlei äußeren Hindernisse, die sich solchem Genießen in den Weg stellten, träumte er von aufgeklärteren Zeiten, in denen all' die unsinnigen Schranken gesellschaftlicher Konvention und Reserve fallen würden, in denen ein freudedurstiger, feinsinniger Mensch, wie er, das selbstverständliche Recht genießen würde, sich überall mit an die Tafel der Freude zu setzen, seinen Durst zu löschen und dann — unbeschwert von jeglichen Pflichten der Rücksicht — aufzustehen und seine Straße weiter zu ziehen.

Er lebte sich dermaßen in diese Utopien hinein, daß er sie nach und nach — sich selbst kaum bewußt — in die Wirklichkeit zu übertragen begann.

Lochte ihn der Klang eines Musikstückes, so folgte er anstandslos dem Drange seines Gemütes. Er öffnete die Thür, trat in das betreffende Haus ein und nahm auf dem ersten besten Stuhl, der sich ihm darbot, Platz. Die Füße weit von sich gestreckt, den Kopf in die Hände gestützt, saß er in andächtiges, entzücktes Lauschen verloren da — plötzlich fuhr er dann empor, klappte seinen Mantelkragen sorgfältig wieder auf und verließ, ohne seine „erhabene“ Stimmung durch ein Dankeswort zu beeinträchtigen, stumm wie er gekommen, das Haus. Er war

sehr ungehalten, wenn der jeweilige Spender der Freude durch sein plötzliches Erscheinen verblüfft innehielt, erstaunt dreinblickte, oder gar ein Wort der Frage wagte. Voller Verachtung wandte er alsdann solchem „Schänder der Freude“, solchem „Barbaren des Gemütes“ den Rücken, um nie wieder die Schwelle des Verständnislosen zu betreten. Mit der Zeit lernte er die ganze Einwohnerschaft seiner kleinen Vaterstadt so nach ihrer gröbereren oder feineren Gemütsbeschaffenheit unterscheiden. Er sichtigte streng und gestand nur jenen schweigend Begreifenden den Vorzug, „Menschen“ zu sein, zu. —

Die beste Zeit im Jahr aber, die Zeit, in der die profane Wirklichkeit den Träumen des graubärtigen Sonderlings am nächsten kam, war Weihnachten. Dieses Fest der Freude hatte für Peter Andreas Kniggeström etwas berauschendes. Dann brauchte er der Freude nicht heimlich nachzuspüren, brauchte sie nicht mit Anstrengungen zu erkaufen, nicht mit List und Gewalt an sich zu bringen — dann warf er sich ihr gleichsam freiwillig in die Arme. — Wie ein mächtiger, alle Hindernisse hinwegschwemmender Strom flutete sie ihm von allen Seiten entgegen.

Was waren da die mißgünstigen, starren Wände der Häuser, was waren da die Schranken der Konvention und Reserve?! Die Freude flutete unaufhaltsam über diese Dämme hinaus, — hinaus auf die Straßen, auf die Plätze, in die Läden. Wo man hinsah, glommen Freundefunken, — sie flogen hinüber und herüber, entzündeten sich aneinander zu Flammen. Peter Andreas Kniggeström vergaß dann fast, daß er nur Zaungast war, er hatte das Gefühl, als ob er in dieser Zeit des Jahres Mitbesitzer der Freude wäre, und dieses Gefühl befriedigte ihn so vollkommen, daß er nie das Bedürfnis empfand, sich in der geringsten Weise spendend und beglückend zu betätigen.

Mit leeren Händen und langsamen Schritten bewegte er sich unter der hastenden, mit Paketen beladenen Menschheit — einen Ausdruck entzückten Horchens in den Augen, ein mildes Lächeln der Wehmut auf den Lippen.

Der höchste Genuß aber begann für ihn, wenn die Straßen

dunkel und die Häuser hell wurden, und jene große, geheimnisvolle Freude der Weihnacht gleichsam die Luft zu erfüllen schien. Dann machte der alte Kniggeström seinen langen, einsamen Spaziergang „durch die Gefilde der Freude“

Wie er die Leute achtete, die niedrige Fenster, keine Läden und keine dichten Vorhänge hatten! Da diese Vorzüge meist mit einem gewissen Mangel an Geld in Zusammenhang standen, so waren es an diesem Abend zumeist Minderbegüterte, von deren Freude Peter Andreas Kniggeström sich nährte. — —

Vor einem solchen Hause geschah es an einem Weihnachtsabend — der Schnee krachte im Frost, und der Wind war scharf wie Nadelstich — daß der alte Träumer, dem Drange seines Gemütes folgend, die Hindernisse der Konvention beiseite stieß, die Tür aufdrückte und sich als stummer Zuschauer der Festesfreude zugesellte. Da er sich bescheiden im dunklen Vorraum zurückhielt, wurde er vorläufig von niemandem bemerkt. Mit aufgeklapptem Pelzfragen und zusammengefrorenem Bart stand er da in einer Ecke und „sah zu“.

Es war ein Bild, wie es sich wohl zu hunderten an diesem Abend darbietet: eine sonntäglich gepuzte Stube, sonntäglich gepuzte Menschen, ein gepuzter Baum, flackernde Kerzen, strahlende Kinder — vielleicht etwas mehr Kinder, als in den meisten Fällen — und ein ungeheurer Freudelärm! Man unterschied nicht einzelne Worte, nicht verschiedene Stimmen — es war, als ob eine einzige mächtige, mehr und mehr anschwellende Stimme der Freude sprach.

Ohne daß er es wußte, rückte Peter Andreas in seinem eifrigen Genießen immer weiter vor, — und schließlich tauchte seine dunkle Gestalt im Lichtkreise der Feststube auf. Eines von den Kindern bemerkte ihn zuerst. Da es seine Seele nicht ganz frei von Schuld und Fehle fühlte, flüchtete es schreiend zur Mutter und verbarg sein Antlitz vor dem „bösen Knecht Rupprecht.“ Die Mutter, eine hübsche, blasser Frau, ward sehr verlegen.

Sie hatte diesen Herrn öfter auf der Straße gesehen und wußte, daß man ihn „den Storch“ nannte. Da sie sich des Spottnamens schämte, mochte sie um keinen Preis zeigen, daß sie ihn kannte. „Mit wem hab' ich die Ehre?“ fragte sie darum sehr

artig und mit einem flüchtigen Erröten, während sie sich verstoßen mühte, die glatte Schürze aus den Händen des Kindes zu lösen.

Peter Andreas war in seiner mild sarkastischen Stimmung. „Die Ehre — die Ehre,“ wiederholte er in nachdenklichem Ton, so als ob die Frage der Frau ihm das größte Kopfzerbrechen verursachte — „die Ehre, gute Frau — nun ein Zaungast!“ Er lachte sein mildwehmütiges Lachen, ging weiter in die Stube hinein und setzte sich. Da die Frau nicht wußte, was sie mit dem wunderlichen Kauz beginnen sollte, befahl sie den Kindern, den Vater zu holen. Der ganze Troß entfernte sich mit Getrappel und kehrte, einen großen, gutmütig aussehenden Mann mit sich führend, zurück.

„Vater“, sagte sie — „hier ist Herr Zaungast!“ und dabei machte sie eine Bewegung, die dem Gast anzeigen sollte, daß sie nun alle weiteren Verhandlungen vertrauensvoll in die Hände ihres Mannes legte. Peter Andreas richtete den Kopf auf, sah die Frau betroffen an und stutzte. Merkwürdig, wie dieser Name, den er für sich selbst erdichtet hatte, im Munde eines andern klang! Er schüttelte den Kopf und lachte leise und etwas beunruhigt vor sich hin.

„Zaungast“, wiederholte er, „Zaungast“ so als ob die Frau ihm etwas ganz Neues gesagt hätte.

Den guten Leuten in der Weihnachtsstube wurde unheimlich zu Mut mit ihrem seltsamen Gast. Sie hatten immer schon so etwas gehört, als ob es mit „dem Storch“ nicht ganz richtig wäre. Die Frau stieß den Mann an, daß er reden sollte, der Mann stieß die Frau an. Endlich fiel dem Mann ein, daß er seines Zeichens Schuster war, und daß der Herr Zaungast um ein Paar Stiefel gekommen sein mochte, — so seltsam ihm auch die Zeit hierzu gewählt schien. Er warf somit einen raschen, prüfenden Blick auf die Füße des Gastes, verneigte sich mit einiger Plötzlichkeit und fragte: „Womit kann ich dienen? Sollen es ganze Stiefel sein oder bloß Sohlen?“

Hierauf wurde nun Peter Andreas seinerseits ratlos. Er sah den Schuster mit einem verwirrten, hilflosen Blick an, griff

sich an die Stirn und fragte, wie aus tiefem Traum erwachend: „Stiefel?!“ In der Seele der Frau stieg plötzlich Mitleid mit dem seltsamen, alten Mann auf. Sie sah seinen hilflosen Blick und drängte ihren Mann ein wenig beiseite.

„Vielleicht wollte der Herr sich nur etwas erwärmen,“ sagte sie mit feinem Takt. „Draußen friert einem der Atem im Munde!“

Peter Andreas sah sie mit einem seiner tiefen, nachdenklichen Blicke an. In seinen Augen glomm etwas wie Dankbarkeit für dieses Begreifen auf.

„Ja, liebe Frau,“ sagte er innig, „ganz recht, ganz recht!“

Damit lehnte er sich erleichtert in den Stuhl zurück, schlug die Arme übereinander und versenkte sich in den Anblick der fröhlich flimmernden Kerzen. — Dann wandte er sich plötzlich zu den Kindern, die neugierig und verstört um den Fremden herumstanden. „Nun geht und freut Euch weiter!“ befahl er den Staunenden.

Die Kinder entfernten sich zögernd und begannen leise miteinander flüsternd, ihre Geschenke aufs Neue zu betrachten.

Schüchtern brachte die Frau dem Gast eine Tasse Kaffee „zum Erwärmen“ Obgleich Peter Andreas noch nie in seinem Leben so schlechten Kaffee gerochen hatte, trank er ihn doch. Er stellte auch die Füße auf die warme Krufe, die die Frau ihm mit derselben schweigsamen, spröden Freundlichkeit brachte, und er empfand es außerordentlich wohlthuend, der Gegenstand solcher fürsorglichen Bemühungen zu sein. Nach und nach vergaßen die Kinder die Anwesenheit des Fremden und gerieten wieder in den vorigen Freudelärm. Peter Andreas wurde es so warm, daß er die Mütze abnahm und den Pelz auszog. Mit steifen, vorsichtigen Schritten gesellte er sich den Kindern zu, besah mit unendlicher Gründlichkeit jedes Spielzeug und hörte mit gewissenhafter Aufmerksamkeit die Erzählungen der Kinder an. — Als der älteste Junge gewahr wurde, daß der Fremde der einzige Unbeschenkte in der Stube war, ergiff er nach langer, sorgfältiger Wahl einen seiner Äpfel und händigte ihn dem Gast ein. Sofort folgte die ganze Schar seinem Beispiel — bis herab auf das Jüngste, das unsicher tappenden Schrittes auf den alten Mann lossteuerte. So

stand Peter Andreas Kniggeström plötzlich mit sieben Äpfeln beschenkt, gerührt und hilflos inmitten der jubelnden Kinder. Mit praktischem Sinn half ihm der Junge die Schätze in den Rocktaschen bergen, also daß des alten Kniggeströms hagere Gestalt seltsam verbeult und angeschwollen erschien.

Peter Andreas aber fühlte, daß mit dieser kindlichen Bescherung für ihn der Höhepunkt der „Stimmung“ erreicht war. Er ergriff mit unvermittelter Plötzlichkeit seinen Pelz, schnallte seinen Gurt um und schickte sich zum Gehen an.

In rasch entflammter Freundschaft umdrängten ihn die Kinder. „Nun, und morgen,“ sagte der älteste Junge, der die rechtschaffenen Augen seines Vaters hatte und streng auf Ordnung und Recht hielt „morgen kommen wir Deinen Baum besuchen, und dann schenkst Du uns etwas!“

Peter Andreas war so betroffen, daß er buchstäblich zurückfuhr „Und morgen kommen wir Deinen Baum besuchen, und Du schenkst uns etwas!“ wiederholte der ganze Chor mit schwellender Stärke. Verlegen beschwichtigte die Mutter die drängenden Kinder. Peter Andreas entwich in seiner Verblüffung ohne Abschied und ohne Dank. Auf die Straße noch tönte ihm der Chor der Kinder nach „Und morgen kommen wir zu Dir“

„Zu Dir, zu Dir!“ wiederholte Peter Andreas, während er sich von dem gastlichen Hause entfernte. Er war wahrhaft erschüttert durch diese unerhörte Zumutung. Wie kam dieser Junge mit den rechtschaffenen Augen überhaupt nur auf solch einen Gedanken?! Peter Andreas blieb mitten auf der Straße stehen, hob die Hände zum Himmel auf und sagte laut: „Zu mir — zu mir!“ Und dann setzte er sich kopfschüttelnd und gedämpft auflachend wieder in Bewegung, um nach wenigen Schritten aufs Neue stehen zu bleiben und vor sich hinzumurmeln: „Zu mir!“ So mit Stehenbleiben und Vorwärtsstolpern kam er langsam bis an sein Haus, das am Ende der Stadt — dunkel und verschlossen, wie ein trübes Geheimnis dalag.

Und als er vor seinem Schreibtisch saß und die geschenkten Äpfel mit der ihm eigenen Umständlichkeit alle nebeneinander in

seinem Schubfach aufstellte, fiel ihm wieder die Forderung des kleinen Jungen ein, und er geriet in angestregtes, beinahe aufgeregtes Nachsinnen.

Hatte dieser Junge ein Recht, das von ihm zu fordern?! Mit mathematischer Genauigkeit wog er Gründe und Gegen Gründe — er wog mit ungeübter Hand zum erstenmal auf der Wage der Gegenseitigkeit, die das Kind des Schusters mit festem Griff in sein Leben hineingestellt hatte

Und als die Weihnacht sich ihrem Ende entgegen neigte, holte er, beklommen aufseufzend, einen Briefbogen aus dem Schubfach hervor, setzte die Brille auf und schrieb mit hohen, steilen Buchstaben, die die seltsame Gangart seiner FüÙe zu haben schienen:

„Ich bitte die werte Familie“ — (hier versagte ihm sein Gedächtnis, und er half sich mit drei sorgfältig ausgearbeiteten, zierlichen Sternen) „sich morgen um 4¹/₂ Uhr meinen Weihnachtsbaum ansehen zu wollen.

Mit vorzüglicher Hochachtung

P. A. Kniggeström

Dr. phil.

Langestr. Nr. 1, zu ebener Erde.“

Darauf begab er sich erleichtert zur Ruhe

Mit 69 Jahren hatte Peter Andreas Kniggeström seinen ersten Einsatz riskiert — — —



Gedicht.

Von
Hermann Hesse.

Allein.

Es führen über die Erde
Straßen und Wege viel,
Aber alle haben
Dasselbe Ziel.

Du kannst reiten und fahren
Zu zweien und zu drei'n;
Den letzten Weg mußt du
Gehen allein.

Drum ist kein Wissen
Noch Können so gut,
Als daß man alles Schwere
Alleine tut.



Gedicht.

Von

Carl Hunnius.

Im Bann der kurzen Tage.

O freudenarme Zeit, da uns die Sonne flieht,
Die Waldesblume schläft und schweigt das Vogellied, —
Duffloser Chrysanthenen kalter Sternenreigen
Uns nur im Glashauss grüßt mit stillem Blütenneigen.
Tief unter Schnee und Eis im dürrn Laub und Moose
Knospt schon am Waldesquell, vom Frosteshauch erstarrt,
Die auf das heil'ge Wunder ihrer Blüte harrt,
Aus keuschem Reif geboren spät die Weihnachtsrose.
Das erste Schneelicht schon gibt hellen Dämmerchein,
Die Sterne blitzen Nachts ins dunkle Kämmerlein,
Adventserwartung weht geheimnisvoll durchs Zimmer —
Das ist die stille Zeit, wo an der Lampe Schimmer
Um warmen, deutschen Herd der Freundeskreis sich scharf —
Und sich des Herzens inn'rer Reichtum offenbart.





Julius von Slever.

Von

Dr. phil. Carl Erich Gleye-Dresden.

„Kunst ist ein Stück Natur, für das
der Künstler ein Stück Seele eintauscht.“

Als ich vor mehreren Jahren nach längerem Aufenthalte im Innern des russischen Reiches wieder in der baltischen Heimat weilte, wagte ich den Versuch zu einem ganz bestimmten Zwecke in großen Zügen eine baltische Kulturgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts zu entwerfen. Ganz besonders reizvoll und lohnend schien es mir zu sein, die Bilanz all der Fern- und Einwirkungen zu ziehen, welche wir Balten im Laufe des neunzehnten Jahrhunderts auf das russische Reich ausgeübt haben und das zu buchen, was unsere Heimatgenossen für Rußland gewirkt und geschaffen haben. In den Abhandlungen der Petersburger Akademie der Wissenschaften und nicht blos hier, ist ein Teil der Geistesarbeit niedergelegt, welche baltische Forscher für Rußland geleistet haben. Auf jeder Seite der ruhmvollen russischen Kriegsgeschichte während der letzten hundert Jahre nehmen baltische Namen Ehrenstellen ein; sie sind unzertrennlich mit der Erinnerung an Sebastopol, Plewna und der Eroberung des Kaukasus verbunden, und mit goldenen Lettern sind die Namen von Söhnen des baltischen Adels, die im vaterländischen Be-

freiungskriege ihr Leben für Rußland ließen, in den Marmor-
tafeln der Moskauer Erlöserkirche eingegraben. In dem Archive
des Ministeriums des Auswärtigen zu Moskau, in dem ich in
hoffnungsvoller Jugend eine arbeitsfrohe Zeit verbracht habe,
grüßten mich von den Wänden die Bildnisse jener Diplomaten
baltischer Abstammung, denen Rußland es nicht zum letzten ver-
dankt, wenn es während des vergangenen Jahrhunderts im Rate
der Völker eine gewichtige, entscheidende Stimme besaß. Fürwahr
viel haben wir Rußland gegeben, und es dürfte sich kaum ein
Gebiet menschlichen Wirkens finden, auf dem nicht auch unsere
Landsleute sich rege und in einer für das russische Gesamtleben
bedeutsamen und fruchtbaren Weise betätigt hätten. So auch
auf dem Gebiete der bildenden Künste. Und hier ist es be-
sonders eine Persönlichkeit gewesen, durch die wir Balten unsere
künstlerische Kultur, unsere Lebensfreude, unsere Liebe zur heimat-
lichen Natur, unsere Farbenfreudigkeit und den ganzen poetischen
Stimmungszauber deutscher Romantik dem russischen Volke ver-
mittelt haben. Ich meine Julius von Klever. Ich sage:
künstlerische Kultur. Das mag anmaßend klingen, und doch
haben wir ein Recht von unserer künstlerischen Kultur zu reden,
wenn ein so kleines Gebiet, wie es die nördliche Hälfte unserer
Heimat ist, fast gleichzeitig Maler wie Bochmann, Dücker, Gebhardt
und Klever hervorgebracht hat, und wenn von unseren Dichtern
Lamprecht in seiner Deutschen Geschichte sagen konnte, daß sie wie
die Schleswig-Holsteiner befruchtend auf das Mutterland einge-
wirkt hätten. Von diesen Malern sind die drei zuletzt genannten
Schüler der Petersburger Akademie der Künste gewesen, aber
während Dücker und Gebhardt, der eine schon früh, der andere
später, Petersburg für immer verließen und erst in Düsseldorf sich
Ruhm erwarben, ist Klever in Petersburg geblieben, Petersburg
hat ihm die ersten Ruhmeskränze geflochten, er gehört der rus-
sischen Kunstgeschichte an. Doch nicht nur das weite russische Reich,
sondern auch unsere engere baltische Heimat hat ein Recht darauf
Klever, nicht bloß, weil er dem Baltenlande entstammt, den
Ihrigen zu nennen.

Julius Sergius von Klever — den Namen Sergius

erhielt er dem Minister Graf Sergius Uwarow zu Ehren — ist am 19. (31.) Januar 1850 in Dorpat, der Musenstadt am Embach geboren¹⁾. Es ist eine Tatsache, die ich schon hervor-gehoben habe, wenn ich sie auch nicht erklären kann, daß die hervorragendsten baltischen Maler, zu den oben genannten Zeitgenossen ist noch der bedeutendste baltische Porträtmaler, Pezold, hinzuzufügen, dem nördlichen Teile unserer baltischen Heimat entstammen.

Klevers Vater, der am Dorpater Veterinärinstitut, das damals noch eine ganz deutsche Lehranstalt war, als Pharmakologe wirkte, stammte aus Kurland, aus Bauske. Der Name Klever — der Vater schrieb sich wie heute noch einige andere Zweige desselben Geschlechts, Klewer — bedeutet im Niederdeutschen und auch im Russischen Klee, weist jedoch nach Niederdeutschland, nach der Grafschaft Cleve (sie führt ja ein Kleeblatt im Wappen), der Heimat des Lohengrin hin, und ist, wie der Familienname Flemming auch ein Zeuge der Kolonisierung Mittel- und Ostdeutschlands durch Westdeutsche. Wie man mir in Bauske erzählte, soll der Stammvater des Geschlechts aus Ostpreußen als Müller nach Kurland gekommen sein. Die Geschichte Mitaus lehrt, daß die kurischen Müller ein gar trugiges Völkchen gewesen sind, das auch in Politik gemacht hat. Bei Mitau steht heute noch wie ein Wahrzeichen eine alte Mühle und erinnert daran, wie ein älterer Schilderer unserer Heimat bemerkt hat, daß die Kurländer, nachdem sie für eine Sache, die sie eigentlich nichts anging, in Holland gekämpft hatten, von hier die Windmühlen nach Kurland brachten. Etwas von dem trugigen, niederdeutschen Wesen steckt auch in unserem Klever, und

¹⁾ In demselben Jahre und in derselben Stadt ist auch der schon dreiundzwanzigjährig verstorbene Maler Wassiljew geboren, von dem Muther in seiner bekannten Geschichte der Malerei in dem der russischen Kunst gewidmeten Kapitel sagt (III, 354), daß mit ihm die russische Stimmungslandschaft geboren wurde. Muther hat diesen Abschnitt, der ein ihm nicht vertrautes Gebiet behandelt, mit Unterstützung des russischen Malers Alexander Benois verfaßt. So erklärt es sich denn auch, daß in diesem Kapitel der Name Klevers nicht einmal erwähnt ist!

gewiß hat sein beifolgendes Bildnis ganz niederländischen Charakter¹⁾. Klever hat in seiner Vaterstadt das alte Gouvernementsgymnasium besucht. Doch schon früh ist das lebhafteste Verlangen, Künstler und zwar Maler zu werden, in ihm erwacht. Nicht leicht ist es ihm gefallen, den Widerstand der Eltern gegen diesen Wunsch zu besiegen; als sie endlich nachgaben, gestatteten sie ihm nur unter der Bedingung die Petersburger Akademie zu besuchen, daß er sich dem Studium der Architektur widme, weil dieses Studium eher als die Malerei eine gesicherte Lebensstellung gewährleisten könne. So gab denn der Siebzehnjährige seine Gymnasialstudien auf und ging nach Petersburg. Hier hat er dann zunächst zwei Jahre der Architekturklasse der Kaiserlichen Akademie der Künste angehört.

Es ist ja lange genug Brauch gewesen, bei der Darstellung der Entwicklung eines Künstlers nach dem Milieu, der Umwelt, in der er aufwuchs, zu fragen und zu untersuchen, welche Anregungen diese Umwelt ihm bieten konnte und ob die Familie, die nächste Umgebung, ihn künstlerisch beeinflusst hat. Bei Klever muß diese Frage verneint werden. Künstlerische Anregungen hat ihm seine Vaterstadt weder durch Kunstsammlungen noch durch den Unterricht eines wirklichen Künstlers geben können, aber der junge Klever ist gewiß kein Stubenhocker gewesen, ist zu allen Jahreszeiten in der Umgebung Dorpats durch Wald und Flur gestreift. Hier hat er die Eindrücke empfangen, die für sein späteres Kunstschaffen entscheidend waren. Im Übrigen wird es halt in ihm, wie in jedem rechten Künstler, schon dringesteckt haben. Denn Motive aus der baltischen heimatlichen Natur sind es gewesen, die er als köstlichen Schatz auf die Petersburger Akademie mit-

¹⁾ Dieses Bildnis gibt eine Liebhaberaufnahme des Oberlehrers Kuschniriew in Riga wieder, der unter dem Pseudonym Jakimow in der Rigaschen russischen Wochenschrift „Severosapadnaja Nedelja“ (1901, S. 139 ff.) einen Aufsatz über die Tätigkeit Klevers in den letzten zwei Jahren veröffentlicht hat. Der Aufsatz schließt mit einem schönen, tief empfundenen, dem Schilderer der heimischen Landschaft gewidmeten Gedicht. Über dieselbe Zeit von Klevers Kunstschaffen schrieb in der *Novoje Vremja* N. 8682 (vom 30. April 1900) Storonnij.



Julius v. Kleres.

Nach einer Liebhaberaufnahme des Oberlehrers Kuschnirew-Riga.

brachte, mag er auch zunächst gerade mit diesem Pfunde als Schüler der Architekturklasse nicht gewuchert haben.

Großen Eindruck hat auf den jungen Mann gleich nach seinem Eintritte in die Akademie eine schöne, durch Schenkung des Grafen Kuschleff-Besborodko in den Besitz der Akademie gelangte Sammlung von Gemälden der Meister von Barbizon, vor allem Daubignys, gemacht. Sie sind seine erste Liebe in Petersburg gewesen und haben vor allem dazu beigetragen, daß er nach zweijährigem fruchtlosen Architekturstudium sich der Landschaftsmalerei widmete. Der Einfluß der französischen Meister auf Klever ist unverkennbar, und erst durch ihn — das verdient entgegen anderen Darstellungen hervorgehoben zu werden¹⁾ — ist Malweise und Naturauffassung der großen Franzosen der russischen Landschaftsmalerei vermittelt worden. Als Klever in die Klasse der Landschaftsmalerei eintrat, waren seine Lehrer Sokrates Worobjew und Michael von Clodt-Zürgensburg, beides tüchtige Maler und treffliche Lehrer. Ihren Schüler, der sehr bald seine eigenen Wege ging, wiesen sie eindringlich auf ein gewissenhaftes Studium der Natur hin und legten ihm vor allem, wie es die ältere Schule verlangte, Sorgfalt im Detail und Erfassen des organischen Elementes der Baumwelt, nicht bloß im Sinne des alten Baumschlagstudiums ans Herz. Schon früh hat Klever viel nach der Natur gemalt, hat den nordischen Winter mit seinem ganzen Zauber auf sich wirken lassen und die Natur ist, wie sich das ja für jeden Landschaftler von selbst versteht, seine Lehrmeisterin gewesen. Es war ein großes Ereignis im Leben des bis dahin noch unbekanntten, zweiundzwanzigjährigen Künstlers, als der Kaiser Alexander II. auf der akademischen Ausstellung des Jahres 1872 Klevers Bild „Frühling in Rußland“ kaufte, das dem Maler den Rang eines ‚Künstlers ersten Grades‘ eintrug. Wie es in Rußland, dem Lande der Rangklassen, auf den Hochschulen in allen Fakultäten,

¹⁾ So sagt P. K. in der Leipziger Illustrierten Zeitung (Nr. 3371 vom 6. Februar 1908) in einem historischen Überblick über die russische Kunst, daß Wassiljew und Levithan das für die russische Malerei wurden, was die Schule von Barbizon für die französische geworden ist.

mit Ausnahme der medizinischen, die drei Grade des Kandidaten, des Magisters und des Doktors gibt, so haben die Jünger der russischen Kunstakademien, die meist auch Uniformen, wenigstens Uniformmützen tragen, verschiedene Grade zu erringen. Schon die ersten Bilder, mit denen Klever auf den Ausstellungen der Akademie vertreten war, erregten die Aufmerksamkeit der Kritik und des Publikums in hohem Grade. Die nächsten Jahre bringen Klever Erfolg auf Erfolg, und die Gunst des Publikums äußert sich in zahlreichen Aufträgen. Im Jahre 1878 erhält er den Rang eines Akademikers für sein Bild „Alter Park“, welches der bekannte Kiower Zuckerkönig Tereschtschenko für seine Galerie erwarb. Wie oft hat Klever diesen alten Park wiederholen müssen! Das Motiv zu diesem und zu ähnlichen Bildern verdankt er einem Aufenthalte in Marienburg in Livland. Hier hatte sich ihm die ganze Poesie erschlossen, welche solch ein weltvergessener, verwilderter Park eines alten Herrenhauses bietet, und auch von Klever, in dem ohne Zweifel ein Stück Romantiker steckt, kann man sagen, was vor kurzem ein feinsinniger Kritiker von einem der deutschen Literatur zu früh entrissenen Dichter, dem Prinzen Emil von Schoenaich-Carolath gesagt hat: „Immer wieder hat er die Märchenwelt des Parkes alter Edelsitze in neuer Fassung emporleben lassen; bald in herböflicher Trauer, wenn der Nebel um Allerseelen durch die Wipfel auf die letzten Ästern regnet, bald im Juniduft, wenn die Rosen blühen, die Springbrunnen verschlafen plätschern, aus den Taxushecken der Pan und die Sphinx von Stein lachen“, und, wie wir für Klevers Bilder hinzufügen können, wenn auf den Teichen, über die halbzerfallene Brücken führen und Trauerweiden sich neigen, die Nymphäen blühen. Eine schöne farbige Wiedergabe eines solchen Parkbildes nach einem Kleverschen Gemälde ist im Verlage der ‚Vereinigung der Kunstfreunde‘ in Berlin¹⁾ nach dem Troitzschen Verfahren ausgeführt, erschienen, während der Kunstverlag von Gebrüder Künzli in Zürich eine von Meisenbach und Riffarth

¹⁾ Die Vereinigung der Kunstfreunde druckte vier farbige Reproduktionen Kleverscher Gemälde, unter ihnen zwei Motive aus Bilderlingshof bei Riga.



Julius v. Klever.

Der Waldbach

angefertigte Heliogravüre einer Kleverschen Parklandschaft herausgab. Zwei Parkbilder von der Hand Klevers schmückten auch eine Wand des Restaurants ‚Tiergartenhof‘ in Berlin.

Reiche Früchte hat für Klever eine Studienfahrt getragen, die er in der ersten Hälfte der achtziger Jahre auf die Insel Nargen im finnischen Meerbusen unternommen hat. Es ist eine Welt für sich, diese der estländischen Küste vorgelagerte Inselreihe mit ihrer auf die schwedische Abstammung stolzen, schweigsamen Bevölkerung. Im Laufe der Jahrhunderte ist so manches gute Schiff an diesen Inseln zerschellt, dessen Trümmer heute noch den Behauungen der Insulaner einen fremdartigen und schaurigen Schmuck verleihen. Auf Nargen haben vor langer, langer Zeit wilde Stürme einen ganzen Wald niedergebroschen, die Stämme sind zusammengestürzt, sind verfault, und auf diesen Trümmern erhebt sich ein neuer Urwald. Dieser Wald ist es, den Klever auf seinem Bilde ‚Waldesdunkel‘ verewigt hat, das ihm den Professortitel einbrachte und sich jetzt im Museum Kaiser Alexander III. in Petersburg befindet. Auch sein ‚Rotkäppchen‘¹⁾ läßt Klever durch das Waldesdunkel Nargens schreiten. Das schöne Bild, von dem unsere Abbildung (S. 195) nur einen schwachen Begriff gibt, verdankt seine Entstehung ebenfalls der Studienfahrt nach Nargen. Es ist bedauerlich, daß sich dieses Bild — der glückliche Besitzer ist Herr Marfels in Berlin-Steglitz — nicht auf der retrospektiven Ausstellung der deutschen Landschaftsmaler befand, die im Jahre 1905 im Berliner Ausstellungspalaste stattfand. So manches Gemälde irgend eines gefeierten, in allen Galerien Deutschlands vertretenen Malers hätte dem Kleverschen Bilde als Folie dienen können. Unsere Abbildung kann das wundervolle Helldunkel, den Farbenreiz des Originals nicht wiedergeben, aber sie verrät uns doch eins: wie viel Licht in diesem Bild drinsteckt, das zunächst auf den Beschauer als eine fast ganz dunkle Fläche wirkt.

¹⁾ Als Heliogravüre erschienen im Verlage von Schuster, Berlin. Im Kunsthandel vergriffen. Das Original erwarb Kaiser Alexander II. Abbildungen erschienen in der ‚Kunst für Alle‘ (1888, S. 199) und im ‚Daheim‘ (1888).

Eine Wiederholung des Bildes „Waldesdunkel“ bestellten die Gebrüder Tretjakow für ihre Galerie, und so war denn Klever auch in die russische Nationalgalerie gekommen, in der er mit zwei Bildern vertreten ist, die leider beide stark nachgedunkelt sind. Aber keine der öffentlichen Galerien Rußlands gibt auch nur annähernd eine Vorstellung von dem Kunstschaffen Klevers, und erst wenn durch Schenkungen oder Staatsankäufe nach Jahrzehnten vielleicht eine größere Anzahl von ‚Klevers‘ an einem Orte vereinigt sein wird, wird man sich ein richtiges Bild machen können von dem Reichtum an Ideen, von der Gestaltungskraft, vom verschwenderischen Farbenreize, vom Zauber der Stimmungen, von der Treue der Beobachtungen, von dem genialen, ganz einzigartigen Kompositionstalent Klevers, von all' den Eigenschaften, die er in seiner Glanzperiode in so reichem Maße entfaltete. Den Weg in seine baltische Heimat hat Klever mit seinen Werken in den Tagen des Glanzes leider nicht gefunden. Der russischen Künstlergesellschaft der ‚Peredwischniki‘, die seit 1870 in allen größeren Städten des russischen Reiches und auch in Riga Wanderausstellungen (peredwisnyja vystavki) veranstalteten und viel zum Verständnis der Kunst im allgemeinen, der russischen Kunst im besonderen beigetragen haben, hatte Klever sich nicht angeschlossen. Er hat mehreremal Sonderausstellungen seiner Studien und Bilder zusammen mit einem Freunde, dem hervorragenden russischen Marinemaler Sudkowski veranstaltet und war stets auf den akademischen Ausstellungen in Petersburg glänzend vertreten.

Im Auslande erschien Klever zum ersten Male in der russischen Kunstabteilung der Wiener Weltausstellung (1873), auf der in der reichsdeutschen Abteilung unseres E. v. Gebhardts ‚Abendmahl‘ berechtigtes Aufsehen erregte. Von baltischen Malern waren auch Dücker, Huhn, Kohebu, Rizzoni und die Baronesse Wrangell vertreten. Klever hatte ein Bild ‚Livländisches Dorf‘ ausgestellt, das kurz vorher auf der Petersburger Ausstellung laute Bewunderung hervorgerufen hatte. Ein halbverfallenes Bauernhaus stellte dieses Gemälde dar, das eine stumme und doch beredete Sprache sprach. Es ist in seiner Art ein Dokument der Sozialgeschichte unserer Heimat. Solch ein



Waldesdunkel
(Motiv von der Insel Hargen.)

Bauernhaus mag Hamilcar von Fölkersahm, der baltische Agrar-reformer, an jenem Sommerabend vor Augen gehabt haben, an dem er seiner Erzählung nach Zeuge war, wie gerade der zeitweilige Besitzer dieses Hauses, ein armer Pächter, von ihm Abschied nahm. Dieser Anblick hat auf Fölkersahm tiefen, unauslöschlichen Eindruck gemacht, und hier ist in ihm zuerst der Gedanke erwacht, für die bäuerliche Bevölkerung seiner Heimat einzutreten und den Kampf aufzunehmen, der zum Siege und zur Besserung der wirtschaftlichen Verhältnisse eines Teiles des Bauernstandes führte. — In der Folge ist dann Klever ein regelmäßiger Gast auf den akademischen Ausstellungen Deutschlands, vor allem Berlins, geworden.

Zum ersten Male erschien er in Berlin im Jahre 1881 auf der akademischen Ausstellung. Einer der angesehensten Kunst-richter jener Tage, A. Rosenberg, schrieb damals in der ‚Zeitschrift für bildende Kunst‘ (Bd. 16 Beibl. S. 731), daß ein homo novus J. v. Klever, ein Deutschrusse, auf den Plan getreten sei mit sehr realistisch behandelten Wald- und Strandbildern seiner Heimat. Und als in demselben Jahre Klever im Kunstsalon von F. Gurlitt eine Sonderausstellung veranstaltete, äußerte sich derselbe Kunsthistoriker in derselben Zeitschrift (Bd. 16 Beibl. S. 76), daß der ebenso originelle wie gründlich durchgebildete Künstler mit durchaus realistischer Auffassung der seiner heimatlichen Natur entlehnten Motive eine ungefucht poetische Stimmung verbindet. Als Klever im Jahre 1882 mit einem ‚Tannenwalde‘ (Winterlandschaft bei Sonnenuntergang), einem ‚Spätherbst‘ und der ‚Insel Mergen‘ erschien, fällt A. Rosenberg (a. a. O. Bd. 17 S. 54) das folgende Urteil: „Ein frisches, resolutes Talent, ein Beobachter, der sich nicht in poetische Träumereien verliert, sondern mit jedem Pinsel die Dinge wiedergibt, wie sie sind. Manches fällt dabei flüchtiger, roher, dekorativer aus, als es gerade nötig ist. Aber im ganzen spricht doch aus diesen handfesten Malereien ein selbständiges Talent, das bei der Jugend des Künstlers noch einer weiteren Entwicklung und einer gleichmäßigen Durchbildung fähig ist.“ Es mag uns wohl wundern, daß Klever, den wir heute als Romantiker empfinden, damals als Realist bezeichnet

wurde. Man muß an ein Wort Wereschtschagins denken, daß ein jeder wirklich große Künstler im Grunde Realist ist und von den Zeitgenossen auch als solcher empfunden wird.

Die russische Regierung hat Klever wiederholt auf ausländische Ausstellungen als Kommissar entsendet. So nach Antwerpen und zur Jubiläumsausstellung nach Berlin (1886). Auf diesen Ausstellungen war sein Bild: die Illumination des Kreml in Moskau zur Feier der Krönung des Kaisers Alexander III., das er im Allerhöchsten Auftrage gemalt hatte, zu sehen.

Eine Wiederholung dieses Bildes hatte auch der Schah von Persien bestellt. Auf der Berliner Kunstausstellung des Jahres 1888 war Klever mit einem Gemälde „Erlkönig“ vertreten, für welches er die kleine goldene, mit dem Bildnisse des unvergeßlichen Kaisers Friedrich III. geschmückte Medaille erhielt. Gerade in dieser Periode, um die Mitte der achtziger Jahre hat Klever sich mit seinen Bildern, vor allem mit seinen Winterlandschaften in das Herz des russischen Volkes hineingemalt und eine Volkstümlichkeit errungen, wie kein zweiter russischer Maler vor und nach ihm. Die schon in den siebziger Jahren durch deutschen Unternehmungsgeist begründeten russischen illustrierten Zeitschriften, vor allem die „Niwa“ haben mit ihren Holzschnitten und farbigen Öldruckprämiën die Kenntnis von Klevers Kunstschaffen in die breitesten Schichten des russischen Volkes getragen.

Besonders die farbigen Reproduktionen von zwei Bildern Klevers erfreuten sich einer ungeheuren Verbreitung in unzähligen Exemplaren: ‚Winterabend bei Petersburg‘ und die ‚Insel Nargen‘¹⁾. Gerade in diesem Gemälde zeigt sich Klever von seiner glänzendsten Seite als Kolorist. Vor wenigen Jahren kam eine Wiederholung dieses Bildes, die mit Bildern hervorragender deutscher Maler zum Bestande einer Berliner Privatgalerie gehört hatte, zur Versteigerung und erzielte hier den höchsten Preis. In dem Berichte über diese Versteigerung in der „Kunstchronik“, der Beilage (Jahrg. 1902) der ‚Zeitschrift für bildende Kunst‘ findet sich die Bemerkung, daß dieses hervorragende Kleversche Gemälde jeder öffentlichen Galerie zur

¹⁾ Angekauft vom Großfürsten Alexej. Eine farbige Wiedergabe in der ‚Modernen Kunst‘ (Band XI).

Zierde gereicht hätte. In den in den achtziger Jahren gemalten Bildern — ein bedeutender russischer Kunstschriftsteller bezeichnet die erste Hälfte der achtziger Jahre als den Höhepunkt Kleverschen Kunstschaffens — treten besonders zwei Eigenschaften hervor: erstens Klevers eminente koloristische Begabung, denn nicht mit Unrecht hat man ihn den Verdi der russischen Landschaftsmalerei genannt, und zweitens sein hervorragendes, ungewöhnlich leicht schaffendes Kompositionstalent, das ihm stets treu geblieben ist. Eben diese beiden Eigenschaften befähigten ihn im hohem Grade zur Lösung dekorativer Aufgaben. Eine solche Aufgabe hatte ihm der russische Mäzen Kusnezow gestellt, für dessen in der Krim gelegenes Palais der Künstler einen Zyklus dekorativer Landschaften schuf: „Die vier Jahreszeiten in Rußland“

Klever hatte in Petersburg für seine Kunst den denkbar günstigsten Boden gefunden. Die siebziger und achtziger Jahre sind ohne Zweifel eine große Periode für die russische Kunst gewesen, und wenn in Petersburg oder Moskau ähnlich wie in Berlin eine Jahrtausendausstellung stattfinden sollte, so würde man wohl kaum so beschämende Entdeckungen wie in Berlin machen, wo doch festgestellt werden konnte, daß die Zeitgenossen verständnislos an einigen ganz hervorragenden Künstlern vorübergegangen sind. Die russische Kunst hat in jeder Beziehung ein glücklicheres Geschick gehabt als die russische Literatur, hat doch ein Literaturhistoriker nicht mit Unrecht die russische Literaturgeschichte eine Sammlung von Märtyrerakten genannt. Wenn wir die in der Galerie Tretjakow zu Moskau, der russischen Nationalgalerie, vereinigten Dokumente der russischen Kunstgeschichte prüfen und sie mit den deutschen Galerien vergleichen, so fällt es uns doch auf, daß die russische Kunst ein stark nationales Gepräge trägt. Und Klever wäre es nicht gelungen, mit seinen Schöpfungen die Liebe des russischen Volkes zu erringen, wenn er nicht in seinen Bildern, vor allem in seinen Winterlandschaften eine russisch-nationale Note angeschlagen hätte, die im Empfinden des russischen Volkes starken Nachhall fand. So tönt es uns denn aus den Urteilen der Kunsttrichter der siebziger und achtziger Jahre immer wieder entgegen: „Habemus pictorem! Wir

haben nur einen russischen Landschaftsmaler, der es verstanden hat, den Zauber unseres russischen Winters auf die Leinwand zu bannen!“ Es hat vor Klever und gleichzeitig mit ihm russische Landschaftsmaler gegeben; ich brauche nicht an einen so berühmten Namen wie Schischkin¹⁾ zu erinnern, aber keiner von ihnen ist in dem Maße, wie Klever, volkstümlich geworden.

Vor allem sind es jene zahlreichen Charakterlandschaften gewesen, auf denen sein Pinsel einen Sonnenuntergang schildert, die ihn so volkstümlich gemacht haben. Bald ist es ein Winterwald, bald das Meeresufer zur Winterszeit oder eine stimmungsvolle Herbstlandschaft, die die untergehende Sonne in ihre Purpurfluten taucht. Schon Hebbel hat es in seinen Tagebüchern angemerkt, daß im Russischen dasselbe Wort rot und auch schön bezeichnet; ist doch rot die Lieblingsfarbe der Russen, für ihn die Farbe überhaupt. Und zu Klevers Abendlandschaften hat der Russe auch aus einem anderen Grunde ein besonderes Verhältnis. Wer den Volkscharakter der Russen kennt, weiß es wohl, wie vertraut ihm Emmausstimmungen sind. Wer im Spätherbst oder zur Winterszeit im Eisenbahnwagen durch die weiten, oft öden Flächen Rußlands fährt, dem erscheint die Natur ebenso traurig und farblos wie die Gesichter der Mitreisenden. Erst wenn die Sonne zur Küste geht und ihr belebender Schimmer die Landschaft färbt, dann beleben sich auch die Gesichter der Menschen, die den ganzen Tag über so trübe und teilnahmslos drein geschaut haben. Dann fesselt die Abendlandschaft ihre Blicke, und nicht selten hört man den Ausruf: „Wie ein Bild von Klever.“ Ich selbst habe diese Worte gehört, und noch jüngst las ich ähnliches in einer russischen Zeitschrift (*Istoričeskij Vestnik* 1907) in den Memoiren eines Schriftstellers.

Er fährt mit einem Freunde. Und die Sonne geht unter. Er schaut zum Fenster hinaus und sagt: „Schreibe doch in deiner

¹⁾ Von Schischkin heißt es bei Muther (a. a. O. III. S. 324): „Schischkin sah ein, daß der russische Maler nur die russische Landschaft lieben, nur sie verstehen und künstlerisch nachbilden könne. Ihm war das Wesen der Farbe zeitlebens fremd geblieben. Dieser Vorwurf kann Klever freilich nicht gemacht werden!“

Zeitung, daß die Natur ihre Farbentöne dem Künstler Klever gestohlen hat. Und in der Tat, das war eins der Kleverschen Bilder, aber ein lebendiges und grandioses.“ Und in bescheidenen Öldrucken sind die Bilder Klevers oft neben den Heiligenbildern der einzige Schmuck der Hütte des armen Bauern oder des Verbannten auf der öden Insel Sachalin.

So sind denn seine Schöpfungen von Petersburg hinausgezogen in alle Teile des weiten russischen Reiches und haben überall die frohe Botschaft der Farbenfreudigkeit und der Liebe zur heimatlichen Natur verkündet.

Eine große Mission haben sie in der Tat erfüllt. Das Verhältnis des Russen zur Kunst ist ja ein anderes wie das des Deutschen, vor allem des niederdeutschen Balten. Er ist enthusiastischer, begeisterungsfähiger für die Kunst, und diese Fähigkeit, die allen Schichten des russischen Volkes eignet und sich so oft in dem großzügigen Mäzenatentum äußert, ist die Seite des Volkscharakters des Russen, die ihn dem Romanen näher bringt als dem Germanen. Dieses Verhältnis zur Kunst bildet ein glückliches Gegengewicht gegen den starken Hang zur Analyse beim Russen, der vor keiner Folgerung zurückschreckt, unerbittlich zerstört; ist doch dem Grafen Tolstoi, wie der bekannte Traktat lehrt, selbst die Kunst nicht heilig. Seine Liebe zur Kunst überträgt der Russe oft, ja meist auch auf die Vertreter der bildenden Kunst in einer Weise, wie man es in Westeuropa nur im Verhältnis zu beliebten Bühnenkünstlern oder Virtuosen findet. Das wird für den Künstler, der in den Strudel des gesellschaftlichen Lebens gezogen wird, selbst wenn er Lebenskünstler ist, oft verhängnisvoll. Und auch Klever, der wie viele Balten ja stets ein Virtuose der Persönlichkeit gewesen ist, durfte nicht ungestraft unter den Palmen der nordischen Palmyra wandeln.

Auch ihn hat in Petersburg das Geschick so manches großen Künstlers ereilt. Auch er hat den „Tag Anderer“ leben müssen, ist zeitweilig in gewissem Sinne unfrei geworden, hat immer wieder das malen müssen, was das Publikum von ihm verlangte. Auch er hat mit seinem großen Talente oft Raubbau getrieben, und in der ergreifenden Legende Daudets von dem Manne mit

dem goldenen Gehirn, in der Daudet sein eigenes Erdenwallen geschildert hat, steckt auch ein Stück von Klevers Lebensgeschichte. Und die schmerzliche Erkenntnis, daß er nicht immer den großen Verpflichtungen seines Talents nachkommen können, ist auch ihm nicht erspart geblieben. Während seiner ersten Petersburger Jahre, so lange seine Eltern, die später nach Zarstoje Selo zogen, noch in Dorpat wohnten, ist Klever in den Ferien oft zum Besuche der Seinigen nach Dorpat gekommen. Hier hat er dem Leichmüllerschen Kreise nahe gestanden, und auch am studentischen Leben der Embachstadt beteiligte er sich. Und so manches Bild ist während dieser Besuche entstanden. So gibt das Bild „Welle Blätter,“ das wir nach einer in der „Zeitschrift für bildende Kunst“ erschienenen Radierung von Mannfeld¹⁾ bringen, den jedem Dorpatenser so vertrauten Ressourcengarten wieder. Dieses Bild ist vielleicht eins der feinsten, die Klever je gemalt hat. Deutlich zeigt es den Einfluß der großen Meister von Barbizon. Das Gemälde, das einen Markstein in der Geschichte der russischen Landschaftsmalerei darstellt, ist von Baron E. Girard de Soucanton in Reval erworben worden, wohl einem der wenigen baltischen Aristokraten, der schon früh die große Bedeutung des baltischen Heimatkünstlers Klever gewürdigt hat.

Außer anderen Klevers besitzt er auch eine prachtvolle Parklandschaft. Über die Mannfeldsche Radierung schreibt im Jahre 1884 A. Rosenberg in der „Zeitschrift für bildende Kunst“ (Bd. 19 S. 104): „Diese Radierung vermittelt unsern Lesern die erste Bekanntschaft mit einem russischen Landschaftsmaler, welcher seit vier Jahren alle größeren deutschen Ausstellungen besichtigt und durch die Originalität seiner Motive, die Frische seiner Auffassung und den Glanz seines Kolorits gerechte Aufmerksamkeit erregt hat. Wenn wir von Wwasowski absehen, ist Julius von Klever der einzige russische Maler, welcher sich gegenwärtig an deutschen Kunstausstellungen beteiligt und zugleich auch der deutschen Kunstbewegung mit lebendiger Teilnahme folgt. Das erklärt sich nicht nur aus seinen engen persönlichen Beziehungen zu den hervorragendsten Künstlern Berlins, sondern in erster

¹⁾ Bd. 19 S. 104 (1884). Vgl. die Abbildung S. 203.



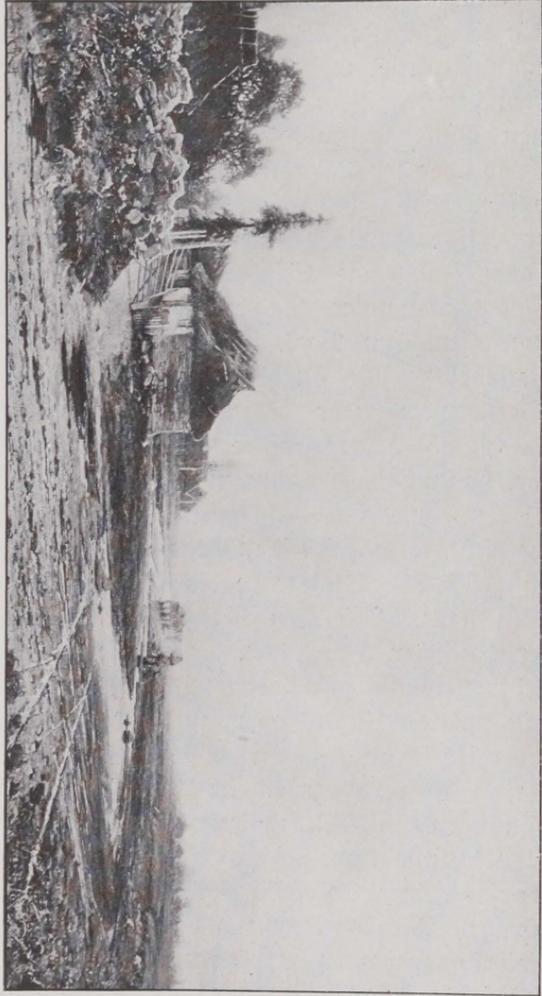
Welke Blätter

(Nach einer Radierung von B. Mannfeld.)

Linie aus seiner Abkunft von deutschen Eltern Fesselt uns an seinen Landschaften in erster Linie vielleicht die Fremdartigkeit der Motive, welche uns mit einer ernsten, düstern, charaktervollen Natur bekannt machen, so bleibt doch auch neben diesen äußeren Reizen ein tiefer Eindruck durch die Kraft und die Innerlichkeit der Stimmung zurück, welche namentlich die Winter- und Herbstlandschaften des Künstlers durchflingt. In der Darstellung der dunkelroten Glut, welche die untergehende Sonne an einem Winterabend über den bleigrauen, schwer herabhängenden Himmel, über die schneebedeckten Tannen und das weite Leichentuch der Ebene ergießt, entfaltet er eine besondere Virtuosität, und nicht minder gelingt ihm die Schilderung eines entlaubten Waldes zur Herbstzeit, wie unsere Radierung beweist, welcher ein Motiv aus einem öffentlichen Parke in Dorpat zugrunde liegt.“ Aus dieser Periode stammt auch ein anderes Bild Klevers, das jedem Dorpatenser mehr bedeutet als blos eine Landschaft. Es ist das Bild „Landstraße bei Regenwetter“ Welch' eine trübe, hoffnungslose Stimmung liegt in diesem Bilde! Die Jugend, die heute im bequemen Bahnzuge zur heimischen Hochschule zieht, kann sich keine Vorstellung davon machen, welche Bedeutung diese alte Landstraße bis in die achtziger Jahre für uns Baltien hatte. Wie fein hat Meister Bertram das Leben auf dieser baltischen Heerstraße, die uns mit den Stätten des Weltverkehrs verband, geschildert! Wir alle sind auf ihr dahin gezogen in unseren Jugendtagen, und wer sie einmal befahren hat, der vergißt sie nicht mehr. Wie so mancher von uns ist auf ihr nach Dorpat gezogen im Kreise froher Genossen, voll von Hoffnungen im Sonnenglanze der Jugend und hat, als er die alte Musenstadt vor sich sah, empfunden, was Karl Ernst von Baer in seiner Selbstbiographie so schön schildert:

„Als ich von Norden kommend, die Stadt zuerst erblickte mit der zur Bibliothek ausgebauten imposanten alten Ruine auf dem Dome, schien es mir, als sähe ich von dort das Licht ausstrahlen auf die ganze Gegend wie aus dem Christuskinde in Correggios Bild.“

Und so mancher ist dann auf dieser Landstraße, gebrochen und ein verfehltes Leben beklagend, wieder heimwärts gezogen.



Tivländische Landstraße bei Regenwetter

(Mit Genehmigung des Kunstverlages von Gebr. Kühnli, Zürich.)

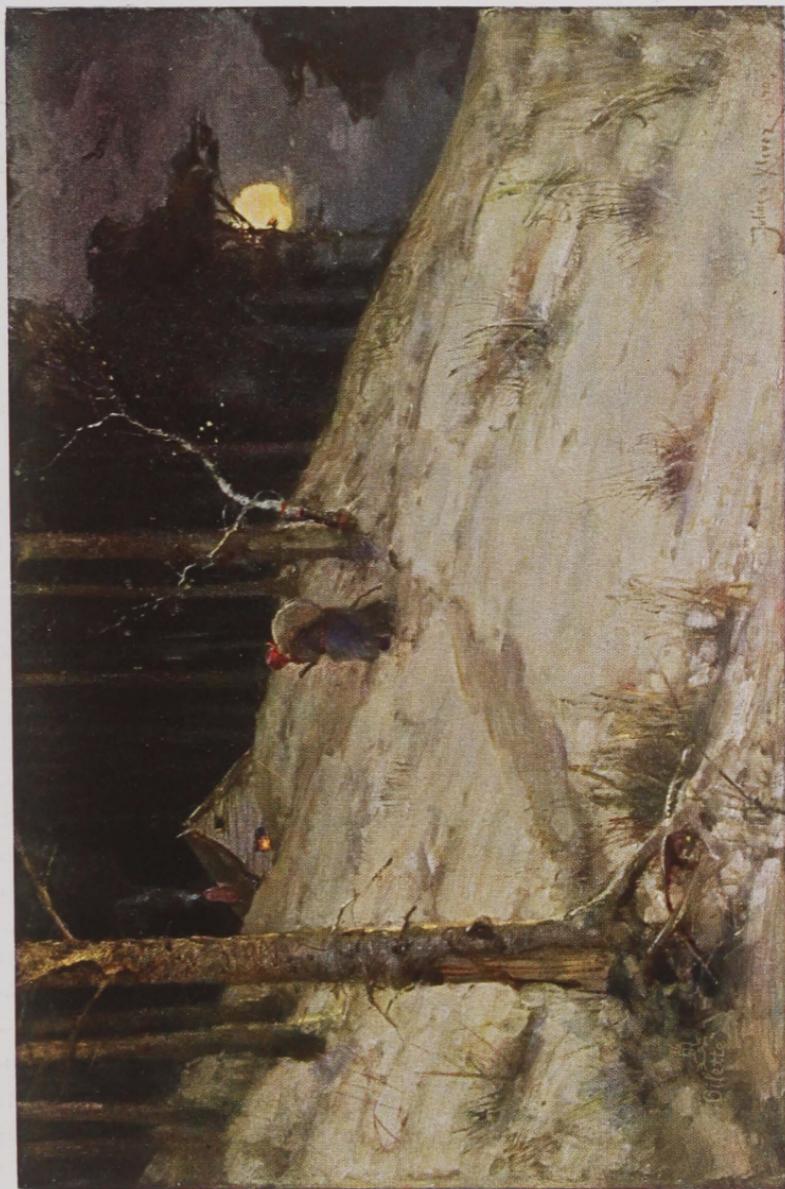
Das moderne Leben, das im Zeichen des Verkehrs steht, hat die Poesie unserer Landstraßen vernichtet und das baltische Idyll zerstört, in dem sich, unberührt von dem Leben, das da draußen seine großen, unruhigen Bahnen zieht, die baltische Persönlichkeit entwickelte. Aber mit den Erinnerungen an die alte Landstraße verknüpft sich ein Stück Heimatleben, und es ist bezeichnend, daß der baltische Dichter Maurice von Stern, als er in der Ferne einmal seiner Sehnsucht nach der Heimat poetischen Ausdruck verlieh, den Wunsch aussprach, doch noch einmal den Klang der baltischen Postglocken zu hören. So ist denn auch dieses Gemälde Klevers eins von denen, die uns ein Stück wahrer Heimatkunst geben.

Und wenn der Künstler auch auf seinen Studienfahrten so manches schöne Motiv in der Umgebung Petersburgs und sonst wo gefunden hat, so sind es doch immer die alten Motive seiner baltischen Heimat gewesen, denen er treu geblieben ist. Das haben selbst die russischen Darsteller der russischen Kunstgeschichte, so z. B. Bulgakow (Unsere Künstler, s. Klever) hervorgehoben, das steht im Brockhaus und im Meyer, und auch Dr. W. Neumann hätte es betonen und sich im Lexikon der baltischen Künstler nicht darauf beschränken sollen, von Klever zu sagen, daß er zu den fruchtbarsten Landschaftlern der russischen Schule gehört.

Ist die baltische Landschaft, die baltische Natur schön? Diese Frage hat Buddeus, der um die Wende der vierziger Jahre des vorigen Jahrhunderts unsere Heimat bereiste, in einem ehedem viel gelesenen Buche ‚Halbrussisches‘ (I. Baltische Trümmer S. 172) gestellt. Er spricht von dem baltischen Himmel, der „die weite Landschaft einförmig, ohne volles Sonnenlicht, und ohne tiefe Schatten reizlos vor unserem Auge erscheinen läßt“ Er wundert sich darüber, daß die Diplomaten und Feldherrn baltischer Abstammung das glänzende Petersburger Hofleben verlassen und in ihre Heimat zurückkehren. Wie Tacitus in der Germania fragt er: „Wer nennt die verborgenen Reize dieses Landes?“ Diese Frage darf heute nicht mehr gestellt werden, denn die Zeit der Italiensehnsucht, der Schweizerlandschaften, die jeder Landschaftler malen mußte, haben wir glücklich überwunden. Auch wir Balten

haben an dieser Italiensehnsucht gekrankt, und das klassische Buch über Italien, das jüngst in zehnter Auflage erschienen ist, hat der Balte Viktor Hehn geschrieben. Angefichts der Landschaften Estlands, die der Pinsel eines Dücker, die Klever so stimmungsvoll dargestellt hat, empfand der unglückliche Dichter Graf Rehbinder die Sehnsucht nach Italien, er schalt die unwirtliche Heimat in seinen Liedern, und es entbehrt nicht eines gewissen Humors, daß diese Gedichte, weil in ihnen ein Stück des russischen Reiches von einem Unzufriedenen getadelt wurde, ehemals die Aufmerksamkeit der dritten Abteilung, der gefürchteten russischen Geheimpolizei auf den Dichter lenkte. Es ist das große Verdienst unserer Dichter und unserer Künstler, und unter ihnen in erster Reihe das Julius von Klevers, daß sie uns gelehrt haben, die tiefe Schönheit unserer heimatlichen Natur zu erfassen und zu lieben. Das soll ihnen unvergessen bleiben.

Die erste Bekanntschaft mit einer großen Anzahl von Werken Klevers machte ich in Moskau, wo im Winter des Jahres 1892, leider in einem schlecht beleuchteten Geschäftslokale, eine Sonderausstellung stattfand. An der Aufmachung dieser Ausstellung, der Ausstattung mit Birkenstämmen usw. gefiel mir manches nicht. Hier war der ‚Erlkönig‘ zu sehen, der Klever, wie erwähnt, 1888 in Berlin die goldene Medaille gebracht hatte. Das Bild war dioramenartig, bei künstlicher Beleuchtung aufgestellt. Es hat mich, aufrichtig gesagt, ebenso enttäuscht, wie mich vor Jahren der Erlkönig von Schnorr von Carolsfeld in der Münchner Schatzgalerie enttäuscht hatte. Klever läßt den Reiter mit dem Knaben durch einen Baumgang reiten, zu dessen Seiten hohe entlaubte Bäume ihre gespenstigen Riesenarme wie drohend emporstrecken. Auch wenn man es nicht weiß, daß Erlkönig bloß soviel wie Elfenkönig bedeutet, (Eller, dänisch = Elfen) und mit der Erle, der Eller nichts zu tun hat, so wünscht man, daß der Maler das visionäre Element des Gedichtes ohne handgreifliche Andeutung aus dem Gemälde selbst heraus empfinden läßt, wie das neueren Malern, z. B. Herterich mit dem St. Hubertus (Münchener neue Pinakothek) gelungen ist. Mit Recht sagt Guxtow in seinem 1837 veröffentlichten Aufsatz über Schadow: „Es gibt Gegen-



Julius v. Klever.

Mondlandschaft

stände im Bereich der Phantasie, die weder von der Rhetorik nach der Malerei (am wenigsten von der Plastik) ausgedrückt werden können und wo eigentlich nur die Musik die richtigste Vorstellung geben würde, wenn nicht zu den Noten Worte gehörten. Solche dämmernde, luftgestaltete Momente sind Goethes Fischerknabe, Erbkönig, Bürgers Lenore und ähnliche, das Geisterreich berührende Balladenstoffe, die, mag man sie nun bloß in Verse bringen oder malen oder in Musik setzen, nie eine abgerundete Vorstellung geben, sondern immer erst durch Zutaten von seiten des Vernehmenden ergänzt werden müssen. Eine solche notwendige Tätigkeit stört aber beim Gemälde die Einheit des Kunstwerks oder setzt es der Mißdeutung aus.“ Diese Moskauer Ausstellung zeigte die ganze bunte Skala Kleverischer Kunst in ihren Hauptschlagern mit Akzenten, die vielleicht etwas zu stark waren. Meine Aufmerksamkeit erregten namentlich einige Landschaften kleineren Formates, die weniger beachtet wurden. Diese Bilder gaben bloß das Wesentliche der Landschaft in gedämpften, fein abgestimmten Tönen. Ich glaubte zuerst, daß sie nicht von Klevers Hand wären. Klever schien mir hier auf neuen Bahnen zu wandeln, und ich habe es bedauert, daß er diese Malweise später nicht mehr gepflegt hat. Nach Jahren konnte sich Klever noch wohl auf diese Bilder besinnen. „Es waren Versuche mal was anderes zu machen“, sagte er. In jenen Tagen fing man allerdings auch in Rußland schon an, „mal was anderes zu machen“, und wie im Westen, so wurde auch in Rußland eine neue Kunst gepredigt, nur etwas lauter und rücksichtsloser, wie das auch auf anderen Gebieten in Rußland geschieht. Die Bestrebungen, als deren Organ sich einige Jahre später die Zeitschrift *Mir Iskusstva* (die Welt der Kunst) auftrat, heischten gebieterisch Anerkennung, und in ihrem Dienste standen kräftige Persönlichkeiten, die künstlerisch freilich etwas zu sagen hatten.

Auch sie wollten den Himmel stürmen, die alten Götter enttronen und hätten am liebsten die älteren, auf wohlerworbenem Ruhm sitzenden Künstler zum *Harakiri* verurteilt. Und eine Weile traten auch manche von diesen, trotz des unzerstörbaren Besitzes des großen Könnens, den sie durch jahrelange Arbeit

errungen hatten, in den Hintergrund. Klever hat unter dieser neuen Strömung weit weniger gelitten, als mancher andere seiner Kollegen. Seine Stellung war zu fest. Und doch hatte gerade der Kampf gegen Klever eine gewisse Berechtigung. Von diesem Manne waren allzu starke Wirkungen ausgegangen. Er hatte Ausdrucksformen geprägt, die sich der Dilettantismus angeeignet hat. Sie drohten Schablone zu werden und konnten die Freiheit der Entwicklung der russischen Landschaftsmalerei gefährden. Der bedeutendste Landschaftler der neuen Schule, der zu früh verstorbene Levithan, war zuerst auf Klevers Bahnen gewandelt, den er, was Komposition und Vortrag anbetrifft, nicht erreicht hat, vielleicht nur durch seinen schlichteren intimeren Stimmungszauber und durch eine größere Ausdrucksfähigkeit übertroffen hat. Aber leider ist manches Versprechen Levithans unerfüllt geblieben. Das Grüblerische, Suchende in seinem Wesen, das sich mir auf einer Kollektivausstellung seiner Studien in Kiew offenbarte, hätte ihn stets daran gehindert, sich zu der großen Freiheit Kleverscher Gestaltungskraft zu entfalten. Freilich wird Levithans „Einsamer Friedhof (zur ewigen Ruhe)“ in der Tretjakowschen Galerie, der auch in Westeuropa gebührend gewürdigt worden ist, seine Bedeutung als eines der hervorragendsten Denkmäler russischer Landschaftsmalerei nie verlieren.

Aber wenn in dieser Periode außer Levithan auch andere Künstler in Rußland hervortraten¹⁾, die auf dem Gebiete der Landschaftsmalerei neue Töne anschlugen, der russische Landschaftsmaler blieb doch Klever. Wie fest diese Tatsache im Bewußtsein hervorragender Kenner der russischen Kunst in Westeuropa wurzelt, beweist das Folgende. Als vor vier Jahren in Rußland die Revolution ihr Banner schwang, machte eine Kollektivausstellung der allmodernsten russischen Maler, unter denen sich auch einige Kunstrevolutionäre befanden, die Runde durch die Kunststädte Westeuropas. Dieser Ausstellung waren einige ältere Bilder einverleibt und sie wollte den Anschein erwecken, ein Gesamtbild der russischen Kunstentwicklung zu bieten. Einer dieser Maler, J. Grabar, der das gute Goethewort: „Bilde Künstler, rede

¹⁾ Hier ist der Name Wilhelm Purvits mit Ehren zu nennen.

nicht“, wohl nicht kannte, hatte zu dieser Ausstellung den Text geschrieben und eine Geschichte der russischen Kunst in nuce gegeben. Leider hat dieses Pamphlet sogar in der „Zeitschrift für bildende Kunst“¹⁾ Aufnahme gefunden. Ein Beweis, wie wenig man selbst in Fachreisen von russischer Kunst versteht. Als die Ausstellung in Paris war, berichtete über sie im „Figaro“ der berühmte feinsinnige Verfasser des Buches über den russischen Roman, der Graf de Voguë, mit großer Zurückhaltung. Vor allem lehnte er den Anspruch dieser Ausstellung ab, ein Spiegelbild der russischen Gesamtkunst zu bieten, nur eine extreme Richtung derselben vertrete sie. Unter den großen Namen, die er vor allem vermisst, nennt er an erster Stelle den Klevers. Das ist doch bezeichnend.

Wochten nun die Wogen der neuen Bewegung zu Zeiten auch hoch gehen, in der neben hoffnungsvollen Ansätzen auch viel Mache und Talentlosigkeit hervortrat, so war sie doch nicht die Veranlassung, wie man angenommen hat, daß Klever im Jahre 1899 Petersburg, das ihm zur zweiten Heimat geworden war, die Stätte seiner großen Erfolge, nach 32jährigem Aufenthalte verließ und sich auf das Gut der ihm befreundeten Familie Kornilowitsch ins Witebskische Gouvernement begab; daß er diesen Schritt erst jetzt unternahm, wird einen jeden, der das Petersburger Milieu kennt, wundern, und nichts zeugt mehr von dem Unzerstörbaren, dem Prometheus dieser Künstlernatur, daß er es so lange in Petersburg aushalten konnte. Diese Hedschra Klevers in die Sonntagsstille der Natur war für ihn ein *ritornar al segno*. Fast zwei Jahre hat Klever in dem weltverlassenen Winkel dieses armen Gouvernements, das seiner wilden, jungfräulichen Schönheit wegen der Kaiser Alexander II. seine Krasawiza bespredanniza, die Schöne ohne Mitgift, genannt hat, gewohnt. Den reichen Ertrag an Studien aus dieser Zeit hat der Künstler auf einer Ausstellung in Witebsk, die künstlerisch einen un-

¹⁾ Bd. 18 (Neue Folge) 1906/7, S. 58 ff. („Zwei Jahrhunderte russischer Kunst“). Herr Grabar (S. 70) spricht von den Landschaftern, die ihre Wälder und Berge nur im Atelier malten, ohne je etwas ähnliches in der Natur gesehen zu haben. Unter ihnen wären auch begabte Leute gewesen. Er ist so gnädig, zu diesen auch Klever zu rechnen, der jedoch jetzt Kitschmaler geworden sei.

geahnten Erfolg hatte und das Kunstleben in dieser Provinz auf lange Zeit befruchtete, weiteren Kreisen zugänglich gemacht. Bald haben diese Bilder ihre Liebhaber gefunden und sind in alle Winde zerstreut worden, und es ist nur zu bedauern, daß sie nicht wenigstens in Reproduktionen zu einem Werke vereinigt worden sind, das ein bedeutsames Dokument für die künstlerische Entwicklung Klevers sein würde. Mir liegt ein Bericht über diese Ausstellung vor, ein schlichtes Büchlein, das zwei begeisterte Kunstfreunde geschrieben haben. Sie heben es hervor, daß Klever der volkstümlichste russische Landschaftler ist und sprechen es dankbar aus, daß er in ihrer weißrussischen Heimat durch sein Werk eine große künstlerische Mission erfüllt hat, daß erst durch Klever ihnen der Begriff der Heimatkunst erschlossen wurde.

Mit Worten versuchen sie es, die Fülle der Motive zu skizzieren, die Klevers Pinsel in dem kleinen Umkreise eines Herrenhauses entdeckt und wiedergegeben hat. Und beredt schildern sie, wie Klever den Vorfrühling mit seiner kalten Stimmung, die blühenden Apfelbäume, die jungen Birken, das reife Saatsfeld nach dem warmen Regen und die trüben Herbsttage gemalt hat, und wundern sich darüber, daß er, der bekannte Virtuose der rauschenden Farbenakkorde in diesen seinen Studien Töne angeschlagen, die wie schlichte Volksweisen anmuten. Einige dieser weißrussischen Studien habe ich bald darauf in Riga bewundern können. Hierher war Klever von Witebsk im Frühling des Jahres 1901, also im Jubiläumsjahre der baltischen Metropole, zum Besuche von Verwandten gekommen. Lange war er nicht in der baltischen Heimat gewesen, in der er überhaupt noch nicht eine größere Anzahl seiner Werke ausgestellt hatte. Ich lernte ihn im Hause des kunstsinigen Inspektors des Rigaschen Stadtgymnasiums, H. Dannenberg, kennen. Für Dannenberg malte Klever in den ersten Wochen seines Rigauer Aufenthaltes ein Bild, das er schon oft gemalt hatte: eine russische abendliche Winterlandschaft, durch die ein bäuerlicher Wanderer schreitet. Das ist eins der Bilder, mit denen er sich das Herz des

¹⁾ Vgl. Abbildung „Winterabend“ Eine Heliogravüre erschien bei R. Tuck und Söhne.

russischen Volkes erobert hat¹⁾. Denn für den Russen ist dieses Bild mehr als bloß eine Winterlandschaft. Ihm bedeutet das Gemälde ein Stück russischen Volkslebens von kulturhistorischer Bedeutung. Wie dieser Wanderer, dem aus dem nahen Dorfe schon die Lichter winken, wandern Tausende durch die weiten Flächen des russischen Reiches. Dieser müde, mit schweren Schritten durch den tiefen Schnee schreitende Wanderer, vielleicht ist es ein Verbannter, der aus Sibirien der Heimat zutreibt, vielleicht ein Flüchtling, wird nun bald nach schwerem Marsche das Dorf erreichen. Dort wird ihm der Segen russischer Gastlichkeit zu teil werden, dann wird er weiter wandern, und vielleicht deckt ihn schon bald mit seinem weißen Tuche der Schnee¹⁾.

Wer durch die Säle der Tretjakowschen Galerie zu Mostau schreitet, wird bald gewahr werden, welche große kulturhistorische Bedeutung die russischen Genrebilder haben, wie in ihnen das soziale Empfinden des russischen Volkes zum Ausdruck kommt und wie vorteilhaft sie sich in dieser Beziehung von den Genrebildern der deutschen oder französischen Galerien mit ihren ewigen „Vaters Liebling“ oder den italienischen oder oberbairischen Charakterköpfen unterscheiden. Ich brauche nur an die Bilder von Rjepin oder Pasternak zu erinnern.

Kurze Zeit vor Klever war auch ich nach langjähriger Abwesenheit wieder in die baltische Heimat gekommen. Ich fand in Riga ein gewisses Kunstleben vor, wie man es dort früher nicht gefannt hatte. Es gab einen Kreis von Künstlern, die nicht nur in Petersburg, sondern auch im Auslande studiert und wohl auch etwas Tüchtiges gelernt hatten. Aber allen diesen Künstlern, die nach echt baltischer Art natürlich eine Clique bildeten, die Kunstkritik beherrschten, ja die Kritiken zum Teil selbst schrieben, fehlte der freie Zug, ohne den nun einmal die rechte Kunst nicht bestehen kann. Vielleicht lag es daran, daß sie meist im Nebenberufe Zeichenlehrer waren. Seit Jahrzehnten war in baltischen Blättern genug über Kunst geschrieben worden, und eingehend hatte man stets von den Erfolgen der ‚Landsleute‘ Gebhardt, Bochmann usw. berichtet, aber eins

¹⁾ Es ist bezeichnend, daß der ‚Vorwärts‘ in seiner illustrierten Beilage (13. Jan. 1907) eine Abbildung dieses Gemäldes brachte.

hatte man leider dabei vergessen: baltische Kunstpolitik zu treiben. Der Kunstverein hatte es nicht verstanden, sei es mit eigenen Mitteln, sei es mit denen reicher Leute, die es doch früher bei uns genug gab, Werke unserer bedeutenden Landsleute in Petersburg oder Düsseldorf zu erwerben.

Und wer durch die Räume der polnischen Nationalgalerie zu Krakau gewandert ist, wird den Gedanken nicht los werden, daß es auch uns Balten möglich gewesen wäre, in der Rigaer Gemäldegalerie ein Bild vom Kunstschaffen der großen zeitgenössischen baltischen Künstler zu bieten. Heute ist es wohl schon zu spät dazu. Gleich nach seiner Ankunft hatte Klever im Rigaschen Kunstsalon zwei baltische Motive ausgestellt. Ich schrieb damals für eine Rigasche Tageszeitung und hielt es für meine Pflicht, Klever einen Willkommensgruß zu bieten, der von dem Leiter dieses Blattes eigentlich nur widerwillig aufgenommen wurde, „Klever hätte sich doch ausgemalt.“ Ich wies darauf hin, daß die städtische Galerie noch kein Bild von ihm beäße und sprach den Wunsch aus, daß dieses Veräumnis nachgeholt werde.

Bezeichnend für Rigasche Verhältnisse schien es mir zu sein, daß man, als einige Werke Ludwig von Hofmanns den Weg in den Rigaschen Kunstsalon gefunden hatten, in der Presse mit Energie dafür eintrat, für die Rigasche Galerie ein Bild gerade dieses Künstlers zu erwerben. Die erste Studie, die Klever in Riga nach der Natur malte, galt dem prächtigsten Naturdenkmal der alten Hansestadt, der großen Lindenallee im Kaiserlichen Garten, deren aus Holland bezogene Bäume Peter der Große zum Teil selbst gepflanzt haben soll. Dann malte er die herrliche alte Kastanienallee auf dem Petri-Friedhofe. Und diese großzügige, sonnendurchleuchtete Freilichtstudie zeigte mir deutlich, wie frisch, wie modern im besten Sinne des Wortes der Künstler, der sich ‚ausgemalt‘ haben sollte, doch noch malen konnte, und erinnerte mich an jene Moskauer Studien, von denen ich oben gesprochen habe. Bald darauf begab sich Klever an den Rigaschen Strand, nach Bilderlingshof, wo er bis in den Spätherbst weilte. Hier ist eine ganze Reihe prächtiger, stimmungsvoller Waldbilder entstanden, von denen der vorige Jahrgang der Heimatsstimmen

eins im Bilde gebracht hat. Zuerst zog ihn Alt-Bilderlingshof an, das in seiner dorfarmigen Unregelmäßigkeit wohl malerisch reizvoller ist, als die planmäßig angelegte moderne Villenkolonie an den Dünen. Aber auch das Meer und seine Ufer hat er wiederholt gemalt, und in einem ‚Märchen‘¹⁾ hat er die Entstehung eines Strandbildes geschildert. Dieses Märchen zeigt, daß der Meister des Pinsels auch mit Worten zu malen versteht. Es war mir interessant, hier in Bilderlingshof zu beobachten, wie Klever mit der Natur verwuchs, und wie tief er in die geheimen, nicht einem jeden sich erschließenden Reize der baltischen Natur eindrang. Hier am Meeresstrande war es, wo ich zum ersten Male von ihm das köstliche Wort hörte, das mir den Schlüssel zum Verständnisse des ‚paysage intime‘ überhaupt zu bieten scheint: „Die Studie ist das intime Zwiegespräch des Künstlers mit der Natur.“ (Vgl. „Kunst für Alle“ XVII S. 130).

Ja, wie schön, wie reich ist doch auch unsere Heimat!

Und wem sich diese Schönheit noch nicht offenbart hat, dem kann sie ein Lehrmeister von Gottes Gnaden wie Klever es ist, verkünden. Ich werde mich stets eines Sommerabends erinnern, an dem Klever mir ein Verkünder dieser Schönheit geworden ist. Wir saßen im alten trauten Bilderlingshof, in dem ich die Sommertage meiner Kindheit verlebt habe, auf der Düne, unter den Kiefern. Die Sonne ging zur Rüste und senkte sich langsam auf die leise bewegte Meeresfläche. Und ihre letzten Strahlen tauchten die Stämme der Kiefern in goldiges Rot²⁾, das man selbst gesehen, empfunden haben muß, wenn man den Künstler, der es auf die Leinwand zaubert, nicht Lügen strafen will. Es gibt Leute, die da glauben, sie könnten über Landschaftsmalerei urteilen, weil sie in ihrem Leben einigemal spazieren gegangen und auch nicht blind geboren sind. Wenn dann eine Farbenerscheinung, die oft nur ein sekundenlanger Reflex auf der Netzhaut des Sonntagkinds, genannt Maler, wiedergibt, auf der Leinwand erscheint, dann hört man wohl Urteile, wie eins z. B. von einer hochgestellten Persönlichkeit über ein Bild von

¹⁾ Erschienen im Feuilleton der St. Petersburger Zeitung 1909.

²⁾ Vgl. die Abbildung ‚Herbstlandschaft‘.

Leistikow gefällt worden ist: „Glauben Sie mir, so sieht das nie aus!“ Nicht weit von uns lag auf der Düne eins jener kleinen, roh gezimmerten Häuschen, in dem die Fischer ihre Gerätschaften aufbewahren¹⁾. Diese Häuschen, die tagsüber teils verlassen und verschlossen daliegen, flößten uns Kindern immer jene köstliche Märchenfurcht, jene Hänsel- und Gretelstimmung ein, die so mancher sein ganzes Leben nicht los wird, ist doch das Schaudern der Menschheit bestes Teil. Oft habe ich Klever beim Malen zugeschaut, aber gerade wie in dieser Stunde ein Bild entstand, ist mir unvergeßlich geblieben. Denn in dieser Stunde ging mir zum ersten Male das Verständnis für den Zusammenhang zwischen Kunst und Natur auf, für jenes tiefe Problem, mit dem Goethe sein ganzes Leben lang gerungen hat, bis er schließlich die Lösung fand: „Kunst und Natur sind eines nur.“ Hier war ich Zeuge jenes Schöpfungsaktes, wie durch das Medium des genialen Künstlers das Naturwerk zum Kunstwerk wird. Und als die in kurzer Zeit mit sicherer Hand auf die Leinwand geworfene Studie mir die seit den Tagen der Kindheit vertrauten Dünenkiefern zeigte, durch die, wenn sie im nächtlichen Sturmesbrausen ächzten und stöhnten, meine Jugenträume den wilden Jäger ziehen ließen, da war es mir, als hätte der Künstler dieses Stück Heimat mir von neuem geschenkt, weil er mich gelehrt hatte, ihre Offenbarungen zu verstehen. Es ist bedauerlich, daß die Bilderlingshoffschen Studien Klevers, unter denen sich Prachtstücke, wie die ‚Nacht an der Aa‘²⁾ befanden, nicht zu einer Kollektivausstellung vereinigt, weiteren Kreisen vorgeführt worden sind, denn auf der gewiß gut gemeinten Jubiläumsausstellung baltischer Künstler im Jubeljahre Rigas waren sie nicht zu sehen, da sie meist während oder nach Schluß dieser Ausstellung entstanden sind. Hoffentlich kommt einmal, sei es durch Schenkung oder durch Vermächtnis, die eine oder die andere in die Rigasche Gemäldegalerie.

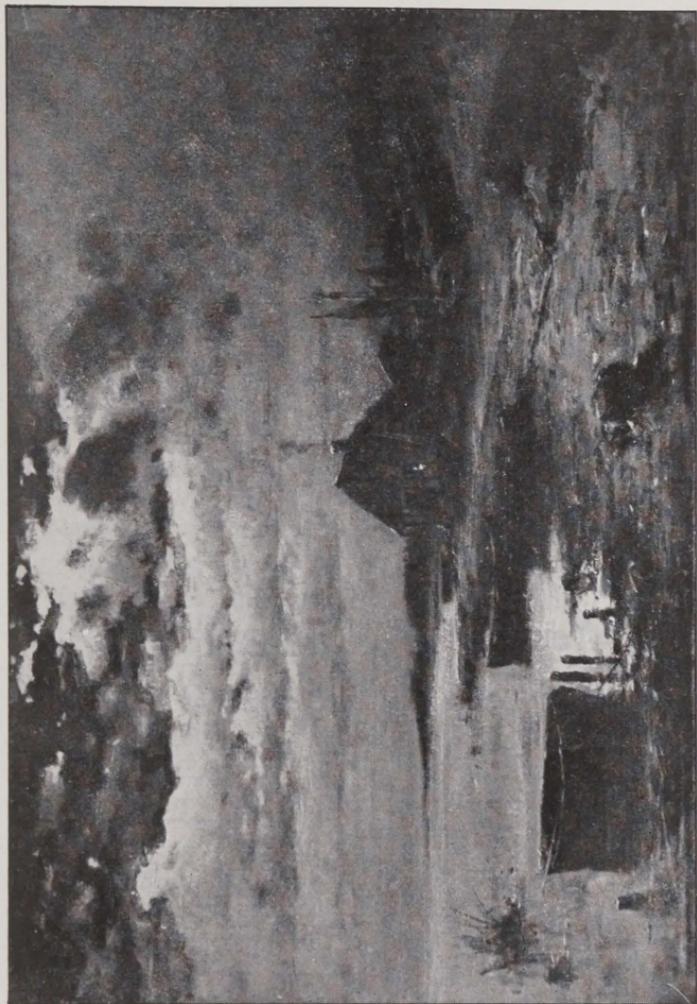
¹⁾ Solch ein Märchenmotiv gibt die farbige Abbildung ‚Mondlandschaft‘ wieder. Klever hat dieses Bild auch ‚den Weg zur Hege‘ genannt.

²⁾ Vgl. die Abbildung S. 217 und die Abbildung im vorigen Jahrgange der Heimatstimmen.



Julius v. Klever.

Herbstlandschaft



Nacht an der Wa bei Riga

Kurz bevor Klever Riga verließ, erwarb endlich auch die Galerieverwaltung eins seiner Bilder: ‚das Wasserfest auf der Düna am Krautabend¹⁾ des Jubeljahres‘. Aber auf dieses Bild ist wohl die Wahl weniger seiner malerischen Vorzüge wegen gefallen, sondern um seines historischen Gehaltes willen. Freilich wäre es wichtiger gewesen, die koloristisch ganz hervorragende Originalstudie dieses Bildes zu erwerben, statt nach dieser ein Bild in größerem Formate zu bestellen.

Ich habe dieses unvergeßliche Wasserfest in Klevers Gesellschaft auf dem Schiffe der ‚Liedertafel‘ mitgemacht.

Als sich das Abenddunkel auf den von unzähligen Schiffen und Booten belebten stolzen Strom hinabsenkte und überall bunte Lichter aufflammten, verstummte Klever in dem lebhaften Gespräche, das in unserer Mitte geführt wurde. Er verschwand aus unserer Kreise, und plötzlich sahen wir ihn hoch über uns in den Wanten stehen. Sein Auge wollte, soviel die Wimper hielt, von dem köstlichen Bilde aufnehmen, von dem er am folgenden Abende in seinem kleinen Zimmer in Wilderlingshof beim Scheine zweier Petroleumlampen eine koloristisch unvergleichlich feine Studie gemalt hat. Und noch in ferner Zukunft wird sein Bild in der Rigaschen Gemäldegalerie den Enkeln von dem Feste erzählen, das in jenem ruhmvollen Jahre, in dem die deutsche Kulturarbeit in den baltischen Landen verdiente Siege feierte, der farbenfreudige Sohn dieser Lande verewigt hat.

Fast drei Jahre hat der Aufenthalt Klevers in seiner baltischen Heimat gedauert, dann siedelte er, einer Einladung des ihm befreundeten Fabrikbesizers Posselt folgend, in dessen Berliner Heim über. Das war im Winter des Jahres 1904. Seit dieser Zeit lebt der Künstler in der Hauptstadt des deutschen Reiches. Ziehen wir die Bilanz von Klevers künstlerischem Wirken in der baltischen Heimat, in die er zu längerem Aufenthalte wohl nie mehr zurückkehren wird. Auch in dieser Zeit ist manches

¹⁾ Der Krautabend ist ein aus einem alten lettischen Volksfeste hervorgegangenes, von der Gesamtbevölkerung Rigas am und auf dem Dünaströme am Tage der Sommerjohanniswende gefeiertes, mit einem Blumenmarkte verbundenes Volksfest.

hervorragende Bild entstanden. Leider sind die schönsten Bilder aus dieser Periode nicht in der Heimat geblieben. So besinne ich mich noch auf ein großes, wunderbares Waldbild, ‚Die Johme im Walde bei Edinburg‘, das ein Bergwerksbesitzer in seinem Salonwagen — das Bild war noch nicht trocken — nach dem Ural mitnahm. Auch dieses Bild hätte jeder öffentlichen Galerie zur Zierde gereicht. Freilich waren unsere Landsleute, obgleich ja Klever während seines Aufenthaltes in Riga auch Bilder genug verkauft hat, vielfach noch erstaunt darüber, daß man für gute Bilder vierstellige Summen bezahlen kann. Jedenfalls muß die Tatsache festgestellt werden, daß weder die Presse, noch die Künstlerschaft Rigas den Meister nach Verdienst gewürdigt und geehrt hat. Das verstehen die Russen besser, denn sie sind dankbarer und empfänglicher als die Balten. Ihnen eignen in höherem Grade als den Balten jene zwei Eigenschaften, die ein russischer Kritiker an Goethe gerühmt hat, *otsyvtschivostj* und *vpetschatlitelnostj*, zwei Worte, die sich leider nicht sinngemäß ins Deutsche übertragen lassen. Das, was Klever für die russische Kunst bedeutet, kam zum Ausdruck in den warmen Worten einer meist von Russen, Letten und Juden unterzeichneten Adresse, die ihm die Lehrer und Schüler der Blumschen Privatkunstschule überreichten. Es ist bezeichnend, daß in dem mit reichem Bildschmuck versehenen Werke des Redakteurs Seraphim über die baltischen Lande sich keine einzige Abbildung nach einem Gemälde Klevers befindet. Möge ein späteres Geschlecht Versäumtes nachholen!

In Berlin war Klever ja kein Fremder. Beziehungen zu Adolf von Menzel, Paul Meyerheim, Ludwig Pietsch und dem bekannten Vermittler russischer Literatur Eugen Zabel und anderen, die vor Jahren in Berlin und auch in Petersburg geknüpft worden waren, wurden aufgefrischt. Schon ein halbes Jahr nach seinem Eintreffen in Berlin veranstaltete Klever im Verein mit dem bekannten Porträtmaler Prof. Julius Kraut zu wohltätigem Zwecke eine Sonderausstellung. In Berlin hatte man Klever von seinem früheren Auftreten her nicht vergessen, und so manche Berliner Privatgalerie besitzt eins seiner Gemälde neben Bildern seiner Landsleute Gebhardt, Bochmann und Dücker.

In kurzer Zeit hat der Künstler in Berlin einen großen Kreis aufrichtiger Verehrer seiner Kunst gefunden, der diese Verehrung nicht bloß platonisch durch Atelierbesuche und Aufforderungen zu Gesellschaften dokumentierte, sondern auch Bilder kaufte. So ist z. B. der bekannte Besitzer der berühmten historischen Uhrensammlung, der Herausgeber der ‚Deutschen Uhrmacherzeitung‘, Karl Marfels in seiner Verehrung für Klevers Kunst in den Wettbewerb mit manchem russischen Kunstfreund getreten und hat an vierzig Bilder Klevers erworben. Um die Wende des Jahres 1907/8 veranstaltete der Künstler, nachdem er auch auf der großen Berliner Kunstausstellung mit zwei Gemälden vertreten gewesen war, in der ‚Galerie für alte und moderne Kunst‘ eine Sonderausstellung, die vor allem für uns Baltten interessant war, aber leider von seiten der vielen in Berlin lebenden baltischen Landsleute nicht die verdiente Beachtung gefunden hat. Um das schöne, noch in Petersburg entstandene Gemälde ‚Waldeszauber‘ (Motiv von der Insel Margen) scharten sich hier die vielen in Berlin, zum Teil nach baltischen Studien gemalten Bilder, die Zeugnis ablegten von der rastlosen Arbeit des Künstlers, den man so oft gefragt hat, wann er denn eigentlich arbeite.

Außer dem ‚Waldeszauber‘ fesselten auf dieser Ausstellung vor allem zwei Bilder den Beschauer, der ‚verlassene Friedhof‘ und ‚Christus auf dem Meere‘. (Abbildung S. 221.)

Den ‚Christus auf dem Meere‘ hatte Klever vor Jahren in Petersburg zum ersten Male gemalt. Hier zeigt sich der Künstler als Schilderer des Meeres und als Darsteller eines religiösen Motivs. Nach beiden Seiten hin hat er Vorzügliches in diesem Gemälde geleistet. Es sind die Einflüsse Niwaſowſkys und von Klevers Freund Sudowſky, die hier zutage treten. Schon auf der Akademie hatte man Klever, als er auf einmal als Marinemaler auftrat, den Rat gegeben, sich ausschließlich der Marinemalerei zu widmen. ‚Christus auf dem Meere‘ ist gewiß ein schweres Motiv, und schon Goethe hat gesagt, es sei selten gemalt geworden, „wie es zugleich für den lebenden Künstler von großem Vorteil sei, daß es Raphael nicht unternommen; denn mit ihm zu ringen ist so gefährlich



Christus auf dem Meere
Mit Genehmigung des Kunstverlages von Gebroder Künzli, Zürich.

als mit Phanuel (1. Mos. 32).“ Der Versuch Klevers, dieses Motiv darzustellen, ist in hohem Grade interessant. Gerade das visionäre Moment hat er vorzüglich zum Ausdruck gebracht. Als das Gemälde, das für die Vielseitigkeit der Begabung Klevers spricht, im Jahre 1905 in Wiesbaden ausgestellt war, schrieb der bekannte Romancier Schulte vom Brühl im ‚Wiesbadener Tageblatt‘ das Folgende: „Christus auf dem Meere schien den Künstlern immer ein dankbarer Vorwurf, und unzählige Darstellungen dieses Motivs sind entstanden. Von den vielen, die wir kennen, erscheint uns die Blochhorstsche Behandlung des Vorganges als die konventionellste, die des berühmten russischen Landschaftsmalers Professor Julius von Klever aber nicht nur als die äußerlich wirksamste, sondern auch als diejenige, die innerlich der biblischen Legende mit ihrer tiefen Deutlichkeit am nächsten kommt. Das Bild ist derzeit im Küpperschen Laden in der Taunusstraße zur Ausstellung gebracht und wirkt besonders abends bei elektrischer Beleuchtung geradezu überwältigend.

Nichts künstlich komponiertes, nichts Theatralisches, alles nur Einfachheit und Größe. Eine wilde Sturmnacht. Der Wind wühlt die Wellen auf, der Mond scheint in wunderbarer Klarheit und prächtiger Leuchtkraft in die aufgewühlten Wassermassen. Ferne, schattenhaft das Schiff der bangenden Fischer. Ihre menschliche Furcht berührt uns nicht, ihr angstvolles Schreien: Herr, hilf uns! dringt nicht an unser Ohr. Wir schauen nur mit Andacht und Erschütterung auf die Figur des Heilands, die ruhig gleitend über die empörten Wasser schreitet und vor sich die Wellen zu beruhigen scheint. Die dunkle Gestalt des Herrn hebt sich ab von den im Mondlicht glitzernden Wellen in der Ferne, und sein Haupt steht dunkel gegen den leuchtenden Mond, so daß er wie ein mächtiger Heiligenschein wirkt. Und das scheint so einfach, so natürlich, daß das Gefühl nicht auffommt, daß man es mit einer bloßen Zufälligkeit oder mit einer künstlichen Konstruktion zu tun habe. Wie ein fesselndes, reizvolles Traumphantom ist das alles und nimmt den Geist mit mächtiger, künstlerischer Bannkraft gefangen. Die souveräne Beherrschung der Mittel, die frappierende Technik, welche die Werte

von Klevers, wie genugsam bekannt ist, auszeichnet, und die sich hier in der seltenen Leuchtkraft der Farbe, in der sicheren Zeichnung der Wellen und in ihrer Durchsichtigkeit besonders dokumentiert, trägt natürlich das Ihre dazu bei, den Vorgang noch besonders zu heben und eindringlicher zu gestalten. Die ganze Auffassung des Künstlers hebt das Motiv weit über das Legendäre empor, es wird gleichsam zu einer Allegorie der Weisheit oder des hohen Künstlertums, das in verklärter, innerer Versenkung ruhig über die empörten Wellen des Lebensmeeres dahinschreitet, aus dem der Durchschnittsmensch jammernd nach Hilfe schreit: Herr, ich versinke. Die beschreibende Prosa klingt gegenüber der erhabenen Weihe des Bildes fast trivial und das Bild, selber ein Gedicht, reizt unwillkürlich, seinen Inhalt in Versen wiederzugeben:

„Möven schrie'n und Segel flogen,
Mächtig braust des Sturmes Droh'n.
Über die erzürnten Wogen
Schreitet still der Menschensohn.

Auch des Lebens wilde Wellen
Tosen so im Felsenbett,
Und sie drohen und sie schwellen,
Wie im See Genezareth.

Kleinmut, mag der schnell versinken.
Die Philister schrei'n in Not,
Wenn dem Künstler Sterne winken
Leuchtend über Graus und Tod.

Lächelnd schreitet über Gräfte,
Dem die Kunst im Herzen glüht,
Über Wogen, über Klüfte
Schwingt sich frei ein selig Lied.“

Ein anderer Schlager der Berliner Sonderausstellung war der ‚verlassene Friedhof‘¹⁾. Das Motiv hat Klever auf einem Rittergute in der Nähe Revals gefunden. Und er hat es oft gemalt, auch während seines Rigaer Aufenthaltes. Bei einem

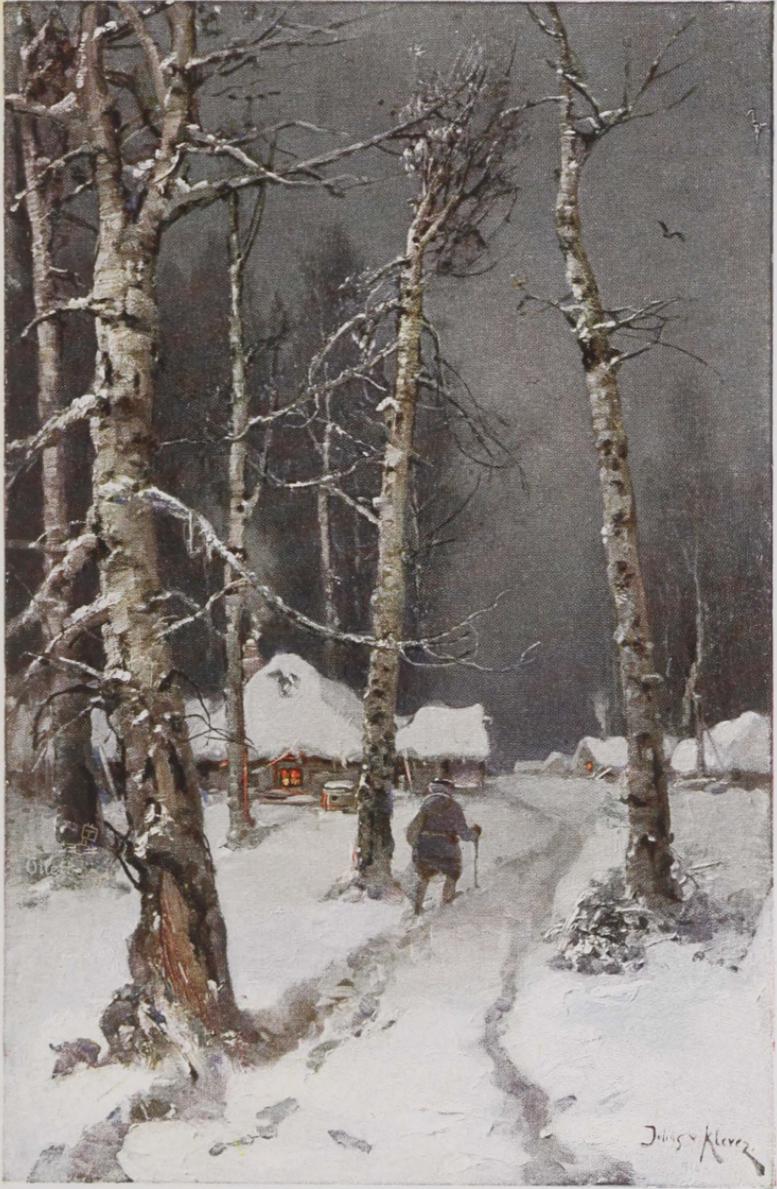
¹⁾ Eine Heliogravüre dieses Bildes brachte der Katalog der Berliner Sonderausstellung, eine Wiedergabe in Holzschnitt die „Gartenlaube“ (1909/1910) und die „Moderne Kunst“ (1904/5).

Friedhofsmotive denken wir an die ergreifenden Darstellungen in romantischer Auffassung der großen Schilderer Ruysdael und Lessing. Auch Klever ist, wie ich schon hervorgehoben habe, Romantiker, aber über das Romantische hinaus hat der Künstler den Vortrag dieses Bildes ins Heroische gesteigert. Aus diesem Bilde tönen die letzten, verhallenden Schlußakkorde einer Helden-symphonie, klingt das ergreifende Lied des Grabgesangs untergehenden Heldentums: „Fumus Troes¹⁾“. Ein Friedhof, wie es manche in unserer Heimat immer gegeben hat auf Rittergütern, die im Laufe der Jahrhunderte ihre Besitzer gewechselt haben oder in die Hände von Pächtern übergegangen sind. Eine Stätte, wie es deren gerade in unseren Tagen vielleicht noch mehr gibt, in denen der Kampf des Tages nicht bloß mit den Lebenden geführt wurde und selbst von den Friedhofsmauern nicht abprallte. Das kunstvolle eiserne Flügeltor, das die Stätte des Friedens von der Außenwelt abschloß, ist verschwunden, in der Mauer klappt eine breite Lücke, durch die wir auf die in der Ferne verschwimmende und mit dem Horizont sich vereinigende Landstraße blicken. Der Winter hat das Leihentuch des Schnees über die Landschaft gebreitet. Aber dieser Schnee ist von einer Leuchtkraft, wie wir sie nur bei Klever finden, seine Weiße ist nicht die Vereinigung aller Farbe, es ist die Farbe selbst, das Licht. Und die Sonne geht unter, und es ist die bekannte belebende, versöhnende Abendsonne Klevers. Im Schnee sind frische Fußspuren sichtbar, die von den Gräbern zum Tore hinausführen.

Wen hat zu so später Stunde noch der Weg zur verlassenen Stätte geführt? War es bloß ein Neugieriger? Oder hat einen aus der Ferne in die Heimat zurückgekehrten Wanderer die Sehnsucht zur Ruhestätte eines teuren Toten getrieben. So ist dieses Bild für uns Balten mehr als ein romantisches Landschaftsbild. Durch die pathetische Darstellungskraft wächst es aus dem Rahmen des Landschaftsbildes hinaus, es wird zum Historien-gemälde, zum geschichtlichen Dokumente.

Das hervorragendste Bild der Berliner Ausstellung unter den in Berlin entstandenen Schöpfungen Klevers war meiner

¹⁾ „Trojaner sind wir gewesen“ (vgl. Aeneis 2, 323).



Julius v. Klever.

Winterabend



Der Weg zu Großmutter's Garten

Meinung nach der ‚Weg zu Großmutter's Garten‘, ein Bild, das einen Markstein in Klevers künstlerischer Entwicklung bedeutet. (Abbildung S. 225.) Diese köstliche Studie, die in den Besitz eines Berliner Kunsthändlers übergegangen ist, hätten jene russischen Kunstnihilisten sehen sollen, die das Dogma von der allein-seligmachenden Farbe verkünden. Mit welcher Sorgfalt im Einzelnen, mit welcher schlichter Sachlichkeit hat der Künstler hier schwierige zeichnerische Probleme spielend mit Menzelgleicher Sicherheit bewältigt. In die kühle, klare Herbstluft hat er, um ein treffendes, von Herders Lebensgefährtin auf Goethe angewandtes Bild zu gebrauchen, mit ‚reingewaschenen Augen‘ geschaut. In eindringlicher Weise lehrt dieses Bild, wie der Virtuose Klever es nicht vergessen hat, daß im Deutschen das Hauptwort Kunst und das Zeitwort Können von derselben Wurzel stammen.¹⁾

Und zum Schlusse sei noch des estländischen Strandbildes mit seinen charakteristischen erratischen Blöcken gedacht, von dem das ‚Daheim‘ (1908) eine schöne Abbildung gebracht hat, und das auch den Lesern der baltischen Heimatsstimmen eine natürlich nur unvollkommene Wiedergabe (S. 227) vorführt.

Von Berlin aus haben unseren Künstler häufige Studienfahrten nach Mecklenburg und an die Ostsee geführt. So hat er in jenen Tagen, als der Erbe der deutschen Kaiserkrone sich in Gelbensande verlobte, für das hohe Paar die Stätte seines

¹⁾ Über diese Ausstellung schrieb E. Delpy im Berliner Lokal-anzeiger: „Klever hat in diesen effektvollen Bildern jene Art von male-rischer Romantik kultiviert, die von jeher ihres Erfolges auf empfindsame und schwärmerisch veranlagte Gemüter sicher gewesen ist. Auf entschieden höherem künstlerischen Niveau bewegen sich jene anderen Schöpfungen Klevers, in denen er sich unbefangenen der Natur Deutschlands hingeeben hat, ohne daran zu denken, „Stimmung“ zu machen. So zeigt er in dieser Ausstellung eine Winterlandschaft im Raubfrost und einen weiten Blick über die Havel, die von unvergleichlich ehrlicherer und kraftvollerer Natür-lichkeit sind, als seine glatten, schönen russischen Landschaften. Auch der prächtig intim und schlicht gemalte „Weg zu Großmamas Garten“ ge-hört zu dieser besseren Hälfte seiner Schöpfungen. Klever ist unzweifel-haft ein bedeutender Künstler, der nur nicht immer will, wie er kann — vielleicht deshalb, weil er angesichts seiner Erfolge auch nicht immer kann, wie er möchte.



© Nördliche Küstenlandschaft
(Mit Genehmigung des Verlages von Peltagen und Klasing.)

jungen Glückes gemalt. Die Mutter der Braut war ihm schon in Petersburg eine begeisterte Gönnerin gewesen, und als schöne Erinnerung an die Tage von Gelbensande bewahrt der Künstler die ihm vom Brautpaare gespendete erste photographische Aufnahme der erlauchten Brautleute. Eine Studienfahrt mit Klever hat der bekannte Romanschriftsteller Dr. F. Kunkel, für dessen Roman ‚Küstren‘ Klever ein stimmungsvolles Titelbild gemalt hat, in temperamentvoller Anschaulichkeit beschrieben. Geben wir ihm das Wort. „Wie er malt, wie er in seinen Abendlandschaften jene fabelhafte Sonnenbrunst bringt, jene überwältigende Glut, die er über die schneebedeckten Abhänger seines heimatlichen Waldes ausgießt, die er vom spiegelglatten Eis wie feurige Pfeile aufschießen läßt, das will ich erzählen, denn er hat es mir gezeigt, da ich unter seiner Anleitung eine Mondlandschaft kopierte, in der noch die letzte Glut der Sonne in Opposition zu dem blassen, im dunkeln Blau schimmernden Mond steht. ‚Die weiße Leinwand ist schon das halbe Bild‘, sagte er, als er plötzlich von seinem Sonnenuntergang, den er für die Rostocker Ausstellung malte, aufstand und in meine Kopie blickte. ‚Wenn erst ein falscher Ton darauf steht, kommt sie nie wieder so leuchtend zum Vorschein. Mit der weißen Leinwand muß man so zart umgehen wie mit einem unschuldigen Mädchen.‘ Und nun steht er plötzlich vor meinem Bilde, und sein flinker, sicherer Pinsel gleitet über die Fläche, er malt hinein, er doziert, und es fällt manches kluge Wort. ‚Was einem am besten gefällt im Bilde, muß man am spätesten malen, denn das wird einem am leichtesten. Immer aber die Luft zuletzt.‘ ‚Die Luft zuletzt, Herr Professor?‘ frage ich. ‚Vor der Natur in der Studie natürlich; nicht hier in der Kopie. In eine nasse Luft können Sie nichts Kräftiges hineinstellen. Jeder Ast wird grau und fließt Ihnen in die Ferne. Die Perspektive ist verloren. Außerdem, wenn Sie mit der Luft anfangen, kann das Bild nie was rechtes werden, denn sie verändert sich ja fortgesetzt, und nach zwei Stunden, wo Sie mit dem Körperlichen vielleicht fertig sind, sieht sie ganz anders aus, und Sie müssen anfangen, das Bild ganz umzustimmen.‘ Es liegt eine fabelhafte Lehrkraft darin, zu sehen,

wie das gemacht wird. Im Gespensterwald standen wir dicht nebeneinander. Ich schielte auf die werdende Studie, der Meister warf gelegentlich, wenn er zu seiner Farbenschatulle ging, einen Blick über mein notdürftiges malerisches Stammeln. ‚Überfangen Sie doch die Bäume nicht von oben an, immer wie der Stamm wächst, von unten auf! Und wenn Sie die Farben hineinsetzen, nicht streichen, sondern die Bogen rund!‘ Und nun nimmt er mir den Pinsel aus der Hand und setzt mir einen der grauen Buchenstämme an.

‚Sehen Sie, wie das schön rund ist! Nun einen durchsichtigen Schattenton dagegen und so weiter, das Durchsichtige zuerst und immer wieder abstimmen, selbst das Unfertige muß im Ton reizvoll sein. Die Kunst ist eine Gattin, ein Weib, sie läßt sich nicht brutal bezwingen, man muß um sie werben, dann gibt sie aber auch gerne und von ihrem schönsten Reiz.‘

Über Plaudern und Malen hatten wir den letzten Zug versäumt, und die späte Julinacht begann sich über den gespenstigen Wald zu legen. Klever ist abergläubisch, wie die meisten phantasievollen Menschen. Der Wald begann sich plötzlich für seine Sinne zu beleben, er sah in dem Stimmengewirr und den wirren Ästen menschliche Gestalten, die hier ins Groteske, dort ins Wesenlose wuchsen. Ein fahles Gespensterlicht spielte durch die Bäume, und das blaue Meer verschwamm in den Zwischenräumen in den hellgrünen Horizont. ‚Wissen Sie, ich werde ein großes Bild malen einen richtigen Gespensterwald, realistisch und doch phantastisch. Die Buchen sollen alle leben in menschlicher Gestalt.‘ Und nun begann seine Phantasie zu arbeiten. Wir schlenderten durch den nächtlichen Wald, bald hier bald dort blieb er stehen, starrte in einer Richtung, daß ich ihn schließlich zum Fortgehen mahnen mußte, weil wir auch sonst die Verbindung mit Dobberan verfehlt hätten. Und so packten wir endlich unsere sieben Sachen zusammen und fuhren von dem altertümlichen, mecklenburgischen Städtchen, der Heimstätte der Bülows, in die Mitternacht hinein, die dunkel und mässig auf der Chaussee lag. Nur im Norden prangte der letzte Abendglanz der niedergegangenen Sonne über dem Meer, von

dem ein kalter Wind über uns hinging. Als ich am andern Mittag in sein zum Atelier umgeschaffenes Hotelzimmer trat, hatte er die Untermalung zu dem großen Bilde ‚der Gespensterwald‘ schon fertig. Aber was hat seine Phantasie aus der trockenen Studie gemacht! Ein schauriges Leben, ein gespenstiges Wandeln durch den Wald.“ (Berliner Tageblatt 1906.)

In Berlin hat Klever auch alte, schon in Dorpat geknüpft Beziehungen zu seinem großen Landsmann Ernst von Bergmann erneuert. Schon die Väter der beiden Männer hatten einander nahe gestanden. Wiederholt hat Bergmann in Klevers Atelier geweiht, von dessen Wänden ihm des Freundes Gemälde Grüße aus der Heimat und der Jugendzeit sandten. Einen dieser Besuche Bergmanns mit seiner Familie und seinen Getreuen hat Eugen Jabel in der Sonntagsbeilage der National-Zeitung (22. Dezember 1907) geschildert. „Bergmann, der als Kind Feld und Flur lieben gelernt hatte, sah auf den Bildern seines Freundes den russischen Wald in seiner winterlichen düsteren Schwermut oder in strahlender warmer Beleuchtung durch die untergehende Sonne. Klever erfreute ihn bald darauf mit der Ausführung eines Gemäldes, auf dem der Garten seiner Villa in Potsdam mit dem Blick auf die Havel stimmungsvoll dargestellt war. Bergmann, der die steilen Treppen im Atelierhause im Siegmundshof nahe dem Stadtbahnhof Tiergarten nicht ohne Mühe erstiegen hatte, hinterließ mit seinem muskulösen Körperbau, den frischen Gesichtszügen und der lebhaften Art, wie er die Unterhaltung führte, trotz seiner neunundsechzig Jahre den Eindruck ungebrochener Kraft. Während er die Schüssel mit belegten Brötchen, die vor ihm stand, wohlgefällig betrachtete und fleißig zugriff, sich auch die Tropfen ausgesuchten Moselweins, der in den Gläsern perlte, schmecken ließ, kamen wir auf unsern gemeinsamen Freund, den verstorbenen russischen Schlachtenmaler Wereschtschagin zu sprechen, den Bergmann während des russisch-türkischen Krieges als Künstler wie als Mensch lieb gewonnen hatte. Ich erinnerte daran, wie der große Meister immer ärgerlich wurde, wenn man seine Schöpfungen einseitig und tendenziös fand, weil er das Schrecklichste, das er erlebt hatte, vor

Wehmut und Verzweiflung gar nicht in sein Skizzenbuch eintragen konnte. Bergmann gab ihm darin recht und betonte, daß es sich beim Kriege in Wirklichkeit noch um viel fürchterlichere Dinge als bei seinen Gemälden gehandelt habe. In unvergeßlich anschaulicher Weise erzählte er, wie er, damals konsultierender Arzt bei der russischen Donauarmee, sich entschließen mußte, einem schwer verwundeten Soldaten beide Beine abzunehmen. Während er die Operation vornehmen wollte, hörte er plötzlich hinter sich Stimmen, drehte sich um und erblickte die hohe Gestalt Kaiser Alexanders II. Der Zar ließ sich Bericht abstaten über die näheren Umstände, unter denen dem Ärmsten die Beine zerschmettert wurden und fühlte sich dabei von Mitgefühl so überwältigt, daß ihm die Tränen über die Backen strömten, er fast ohnmächtig wurde und auf das Bett des Soldaten niedersank, der mit brechenden Augen nur noch „Mein Kaiser!“ ausrufen konnte und gleich darauf verschied. Vielleicht ahnte der Zar, daß das Schicksal ihm wenige Jahre darauf durch die Bombe eines nihilistischen Verschwörers in seiner Hauptstadt dasselbe schreckliche Ende bereiten würde. Bergmann erzählte dann weiter, wie einmal ein Bruder dieses „Zar-Befreiers“, der Großfürst Nikolai Nikolajewitsch ganz unerwartet und unangemeldet ihn in seiner Wohnung am Alexander-Ufer besuchte und wegen einer Geschwulst an der Wade konsultierte. Bergmann erkannte die Wucherung als Krebs, suchte aber den hohen Herrn, der sich auf dem Wege nach dem Süden befand, nach Möglichkeit zu beruhigen, ohne ihm das Gefährliche seines Zustandes zu verheimlichen. Der Großfürst bewahrte bei dieser Eröffnung seine Fassung, küßte ihn und sprach in tiefer Bewegung: „Ich danke Ihnen. Sie haben mir immer die Wahrheit gesagt.“ Als Klever unsere Stimmung, die durch so viele ernste Erinnerungen herabgedrückt war, mit einer Flasche Pommern wieder heben wollte, lehnte Bergmann die freundliche Einladung mit dem Bemerkten, daß er in seiner Klinik erwartet werde, ab und verabschiedete sich von uns, indem er lächelnd sagte: ‚Jetzt muß ich gehen, sonst schneide ich womöglich noch das falsche Bein ab.‘ Nach kurzer Zeit fanden wir uns wieder

in dem Atelier ein, wo wir noch andern Gästen und Freunden des Hausherrn, wie unserm prächtigen Paul Meyerheim und dem Stadtbibliothekar Dr. Arend Buchholz begegneten. Wir rückten an dem Frühstückstisch zu einer Gruppe zusammen, in deren Mitte Bergmann saß, während ein photographischer Apparat vor uns aufgestellt wurde und das Blitzlicht seine Schuldigkeit tat. Als das Bild entwickelt war, fanden wir nicht nur die klugen und gütigen Gesichtszüge des verehrten Mannes wundervoll wiedergegeben, sondern ihn selbst zum zweiten Mal in anderer, aber ebenso charakteristischer Haltung im Rahmen eines großen Fenster spiegels, der zufällig ihm gegenüber hing.¹⁾

Doch auch die russischen Freunde Klevers haben ihren ‚Julij Juljewitsch‘ in Berlin nicht vergessen, so manches Bild ist von Berlin nach Ostern gewandert, und mehr als einmal ergingen Aufforderungen an den Künstler, auch auf russischen Ausstellungen auszustellen. So wurden in Berlin die alten herzlichen Beziehungen zur Familie des bekannten Moskauer Mäzens K. Uschkow erneuert, für dessen Schwager Kusnezow Klever einst einen Zyklus russischer Landschaften gemalt hatte. Und die beiden Tiergartenbilder, die der Künstler für K. Uschkows Schwiegersohn, den berühmten Kontrabaßvirtuosen Ruffewitsch, der sein Berliner Heim am Tiergarten aufgeschlagen hatte, gemalt hat, beweisen, daß er an den malerischen Schönheiten der Reichshauptstadt auch nicht achtlos vorübergegangen ist. So wirkt denn Julius von Klever in seinem schönen, ungewöhnlich reich ausgestatteten Atelier im stillen Atelierhause im Siegmundshofe am Spreeufer. Und wie in Petersburg gehen auch hier Berliner Kollegen, Schriftsteller, Fürstlichkeiten, Diplomaten und — was

¹⁾ Eine zweite, gleichzeitig gemachte Aufnahme gibt die Abbildung S. 233 wieder. Die dargestellten Personen sind (von rechts nach links): Schriftsteller Eugen Fabel, Stadtbibliothekar Dr. Arend Buchholz, Prof. J. v. Klever, Prof. Paul Meyerheim, Geh. Rat Prof. Dr. E. von Bergmann, sein Sohn Dr. med. v. Bergmann, dessen Gattin, Fabrikbesitzer Poffelt-Riga, Freifrau v. Barnekow Tochter Ernst v. Bergmanns), Dr. med. Simonsohn (Assistent Prof. v. Bergmanns), stud. oec. pol. P. Katzenelsohn-Vobruisk (dem Prof. v. Bergmann die Immatrikulation an der Berliner Universität vermittelte), stud. v. Bergmann (Neffe Prof. v. Bergmanns).



Ernst von Bergmann und die Seinen in Klevers Atelier
(Nach einer Aufnahme von Hermann Boll, Unter den Linden, Berlin.)

bei Klever selbstverständlich ist — schöne Frauen ein und aus. In Berlin wird er bleiben, bis eines Tages die Sehnsucht nach dem russischen Winterwalde, die ihn so oft beschleicht, zu stark wird und er wieder nach Osten zieht.

Als Balte habe ich für Balten in einem baltischen Jahrbuche vom Leben und Schaffen eines baltischen Künstlers berichten wollen, der uns Balten unsere heimische Landschaft gemalt hat. Nicht als Kunstrichter habe ich über Klever schreiben wollen. Denn nicht leicht ist es, schon heute über das ‚oeuvre‘, das Lebenswerk des Künstlers zu urteilen, wenn man nicht die Leichtfertigkeit so manches Kunstschreibers der Tageszeitungen zweiten und dritten Ranges besitzt. Zwischen zwei sehr weit von einander entfernten Polen, wie sie z. B. seine Bilder ‚Welke Blätter‘ und ‚Verlassener Friedhof‘ darstellen, liegt das weite Gebiet seiner künstlerischen Tätigkeit, und in seinem Kunstschaffen ist die heroisch-romantische Landschaft nie durch die den Zeitgenossen vielleicht näher stehende Stimmungslandschaft völlig überwunden worden. Darin liegt vielleicht ein Zwiespalt in seinem Wesen, und eben dieser Zwiespalt ist wohl für Klever das tragische Moment gewesen, das wir im Schaffen der meisten großen Künstler erkennen können.

Eine Schilderung der Eigenart Klevers wäre nicht vollständig, wenn wir nicht hervorheben wollten, daß er im Gegensatz zu den meisten modernen Vertretern der Stimmungslandschaft stets danach gestrebt hat, das Organische des Naturlebens, selbst in seinen intimsten Äußerungen zu erfassen¹⁾ und zur Darstellung zu bringen. Für ihn hat stets das Wort Leopardis gegolten: „La minor natura e minor arte.“ Ein geistvoller Botaniker hat vor kurzem vom ‚Gesetz des Waldes‘ gesprochen, vom Kampfe ums Dasein in der Pflanzenwelt. Das Geheimnis dieses Gesetzes hat sich unserem Künstler, der nie stilisiert hat, voll erschlossen, und nur so konnte er in seinen Gemälden wirklich Charakterbilder unserer heimischen Natur geben, die ‚der Birke hangend Haar‘ ebenso poetisch und wahr schildern, wie die düster-ernsten Kiefern.

¹⁾ Vergl. meinen Aufsatz über Klever („Die christliche Kunst“ 1909, S. 242 ff., abgedruckt in der ‚Nordlivländischen Zeitung‘ 1909 Nr. 128 und in der Kunstbeilage des ‚Rigaer Tageblatts‘ 1909 Nr. 6).

Mit Recht hat Prof. Kupffer im zweiten Jahrgang der Heimatsstimmen (Abbildung S. 225) neben seinen eigenen charakteristischen Naturaufnahmen Klevers Darstellung eines livländischen Birkenbruches zur Illustrierung der baltischen Landschaft benützt. In seinem feinsinnigen Buche ‚die Landschaft‘ schildert Max Haushofer im Kapitel ‚die Pflanzenwelt in der Landschaft‘ die Moose, die gedrängten Massen kleinsten Pflanzenlebens. Was uns die Moose so sympatisch mache, sei das Verdecken der Fäulnis und der Verwitterung mit frischem, jungem Pflanzenleben, denn wir wissen, daß es sich nicht bloß um ein Verbergen von Verwesungsorganen handelt, sondern um ein Umgestalten derselben in neue Lebensprozesse. Und diesen Sätzen ist eine Abbildung nach einer im Verlage der ‚Photographischen Gesellschaft‘ erschienenen Wiedergabe des Kleverschen Gemäldes ‚Waldweben‘ beigelegt.

Was Klever für die russische Kunst bedeutet, was er dem russischen Volke ist, wird erst eine spätere Zeit, die den nötigen Abstand genommen hat, richtig werten, wenn die Geschichte des russischen Naturgefühls, der Entwicklung des landschaftlichen Auges in dem Sinne, wie es Riehl in seinem bekannten Aufsätze in den ‚Kulturstudien aus zwei Jahrhunderten‘ versucht hat, für Rußland geschrieben sein wird. Klevers Bilder, die in unzähligen Kopien und Reproduktionen den Weg ins russische Volk gefunden haben, mit denen er einen neuen Stil, neue Ausdrucksformen für die russische Landschaftsmalerei gefunden hat, haben ohne Zweifel eine große künstlerische Mission erfüllt. Diese Tatsache kann die russische Kunstgeschichte auch heute schon buchen.

Auch was er uns Baltien gegeben hat, was sein Lebenswerk für uns bedeutet, wird vielleicht erst die Zukunft, der es leichter fällt dankbar zu sein als der Gegenwart, ins rechte Licht setzen. Schon Jahre ist es her, daß unserer Heimat folgende Worte gewidmet wurden: „Was sollen Künstler in einem Lande, dessen ewig grauer Himmel keinen Farbensinn aufkommen läßt, dessen Sonne nur ausnahmsweise durch den dicken Nebel dringt, den undurchdringliche Sümpfe und Wälder aushauchen, dessen Sommer nur eine glückliche Täuschung, ein grün angestrichener Winter ist, dessen Bewohner so vollauf mit dem Kampfe um

die größten Bedingungen ihrer Existenz zu tun haben, daß ihnen der Sinn für des Lebens holden Überfluß beinahe vollständig abhanden kommt.“ Unsere Dichter und unsere Künstler, in erster Reihe Klever, beweisen, daß diese Worte schon lange keine Geltung mehr haben. Klever ist für uns der baltische Landschaftler. Kein anderer ist so tief wie er in das Wesen der baltischen Landschaft eingedrungen, hat so viel aus ihr herausgeholt. Gewiß ist auch auf diesem Gebiete wie auf jedem Gebiete der menschlichen Tätigkeit eine Steigerung möglich. Aber welche Fülle von baltischen Naturbildern bietet uns Klevers Werk, soweit wir es übersehen können: Die Küste Estlands mit ihren Finglingen, der Urwald der Insel Maren, Schloß Hapsal, das unwirtliche Gestade des Peipussees, die alte Landstraße bei Dorpat und Dorpats Ressourcengarten, die heimlichen Reize livländischer Parks und des livländischen Strandes bei Riga, Rigas Kaisergarten und den Nachtzauber der Aa. Doch keinen Katalog Kleverscher Bilder will ich verfassen.

Aber alle diese Bilder stellen in ihrer Gesamtheit ein so bedeutungsvolles Stück baltischer Heimatkunst im eigentlichen Sinne des Wortes dar, daß wir ihrem Schöpfer zu dauerndem Dank verpflichtet sind. *Tê patriidi dôron*, der Heimat ein Geschenk; diese Widmung schrieb ein vielseitiger griechischer Staatsmann und Geschichtsschreiber im zweiten Jahrhundert n. Chr. auf die Geschichte seiner Heimat Bithynien. Auch Julius von Klever hat mit seinen Darstellungen baltischer Landschaften seiner Heimat ein köstliches Geschenk vermacht. Und das soll in der Heimat dem Manne stets unvergessen bleiben.



Gedicht.

Von

Helene von Engelhardt-Pabst-Wien.

Jabal und Jubal.

Jabal dehnt auf grünen Matten
Seiner Herden Reichtum aus, —
Jubal träumt im Waldesschatten,
Lauscht auf Wind und Stromgebraus.

Jabal schmaust am vollen Tische,
Jubal schnitzt im lausch'gen Ried
Sich Geräte — zauberische —
Draus er goldne Klänge zieht!

Unter Palm' und Dattelbäumen
Reiht sich Jabal Zelt an Zelt
Arm an Gütern, reich an Träumen
Wandert Jubal durch die Welt. — — —

Stille herrscht in Jabals Zelten;
Rings in wüstem Einerlei
Hört man nur der Knechte Schelten
Stiergebrüll und Widderschrei.

Doch vom reichen Mahl zuweilen
Fährt der Hausherr jäh empor:
„Laßt der Knechte flinksten eilen —
Fremder Klang schlug an mein Ohr!

Schau ob das nicht Jubals Kinder,
Welche unsre Straße ziehn!
Ruft den Bruder! eilt geschwinder!
Festeslust begleitet ihn!“

Horch ein Klingen Horch ein Tönen
Flötenschall und Geigenstrich
Jubal naht mit seinen Söhnen,
Alle Züge lichten sich.

Lauter rauschen Quell und Bäume,
Heller blinkt der Sternenschein — —
Jubals Lieder, Jubals Träume
Zogen leuchtend in ihm ein. — —

„Bruder Jubal, laß mich wissen
Welch ein Zauber mit dir zieht?
Nimmer mundet mir der Bissen
Besser als nach deinem Lied!

Fetter scheinen die Reviere
Die zum Weiden ich erkor, —
Meiner Widder, meiner Stiere
Freu ich mich wie nie zuvor.

Und du dünkst mich um so ärmer
Nun mein eigen Glück so groß
Jubal, wunderlicher Schwärmer,
Wie so anders fiel dein Loos!“ — — —

Und der Spielman lächelt leise, —
Lächelt, und erwidert sacht:
„Mir auch, ob in andrer Weise,
Ward mein Erbteil zgedacht.

Bruder Jubal reich an Herden:
Willst du in des Glückes Schein
Recht von Herzen fröhlich werden
Lad'st du Jubals Kinder ein.

Wenn die Schafe, — wenn die Rinder
Dich mit Sorgenlast verwirr'n:

Singend streichen Jubals Kinder
Dir die Furchen von der Stirn.

Bruder Jabal, reich an Schätzen,
Manches Amt ward dir verliehn:
Knechte ein- und abzusetzen, —
Ciere zähmend zu erziehn;

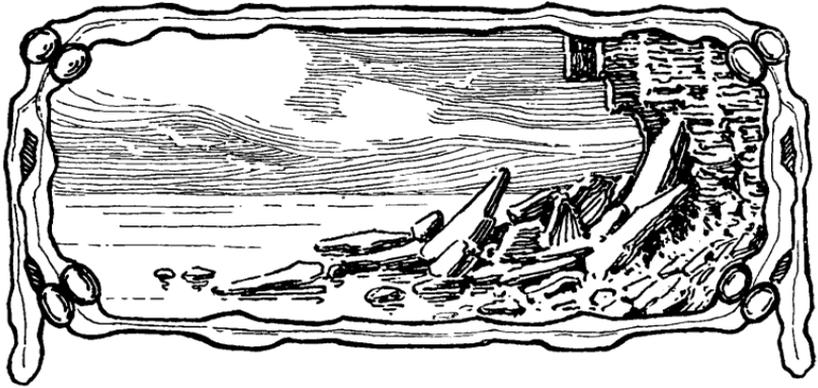
Aber Menschenseelen fassen
Wie an unsichtbarem Seil, —
Herzen zündend glühen lassen
Bleibt der Jubalskinder Teil! — —

Bruder Jabal, reich an Zelten
Drin sich buntes Leben regt:
Ferne harren andre Welten —
Eine Abschiedsstunde schlägt.

Deiner Fluren grüne Weiten —
Zelt und Rinder bleiben hier:
Aber noch durch Ewigkeiten
Zieht die holde Kunst mit mir!“

— — — — —





Den Strand entlang.

Bilder aus dem baltischen Vögelleben.

Von

F. E. Stoll-Riga.

Lang ist es her, da lag am Waldesrand ein stilles Pastorat mit rotem Ziegeldach und hellen Giebfenster, aus denen der Blick über einen lauschigen Garten, hinaus auf weite sumpfige Wiesen schweifte. Trotziger, knorriger Dünenwald wehrte dem flüchtigen Sande, der dem Meere entstieg und an den zähen Stämmen sich zu Bergen türmte. Nur bei Langaszeem, wo Unverstand den Wald vernichtet, strömte die Wanderdüne über Wiesen, Bach und Feld hinweg, mit ihrem weißen, rieselnden Sande Häuser und Gärten begrabend. In den Flieder- und Spiraeahefen des Pastoratsgartens nisteten Grasmücken, Laubjäger und der vielgewandte Neuntöter, in den zackigen Spitzen der alten Eichen knarrten Kernbeißer ihr wunderbar-seltames Lied, und aus dem Spalt einer geborstenen Schwarzeller lugte der Kopf eines Wiedehopfes. Wenn dann am Abend die Sänger verstummten, wenn auf den Wiesen Schnarrwachtel und Sumpfhühnchen lebendig wurden, wenn die Enten auf der Lange lockten und dem Schilf des Reiheres rauher Schrei entstieg, dann hochte ich

still, ein Knabe noch, auf dem Balkon, und lauschte dem nächtlichen Konzert.

Die Eindrücke, die sich damals dem Kinde einprägten, sitzen noch heute fest, und wenn ich auch schon die baltische Heimat nach Nord und Süd, nach Ost und West durchquerte, immer wieder zieht es mich an die Meeresküste zurück, wo die Woge rauscht, und der Möven schriller Schrei erklingt.

Heute soll uns unser Weg die Küste entlang durch Wälder und Wiesen, über Seen, Sandwüsten und schroffe Meeresklippen führen. —

Nach einer langen Fahrt auf einsamen Waldwegen, gelangen wir in die Buschwächterei L. des großen Waldgutes Popen, in der Nordwestecke Kurlands. Die Buschwächterei liegt am Ufer der Irbe, die jetzt weit aus den Ufern getreten ist und auf ihrem Rücken noch vereinzelt Eischollen, Balken und ausgerissenes Strauchwerk zum Meere hinabträgt. Über die blinkende Wasserfläche streichen Schellenten hin und her, und in einer geschützten Bucht tummelt sich das graue Weibchen eines Sägetauchers, mit großer zackiger Haube, während das prächtige Männchen mit dem grünen Kopf und der lachsfarbenen Unterseite am Ufer auf dem knorrigen Aste einer alten Eiche sein Gefieder im letzten Schein der Abendsonne putzt. Längs dem Ufer zieht sich ein Streifen Laubholz mit einigen Fichten hin, dann setzt trockener Dünenwald ein.

In der Frühe des nächsten Morgens, lange vor Sonnenaufgang, wandern wir unter Führung des Buschwächters in den stillen Kiefernwald hinaus, dem Balzplatz des Auerwildes zu. Weiße, weißgrüne Rentierflechte bedeckt den Boden, auf dem klar und dürrig, niedrig und krüppelig die Bäume stehen; nur hier und da reckt eine alte Kiefer aus der Väter Zeit ihre mächtigen Arme gen Himmel. Gleich langen Wällen ziehen sich die bewaldeten Dünen hin, in deren Tälern, den „Töhmen“ schon kleine Moosmoore schwellen. Wir sind am Platze. Mein lebenswürdiger Gastgeber, Baron K., weist mir die Richtung, in der ich auf Auerhähne stoßen dürfte, und verschwindet dann selbst im Dunkel des Waldes. Lautlos, mit angehaltenem Atem schleiche

ich weiter. Hier und da klappert ein loses Rindenstückchen, sonst Totenstille. Da endlich, erst kaum vernehmbar, dann klar und deutlich höre ich das Knappen eines Hahnes und dann den zischenden Schleifer. Erst in langen Pausen, dann immer schneller und hitziger singt er sein Minnelied. Es folgt Schlag auf Schlag. Bei jedem Schleifer springe ich 2—3 Schritte vor, und bald sehe ich auch den Hahn auf dem untersten Ast einer kleinen Kiefer, vielleicht acht Fuß hoch, mit hoherhobenem Haupte und breitgefächertem Schwanz, stehen. Die nächsten Schleifer bringen mich auf dreißig Schritte heran. Einen Augenblick noch weide ich mich am herrlichen Anblick, dann — ein Schuß, und polternd stürzt der Urhahn zu Boden. Auch Baron K. hat Weidmannsheil gehabt, und einen Hahn zur Strecke gebracht.

An der Nord-Ostküste Kurlands, etwa zwei Werst vom Meere liegt der ca. 20 Werst lange und mehrere Werst breite Angernsche See. Das Ostufer bildet trockener Kiefernwald, längs dem Westufer, das vor einigen Jahrzehnten noch Seeboden war, ziehen sich weite feuchte Wiesen und junger Laubwald hin. Im nördlichen Teil des Sees liegen eine größere bewaldete, und mehrere kleinere Inseln. Der größte Teil des Sees zeigt eine weite, offene Wasserfläche, und nur an der Westseite hat sich der schmale Schilfsaum an einer Stelle zu einem mehrere Werst langen, dicht verfilzten Rohr- und Schilfwald verbreitert. Es sind dieses die „Grebber“, ein Dorado für Wasservögel. Neben März- und Aikenten, ist die Tafelente, von den Jägern „Braunkopf“ genannt, die bei weitem häufigste Ente. Neben ihr treffen wir auch einzelne Löffel- und Spießenten. Als ich im Mai des Jahres 1906 den See besuchte, trieben sich die Männchen der Tafelenten in großen Scharen auf der freien Wasserfläche umher; die Weibchen hielten sich im dichten Schilf der Grebber versteckt und flogen nur auf, wenn unser Flachboot ihnen fast auf den Rücken fuhr. In den Seggenbüscheln, die inselartig aus dem Wasser ragten, fand ich auch mehrere Nester der Tafelenten mit Eiern. Am Schilfrande erscheint hin und wieder der Kopf eines Haubentauchers, um sogleich wieder in der Tiefe zu verschwinden. Mit Mühe schiebt sich unser Flachboot durch das dichte Pflanzen-

gewirr. In den Resten des vorjährigen, nun abgestorbenen Rohrwaldes schwirrt es vom Gesang der Rohrdrossel, der Rohrammer (Rohrsperling) und des Schilfrohrsängers. Aus einem gelbleuchtenden Rohrbusch ragt die Spitze eines Weidenstrauches, von dessen schlanker Rute ein Rohrdrosselmännchen unermüdlich sein rauhes und doch liebliches Lied steigen läßt. Ein Näherfahren ist nicht möglich, so steige ich denn aus dem Boot in die frühlingswarme Flut, bis über die Knie im Schlamm und Pflanzengewirr versinkend und arbeite mich mühsam zu jenem Weidenstrauch durch. Meine Erwartung hat mich nicht getäuscht: Genau unter jenem Busche, von vier schwankenden Rohrhalmen getragen, steht das tiefe, sackähnliche Nest mit den graugrünen, dunkelgetüpfelten Eiern. — Durch das junge sprossende Schilf ziehen sich einige schmale Kanäle, die etwas freieres Wasser zeigen; diese benutzen wir, um tiefer in das Labyrinth vorzudringen. Nach einer Weile werden wir von einer Schar leichtbeschwingter Flußseeschwalben umringt, die mit lautem Geschrei auf den Störenfried eindringen. Auf den Resten eines alten Heuschobers, auf angeschwemmten Schilfteilchen, Kalmuswurzeln usw. finden wir ihre kunstlosen, mit zwei bis drei Eiern besetzten Nester. Wo das weiche Heu als Unterlage diente, haben die Vögel eine flache Mulde gemacht, wo dieses fehlte, sorgten einige wenige, kreuz und quer gestellte Schilf- und Rohrstückchen für das Festhalten der Eier. Einige hundert Schritte weiter haben sich eine Anzahl Lachmöven angesiedelt.

Sie haben auf das Nest schon mehr Mühe verwendet. Auf einer festen Unterlage hebt sich ein zwei bis drei Zoll hoher Nestkegel, in dessen ziemlich tiefer Mulde die drei Eier sicher gebettet liegen. Wieder einige hundert Schritte weiter treffen wir eine Kolonie schiefergrauer Trauerseeschwalben. Ihre Nester sind mit fast sträflichem Leichtsinne angelegt: Zwischen sprossenden Rohr auf einer schwimmenden Unterlage von einigen wenigen Binsenstücken liegen die kleinen, meist braunen, tief dunkel gefleckten Eier. Bei jedem Wellenschlage hebt und senkt sich das Nest; freilich hohe Wellen gibt es in diesem geschützten Winkel auch bei starkem Winde nicht.

Hin und wieder klingt aus dem Schilf der dumpfe Ruf der Rohrdommel. — Wir gelangen nun wieder in freies Fahrwasser. Dürre, aus dem Wasser ragende Stangen zeigen uns, daß Fischer hier ihre Sezneße gestellt haben. Von der Spitze einer sonnen-gebleichten Stange grüßt uns eine gelbe Bachstelze mit freundlichem „pizli“ Auf den Wiesen tönt der Ruf von Kronschneepfen und der meckernde Balzflug einer Bekassine. Am Südennde des Sees, an der Mündung des Paffulbaches gewahren wir jetzt zwei schwarze Störche, die sich im eilenden Wasser einen Weißfisch oder Hecht zum Frühstück fangen. Sie nisten im nahen Riddelsdorfer Walde. Dort soll auch der Horst eines Schreiadlers stehen. Wir verlassen das Boot und folgen einem Hüterjungen, der uns zum Horst führen will. Erst müssen wir ein nasses Bruch mit Erlen- und Weidengestrüpp passieren, aus dem uns in zarter Pracht, vieltausend Irisblüten entgegenleuchten. Von einem Hümpel nicken uns, blaß und runzelig, die letzten Buschwindröschen zu. Wir betreten nun einen dichten Bruchwald mit eingesprengten Fichten. Jedes Geräusch vermeidend, winden wir uns durchs Unterholz. Jetzt bleibt der Knabe stehen und weist mit stummer Gebärde auf eine dicke Fichte, deren Spitze einst der Sturm gebrochen. Dort oben soll der Horst stehen, doch zu sehen ist nichts. Behutsam schleichen wir näher. Plötzlich entwickelt sich mit prasselndem Flügelschlage im Wipfel ein mächtiges Etwas; der nachgesandte Schuß wird von schirmenden Zweigen aufgefangen, und unversehrt streicht der Adler ab. Der Hüterjunge klettert nun zum Horst hinauf und läßt in einem Taschentuch an einer Schnur die beiden Eier herunter. Hoch über uns zieht das Adlerpaar seine Kreise. — Bei der Rückkehr scheuchen wir einen Waldwasserläufer auf, dessen weißer Pürzelsfleck wie ein Licht durch das schattige Dunkel huscht.

Am Rigaschen Strande zieht sich längs dem rechten Ufer der kurischen Aa, etwa von Majorenhof bis Schloß als Rest eines ehemaligen Flußbettes der Babit-See hin. Große offene Wasserflächen fehlen ihm im Sommer gänzlich. Wogende Rohr-

partien wechseln mit blinkenden Wasserecken, auf deren Wellen sich in zahlloser Menge die Blätter und Blüten der gelben und weißen Wasserrose wiegen. Das Vogelbild ist hier im allgemeinen dasselbe, wie auf dem Ungernschen See, nur daß sich hier zu den Enten noch eine große Anzahl Blähhühner, die übrigens dort auch nicht fehlen, und mehrere Arten Steiþfüße, besonders der grauehliche Lappentaucher gesellen. Natürlich bietet der See den rigaschen Jägern nach Peter-Paul ein willkommenes Jagdterrain. Doch, sehen wir uns den See im ersten Frühjahr an.

Von grünendem Schilf keine Spur. Eine weite öde Wasserfläche, auf der morsche Eischollen, Schlammeis und braune hartgefrorene Schilfinselfn treiben. Wunderbares Glockenrufen, vielhundertstimmig, tönt vom Ostende des Sees, dem „Ejergal“ her. Schwäne sind es, die auf dem Zuge in die nordische Heimat, zu kurzer Rast sich hier niedergetan. Jetzt kommt von Westen her, aus Schloß, ein langer Zug von zwanzig Schwänen. Ihr blendendes Gefieder hebt sich hell von dem dunklen Grund des Pintenhoffschen Waldes ab. Immer tiefer senkt sich die Schar, zieht mit steifen Schwingen eine Kurve, und läßt sich unweit der Annenkirche aufs Wasser nieder. Dort rasten schon einige Schwäne, die nun mit lautem Rufen die neuen Ankömmlinge begrüßen. Immer neue Scharen Wasservögel erscheinen auf der Bildfläche; Schwäne, Gänse, Enten, — wohin das Auge blickt, neue Bilder in wechselnder Folge. Am Ejergal wird es lebendig, laut und schrill klingen einzelne Warnrufe herüber, lang reden sich die schimmernden Hälse, und unter donnerndem Gepolter hebt sich die riesige Schar. Schwäne und Gänse in wirrem Durcheinander. Bald formen sie sich zu langen Zügen, kreisen hin und her, und nun ziehen sie herauf, die Märchenvögel, mit schweren wuchtigen Flügelschlägen. Welch ein Bild! — Auf meinen Knien ruht der Drilling. Langsam hebt er sich, ein scharfer Knall, ein Kugelschlag, und schwer getroffen stürzt ein Schwan aufs Wasser nieder. — Unbekümmert um den toten Kameraden ziehen die andern weiter. Am Horizont verklingt ihr Läuten. — Schwanengesang! —

Anfang Mai. Mitternacht ist schon vorüber. Wir lehnen am Fuße einer alten, knorrigen Strandtiefer und harren des Tagesgestirnes. Ein schwaches Dämmerlicht huscht durch den Wald und leise rauscht das Meer hinter den Dünen. An dem Marke einer jungen Morchel knabbert eifrig eine Nachtschnecke, — sonst scheint alles zu schlafen. Die Uhr ist drei. Im Nordosten fängt es an zu tagen. Eine Nachtschwalbe erwacht, huscht lautlos, gespensterhaft an uns vorüber, setzt sich auf einen trocknen Ast und fängt zu schnarren an. In einiger Entfernung ist eine zweite erwacht. Sie hört den weckenden Balzruf, schlägt klatschend die Flügel überm Rücken zusammen und stürmt auf den Rivalen ein. Beide verschwinden. Den Waldweg entlang schiebt sich leise wie ein Dieb, ein dunkler Schatten. Jetzt hält er inne, fährt schnell zu, und schmatzend hören wir ihn schmausen. Dann trottet er gemächlich weiter. Ein Igel wars, auf nächtlichem Beutezug. Auf der nahen Wanderdüne, beim alten Pastorat, hören wir das Fauchen eines Birkhahnes. Nach einer Weile setzt erst leise, dann immer voller das Kollern ein. Nach und nach ist es Tag geworden. Misteldrossel und Heidelerche überbieten sich in ihren weichen, wundervollen Weisen, die so recht in diese stille Landschaft passen, und dazwischen schmettert ein Fink. Wir wenden uns nun durch den sonnendurchleuchteten Wald der Düne zu, wo noch immer der Birkhahn balzt. Die Düne stürzt hier hoch und steil in den Wald ab und mühsam müssen wir uns durch den feinen rinnenden Sand hinauf arbeiten. Endlich sind wir oben. Vor uns breitet sich ein weites, wüstenartiges Panorama. Hier und da ragen aus dem schimmernden Flugsand die glänzenden, verwitterten Skelette eines verschütteten Waldes. Weiterhin, in einer Niederung hat sich eine dünne Humusschicht gebildet, auf der büstenartig junge Kiefern und einzelne Weiden und Birken stehen. Etwa 70 Schritte vor uns gewahren wir den schwarzen Schillerhahn mit der schön geschwungenen Leier. Hell leuchten die roten Wülste, die „Rosen“ über den Augen. Wie ein Toller rennt er auf dem Sande hin und her, macht meterhohe Sprünge, kollert, faucht und zischt. Jetzt schwingt er sich mit kühnem Sprung auf die Spitze eines dürrn Zaßens, späht zur

nahen Dichtung hinüber, wo einige Hennen gackern und senkt dann tollernnd den geblähten Hals. Ein leiser Luftzug weht von uns hinüber, ein langer Hals, und polternd reitet er ab. Zwei Hennen folgen.

Über dem Walde tummelt sich in frohem Liebespiel ein Baumfalkenpärchen, das am „Adlerhorst“, einer hohen bewaldeten Düne, alljährlich seine Jungen großzuziehen pflegt. Von irgendwoher streicht eine Krickente über die einsame Wüste. Die kleinen Räuber der Luft haben sie schon erspäht und in tausendem Fluge stürmen sie hinter ihr her. Bald sind alle drei unsern Blicken entschwunden. Manches Mal habe ich Gelegenheit gehabt, diesen herrlichen Flieger zu beobachten; sei es beim Libellenfang oder Schwalbenraub, beim Horst, wenn hell seine Stimme durch den Wald schallte, oder bei kühnen Flugspielen hoch in der Luft, — und ruhig blieb das Gewehr auf der Schulter; ich dachte an die Worte meines seligen Vaters: „Laß die Tierchen leben!“ —

Runö. — Einsam, weltverlassen, traumumfangen lag die Insel, als wir in früher Morgenstunde vor Anker gingen. Unsere Dampfpeife weckte die Schläfer, und bald wimmelte es am Ufer von wettergebräunten Runöern, die ihre Boote flott machten, um uns vom Dampfer abzuholen. Ein Blasorchester, eine sehr ergiebige Bierquelle und ein Haufen Ausflügler werden ausgeladen und begeben sich mit Sang und Klang ins stille Fischerdorf.

Mit Flinte und Rucksack ausgerüstet, sondern wir uns gleich von der Menge ab, um alles, was die Insel an Naturschönheiten bietet, mitzunehmen. Alter knorriger, sturmerprobter Kiefernwald mit eingesprenkten Fichten und Laubhölzern bedeckt den größten Teil der Insel, ihr Schutz und Leben gebend. Wir haben Hochsommer, und still ist es im Walde. Nur einige Tannenhäher fliegen schreiend von Krone zu Krone, und ein Specht hämmert an einem Zaäen. Im tiefen Schatten eines Erlenbusches tickt aufgeregt ein Rotkehlchen, erscheint am Rande, mustert uns verwundert mit den schönen großen Augen und taucht wieder ins verschwiegene Dunkel. Auf einer kleinen Lichtung beobachten

wir ein Häschen, das eifrig saftige Kräuter pflückt. Bald sind wir wieder am Strande. An flacher sandiger Stelle hatten wir gelandet, hier liegen große erratiche Blöcke und wildes, von Eis und Wasser glattgeschliffenes Geröll. Einige Flußseeschwalben und eine Sturmmöve ziehen vorüber, und melanchonisch tönt der Ruf eines Halsbandregenpfeifers. Bald näher, bald weiter



Abb. 1. Strand von Runö.

Phot. W. Sawitzky.

klingt das sanfte Tjühit, und nach langem Suchen entdecken wir endlich den Rufer: Klein und grau, wie auf Rädern rollend, huscht er über das Gestein. Plötzlich bleibt er stehen, klappt mit dem Körper vorüber, als hätte er ein Charnier im Leibe, erhascht eine Schnake, und rollt eilig weiter.

Ein langer Steinzaun hemmt unsern Weg. Dahinter liegt ein dürftiges, mageres Roggenfeld. Auf dem Zaun sitzen mehrere

Steinschmäger, die bei unserm Näherkommen abfliegen, hinterm Zaun wohl dreißig Schritte längs der Erde streichen und dann plötzlich wieder oben mit ängstlichem tack, tack erscheinen. Zu den Charaktervögeln des einsamen Eilandes gehört auch der Baumfalk, der mit sicherem Stoß Seeschwalben und Regenpfeifer sich zur Beute wählt. Draußen auf der See tummeln sich mehrere rothalsige Seetaucher, und auf einem hohen Block, meer-umspült, hält eine Mantelmöve ihr Mittagsschläfchen.

Unser nächstes Ziel ist Desel. „Kurresaar“, Kranichsinsel wird sie von den Esten genannt. Der Name sagt viel, und in der That, die Insel bietet dem Vogelfreunde ein reiches, überreiches Material. In Arensburg nehmen wir uns Postpferde und fahren an die Westküste nach Kielfond. Etwa zwanzig Werst führt der Weg durch öde Flächen, wo nur Wacholderbüsche und Steine wachsen. Einige Steinschmäger, Krähen und Goldammern sind die einzigen Vögel, die uns zu Gesicht kommen. Hin und wieder passieren wir einen Gutshof, oder ein kleines Dorf mit winzigen Windmühlen, um das sich einige steinumzäunte, geröllbedeckte Felder gruppieren, dann gelangen wir in einen schönen Hochwald von Kiefern und Fichten. Wie warm, wie lebensvoll klingt nach der toten Fahrt der Amstel weicher Schlag, wie einschmeichelnd der Ruckruf! Weiterhin treffen wir buschige Laubholzpartien, in denen Titis und Grasmücken singen.

Dem Kirchdorf Kielfond gegenüber liegt die Insel Gillsand mit den Nachbarinseln Wesiluma, Lettenholm, Sjalana, Notama, der Waitadgruppe und andern kleinen Inseln und Riffen. Hier spielt sich ein außerordentlich reges Vogelleben ab: Brandgänse, Samtenten, Eiderenten, Löffel- und Spießenten, Sägetaucher, Kronschneppen, Austerfischer, Gambettwasserläufer, Steinwälzer, Sandregenpfeifer, Mantelmöven, Herings- und Sturmmöven, Fluß- und Küstenseeschwalben brüten teils auf schroffen Klippen, teils im Walde unter Stubben und Steinen (Brandgänse), auf den feuchten Wiesen, oder unter sperrigen Wacholder- oder Johannisbeerbüschen.



Abb. 2. In einem Wacholder auf Filsand brütende Eiderente (*Somateria mollissima*).

Phot.: H. Coom-Filsand.



Abb. 3. Nest der Eiderente (*Somateria mollissima*) auf einem schroffen Riff an der Westküste Filsands. Als Nestunterlage dient hier roter Blasentang.
Phot.: F. E. Stoll-Riga.



Abb. 4. Junge Eiderenten (*Somateria mollissima*) auf Filsand.
Phot.: F. E. Stoll-Riga.



Abb. 5. Junge Kronschnepfe (*Numenius arquatus*) auf Filsand.
Phot.: F. E. Stoll-Riga.



Abb. 6. Dunenjunge der Küstenseeschwalbe (*Sterna macrura*)
auf Filsand.
Phot.: F. E. Stoll-Riga.

Eine eingehende Beschreibung dieser interessanten Gegend mit dem eigenartigen Vogelleben habe ich schon früher einmal



Abb. 7. Stilleben von Lettenholm, Links oben zwei Austernfischer, in der Mitte eine weibliche Eiderente, unten zwei Kronschnepfen. Phot.: F. E. Stoll-Riga. an anderer Stelle¹⁾ gegeben; einige photographische Aufnahmen müssen daher heute schon genügen. Siehe Abb. 2, 3, 4, 5, 6, 7.

¹⁾ Heimatbuch für die baltische Jugend. Erster Teil. Verlag von G. Köppler, Riga 1908.

Etwa neun Werst südlich von Arensburg liegt die Insel Abro mit schönem Laubwalde, daneben Wähhasoo und Kaffe. Weiterhin Linnu-sit (Abb. 8) und Kirjo, beide von brütenden Seevögeln reich bewohnt, und schließlich weit draußen im Meere das einsame Eiland Alli-rahhu. Ihm soll unser Besuch gelten. In Arensburg mieten wir ein großes seetüchtiges Segelboot, bemannen es mit zwei erfahrenen Seebären und segeln zum Hafen hinaus. Als Proviant werden Kartoffeln, Butter, Brot, Salz, getrocknete Butten, Seringe und ein Tönnchen Milch, die natürlich sehr bald sauer wird, auch eine Stange Albert und etwas Schokolade mitgenommen. Ein Kochkessel, ein reichlicher Vorrat gespaltenen Holzes, Beil, Messer, Gabeln und Holzlöffel ergänzen die Ausrüstung. Wir fahren an Abro vorüber, legen für kurze Zeit bei Linnu-sit an und gelangen gegen Abend nach Kirjo. Der Wind hat sich fast ganz gelegt und schlaff hängen die Segel herab. Das Wasser wird ziemlich flach, hell schimmern weiße Kalksteine durch die grüne Flut, und hie und da ragt ein roter Granitblock aus der Tiefe. Ein riesiger Seehund hat sich auf einen breiten Stein geschoben und wehrt prustend, schnaufend und heulend einen zweiten ab, der auch ein Plätzchen an der warmen Abendsonne haben möchte. Weiterhin liegen auf einem Stein zwei kleinere Seehunde friedlich nebeneinander. Langsam, ganz allmählich lassen wir uns vom Winde näher treiben. Der Große wittert Unrat und verschwindet, die Kleineren lassen uns schon näher herankommen. Auf ca. 200 Schritte fangen auch sie an unruhig zu werden. Die abgesandte Kugel schießt weit übers Ziel hinaus. Wohl gelingt es mir noch einmal, einen auftauchenden Seehund auf etwa 60 Schritt mit Schrot zu beschließen, doch auch dieses Mal vergebens. (Abb. 9) Auf Kirjo wird Raft gemacht und abgekocht. Während die Bootsleute mit dem Herrichten des Mahles beschäftigt sind, halte ich auf der flachen, geröllüberschütteten und stellenweise mit üppigem Krautwuchs bedeckten Insel Umschau. Es gelingt mir beim letzten Schein der Abendsonne zwei um ihre Jungen arg besorgte Steinwölfer auf die Platte zu bringen. (Siehe Abb. 10.) Dann fahren wir weiter. Bei einbrechender Dunkelheit gehen wir auf offenem Meere vor



Abb. 8. Junge, kaum dem Ei entschlüpfte Zwergseeschwalben (*Sterna minuta*) auf Linnu-sit an der Südküste Oesels.
Phot. f. E. Stoll-Rhaga.

Anker, um die Nacht abzuwarten. Der Himmel überzieht sich nach und nach mit dunklen Wolken und es fängt zu regnen an. Erst schwach nur, dann immer stärker. Am Heck des Bootes befindet sich ein kleines Verdeck, dort werden die photographischen Apparate, das Gewehr und sonstige wasserempfindliche Dinge untergebracht. Ich selbst strecke mich auf dem Boden des Bootes aus, ziehe mein wasserdichtes Zellklein über den Kopf und versuche zu schlafen. Es will aber nicht recht gehen.



Abb. 9. Regelrobbe (*Halichoerus grypus*) am Rigaschen Strande in schnellster Bewegung.
Phot.: F. E. Stoll-Riga.

Bald sehe ich im Halbschlafe Seehunde auftauchen, bald ist es mir als schwämme ich selbst im Wasser. Ein unangenehm feucht-kaltes Gefühl überkommt mich, ich erwache und konstatiere, daß ich wirklich im klaren Wasser liege. Meine Uhr hat glücklicherweise noch nicht Wasser gezogen und kündigt mir, eifrig tickend, die zweite Morgenstunde. Ich schaue nach den Apparaten, sie sind trocken und wohlgeborgen. Noch drei Stunden müssen wir vor Anker liegen. Der Regen hat wohl aufgehört,

die Wolken haben sich verzogen und hellem Sonnenschein Platz gemacht, aber dichte Nebelschwaden schieben sich über das Meer und hindern jede Fernsicht. Nach stundenlangem Kreuzen, unter Führung meines Kompasses gelangen wir bei konträrem Winde, der allmählich zum Orkan anschwillt, um 6 Uhr abends nach Uli-rahhu.

Um die Mittagszeit war es ziemlich warm geworden, so daß ich mich meiner Kleider entledigen und sie in Wind und Sonne trocknen konnte. Auf der Insel trafen wir einige Fischer, die hier schon einige Tage hausten und den Sturm abwarteten. Wohl nisten hier viele Seeschwalben, auch Strandläufer und Sägetaucher, aber die Fischer hatten schon alle Eier radikal aufgesucht und aufgeessen. Eine Anzahl Schalen bei der Feuerstelle war alles, was übrig geblieben. Uli-rahhu ist ungefähr eine halbe Werst lang, hat die Form eines geschwungenen Kommas mit ziemlich dickem Kopf und ist hier, an der breitesten Stelle etwa 150 Schritte breit. Üppiger Krautwuchs, wilder Kummel, Schierlingsgewächse, Seekohl u. a. bedecken die Insel und überrücken zwei geräumige Erdhütten, die den Fischern Obdach gewähren. Wir ziehen es vor im Freien zu übernachten, denn die Hütten werden von Myriaden ausgehungertter, verzweifelter Springer bewohnt, die in rücksichtsloser Eier über jeden Ankömmling herfallen. In den schilfreichen Buchten der Südküste Desels brüten im ersten Frühjahr Graugänse. Späterhin, wenn die Mauser eintritt und sie ihr Flugvermögen verlieren, ziehen sie weit aufs Meer hinaus und kommen in den Nächten auf die stillen Inseln um Futter zu suchen. Uli-rahhu wird, weil weit ins Meer vorgeschoben, gern von Gänsen aufgesucht und ich beschließe daher ihnen aufzulauern. Meine Leute begeben sich ins Boot zur Ruh und ich mache es mir im hohen Kraute bequem, mit einem Ausflug auf das Meer. Vor mir ist das Kraut von Gänsen abgetreten und abgefressen, hier also müssen sie sicher kommen.

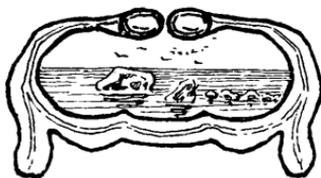
Die Uhr zeigt halb zwei, die Seeschwalben und Strandläufer sind längst zur Ruhe gegangen, als endlich, endlich in weiter Ferne noch, Gänsegeschnatter hörbar wird. Näher und



Abb. 10. Steinwälzer (*Strepsilas interpres*) am Brutplatz auf Kirjo an der Südküste Oesels.
Phot.: S. G. Stoll-Riga.

näher kommen sie heran. Links von mir steigen zwei Gänse ans Ufer und watscheln über den schwarzen Seetang. Fünf Schritte neben mir höre ich sie Blätter rupfen, doch zu sehen ist nichts. Da endlich gewahre ich im schwachen Dämmerchein einen dunklen Schatten längs dem Ufer schwimmen. Ich ziele scharf, und donnernd rollt mein Schuß über das Meer. Im nächsten Moment stehe ich auf den Beinen. Zwei schwarze Schatten rennen, halb laufend, halb fliegend in wahnsinniger Angst aufs Meer hinaus; schnell den zweiten Schuß. Wildes Flügelschlagen von flüchtenden Gänsen, angstvolles Schnattern, dann wird es still. Beide Schüsse sind in der Dunkelheit daneben gegangen; ich habe vergeblich gewacht.

Auch die nächste Nacht verläuft resultatlos, die Gänse kommen überhaupt nicht. Unser Mundvorrat geht auf die Neige. Eine kräftige Mövensuppe mit abgekochtem Seekohl, etwas Brot und Butter bilden unser Frühstück, dann geht es mit günstigem Winde und vollen Segeln nach Arensburg zurück.



Quer durch Afrika.

Von

R. von Mohrenschildt-Estland.

Heutzutage, wo man bald im Luxuszuge von Kairo bis zum Kap fahren wird, ist Afrika natürlich lange nicht mehr der „dunkle Erdteil“, wie ihn Stanley, Emin-Pascha und Schweinfurth gekannt haben.

Aber trotz des raschen und siegreichen Vorgehens der Zivilisation gibt es doch noch Gegenden, die von der Kultur unberührt geblieben sind und wohl auch noch lange bleiben werden. — Der Urwald, die Berge und das mörderische Klima sind zähe Gegner!

Wer Afrika, wie ich buchstäblich durchquert hat (von Mombassa bis Matadi immer längs dem „roten Strich“, den Äquator meine ich), hat noch oft genug Gelegenheit gehabt, es in seiner ganzen ursprünglichen Wildheit mit all' seinen Schrecken und Gefahren kennen zu lernen.

Besteht doch heute noch die Bevölkerung Zentralafrikas fast ausschließlich aus Menschenfressern, die ihre wenig angenehme Neigung leider noch zu oft in recht unliebsamer Weise bekunden. Und dann die Malaria, die Schlafkrankheit und alle die übrigen heimtückischen Feinde, denen man ständig ausgesetzt ist und oft machtlos gegenüber steht. — Liegen doch von uns fünf Weißen, die wir die Expedition ausmachten, drei in Afrika begraben!

Aber auch an schönen Momenten fehlt es nicht und meine interessante Reise wird mir stets in unvergeßlicher Erinnerung bleiben.



R. v. Mohrenschildt. Zentralafrika 1907.

Meine Abreise aus Europa vollzog sich sehr plötzlich. Ich hatte die Aufforderung erhalten, den Chemiker einer Expedition,

die bereits vor einem Jahr in den Kongo ausgeschiedt worden war, zu ersetzen. Es galt in 8 Tagen reisefertig zu sein und auf dem kürzesten Wege, d. h. längs der Ostküste über Mombassa quer durch Uganda ins Innere einzudringen, dort zuerst die Expedition aufzusuchen und dann mich ihr auf zwei Jahre anzuschließen. Eine Aufgabe, die nicht leicht war, da ich sie allein und ganz unvorbereitet auszuführen hatte.

Mir war es aber recht, stand mir doch eine höchst interessante Reise bevor, an alles andere dachte ich nicht. So sagte ich denn zu, schiffte mich am festgesetzten Tage (23. Februar 1904) in Neapel ein und nahm von Europa Abschied.

Die Seereise war herrlich, die ganze Zeit vom schönsten Wetter begünstigt. Nach der wahnsinnigen Hitze der letzten Tage tat einem das bequeme, verwöhnende Schiffsleben ungemein wohl. Man ergab sich ihm mit der ganzen Sorglosigkeit, die eine lange Seereise mit sich führt.

An Bord erwartete mich eine angenehme Überraschung. Kaum aus Neapel ausgereist, wurde ich von einem Herrn angedredet, der sich mir als Oberleutnant Schwarz vorstellte und mich fragte, ob ich Estländer sei. Ich bejahte und war nicht wenig überrascht, einen Rigenser begrüßen zu können. Oberleutnant Schwarz stand in deutschen Diensten und reiste bereits zum zweiten Mal nach Deutsch-Ostafrika. Er hat mir manchen guten Rat mit auf den Weg gegeben, und ich habe oft dankbar dieser glücklichen Begegnung gedacht. Es sollte mich sehr freuen, wenn ein Zufall uns wieder zusammenführen würde. Manche Erfahrung, die er mir prophezeit hatte, könnte ich ihm jetzt bestätigen.

In Port Said, in Suez und in Aden konnte man an Land gehen, eine stets freudig begrüßte Abwechslung. Der Suez-Kanal erregte großes Interesse, das gefürchtete Rote Meer wurde glücklich passiert, und am 9. März lagen wir vor Mombassa.

Wieder galt es Abschied nehmen und allein seinen Weg weiter finden, quer durch einen unbekanntem Erdteil einer unbekanntem Zukunft entgegen.

Der Weg über Mombassa in den Kongo war unbegreiflicherweise vor mir noch nie gewählt worden; vielleicht weil er nicht ganz billig ist; von fünftausend Francs, die ich mit mir führte, waren mir fünf übrig geblieben, als ich nach 6 Wochen glücklich die Expedition erreicht hatte. Es ist aber unzweifelhaft der rascheste und bequemste Weg um ins Innere zu gelangen; wozu man früher 60 beschwerliche Marschtage nötig hatte, dazu braucht man jetzt nur 6. Dabei ist Uganda ein geordneter und gut verwalteter Negerstaat, und die Bevölkerung



Immer im Gänsemarsch trotz der schönen breiten Karawanenstraße von Entebbe nach Toro.

der Kultur sehr zugänglich; über hunderttausend Schwarze können lesen und schreiben. Viehzucht und Bodenkultur sind vorherrschend, den Eingeborenen genügt das, den Engländern jedoch nicht, und sie empfinden es hart, daß Uganda gar keine Bodenreichtümer besitzt. Das Protektorat kommt ihnen daher auch etwas teuer zu stehen. Der Wildreichtum ist bemerkenswert. Ugandas Jagdgründe sind geradezu berühmt. Daher reisen auch jährlich viele Sportsleute hinaus; jeder kann sich das jedoch nicht erlauben, denn zur teureren Reise kommt noch

der Jagdschein hinzu, der die Kleinigkeit von zweitausend Francs kostet. Dafür hat man dann das Recht, von allem Großwild nur ein Exemplar zu schießen. Meine Reise durch Uganda erscheint mir nachträglich im Vergleich zu dem, was ich später in Afrika alles auszuhalten hatte, eher banal. Man fährt mit der Eisenbahn über den Kilimandjaro, mit dem Dampfer über den Viktoria-Nyanza und befindet sich mitten in Afrika.

Der Wechsel der Verhältnisse und der ganzen Umgebung ist so plözlich, daß man trotz des vielen Interessanten und der



Unter Palmen in Afrika. Mein Zelt.

Fülle neuer Eindrücke, sich die erste Zeit recht ungemütlich fühlt, namentlich, wenn man, wie ich, ganz allein reist und zum ersten Mal in Afrika ist. Man läßt sich die tollsten Sachen aufbinden und befolgt die verdrehtesten Ratschläge. Hinter jedem Stein vermutet man eine Schlange, hinter jedem Busch ein Raubtier. Jede Frucht hält man für giftig, und jeden Neger für einen Erzhalunken. Nie werde ich meine erste Nacht im Zelt vergessen. Vor lauter Angst, daß die Träger mit meinen Chargen in der Nacht davon laufen, hatte ich sie alle 30 an

der Zahl in mein Zelt genommen (die Chargen, nicht die Träger); man kann sich denken wie schön ich geschlafen habe!

Erst als ich die Eingeborenen-sprache (Swachili) genügend erlernt hatte (anfänglich behalf ich mich mit Englisch), fing ich an, die Situation zu beherrschen; und wie ich dann eines Tages als einziger Weißer an den Albert Edward-See geschickt wurde, um dort ein neues Arbeitszentrum zu gründen und während 8 Monaten ganz selbständig und der eigenen Initiative überlassen war, da packte mich der ganze eigenartige Reiz eines



Freilegung eines Erzganges.

afrikanischen Zeltlebens; unvergeßliche Momente habe ich dort verlebt, und meine schönsten Erinnerungen gehören entschieden dieser Zeit an.

Unsere Expedition war eine „Mission de prospection“, ausgerüstet von der „Société de chemin de fer du Congo supérieur et des grands Lacs“. Unsere Aufgabe war, das Konzessionsgebiet der oben genannten Gesellschaft im Innern Afrikas zu erforschen und namentlich auf seine Bodenreichtümer zu untersuchen.

Es galt Steppe, Berge und Urwald zu durchqueren,

Strapazen aller Art auszuhalten und manchen Gefahren sich auszusetzen, — ein richtiges Nomadenleben. Jedes Lager bildete immer ein Arbeitszentrum für etwa 50 Kilometer im Umkreise; war die Gegend abgegrast, so wurden die Zelte abgebrochen und weiter gezogen. Felsverwerfungen mußten freigelegt, in den Bächen Goldwäschereien eingerichtet, in den Bergen größere Sprengungen vorgenommen und dann natürlich alle entnommenen Proben im Lager analysiert werden; geologische und geographische Aufnahmen nicht zu vergessen. Es war eine interessante und vielseitige Arbeit, und dabei hatte man doch noch Zeit genug, der Jagd, dem Fischfang und all' den anderen afrikanischen Vergnügen nachzugehen, die einem über manchen Ärger und manche bittere Stunde hinweg geholfen haben.

Einzig schön ist das Hereinbrechen der Tropennacht in der afrikanischen Wildnis. Wie oft habe ich ihren geheimnisvollen Zauber empfunden!

Raum ist die Sonne glutrot im Steppengraße verschwunden, so geht ein merkliches Zittern durch die ganze Natur. Wie von einem Zauberstab berührt, erwacht alles rings um einen. Unter jedem Blatt, unter jedem Halm wird es mit einem Mal lebendig, ein zaghaftes Rufen und Loden ertönt, das immer lauter und intensiver wird.

Atemlos lauscht man all' den zahllosen Stimmen. Deutlich unterscheidet man das Fauchen der Raubtiere, manchmal so nahe, daß man unwillkürlich zusammenschreckt und die Hand sich fester um die Büchse legt. — Da plötzlich ein trockenes Knacken und Krachen, aus dem nächsten Busch schiebt sich ein mächtiger Kopf hervor, und langsam und bedächtig tritt ein Elefant heraus. Die riesigen, blendend weißen Stoßzähne berühren fast den Boden. Plötzlich bleibt er stehen, hebt den Kopf, rollt den Rüssel und schmeißt ihn mehrmals nach verschiedenen Seiten, pfeifend die Luft einatmend. Ein kurzer Trompetenstoß ertönt, mehr ein gemütliches Prusten, und nun drängt die ganze Herde nach. Ich habe manchmal 40 Tiere zählen können. Die Weibchen mit den Kälbern in der Mitte, sorglos im Vollbewußtsein ihrer Kraft ziehen sie dahin, das hohe Steppengras bündelweise aus-

reißend und langsam in ihren Schlund schiebend. Antilopen in jeder Größe, Zebras, Wildschweine ziehen in großen Herden an einem vorbei, jede ihrer besonderen Tränke zu.

Bilder, wie sie Schillings in seinem Prachtwerk „Mit Blitzlicht und Büchse“ so meisterhaft wiedergegeben hat, habe ich oft mit eigenen Augen geschaut.

Hat man erst einen derartigen guten Wechsel ausfindig gemacht, so ist das Erlegen des Wildes kein Kunststück! Riesen-



Eine schöne Jagdbeute.

groß, unbeweglich steht es vor einem und bietet die denkbar schönste Zielscheibe.

Die Hauptsache ist eben das Auffinden und Anschleichen.

Das erstere hat mir nie viel Schwierigkeiten gemacht.

Zentralafrika ist noch unglaublich wildreich.

Elephanten sind mir quer durchs Lager gelaufen, Wildschweine waren häufige Gäste, und Büffel recht unliebsame nächtliche Störer; zwei Soldaten wurden einmal unangenehm zugerichtet, offenbar wegen ihres roten Fez.

Das Anschleichen erlernt man rasch. In der Regel sind

die Tiere so sorglos, daß man bloß die größten Regeln zu beobachten braucht, um fast greifbar nahe heranzukommen. Natürlich meine ich Gegenden, wo außer von Eingeborenen noch nie gejagt worden ist und geradezu paradiesische Zustände herrschen. Auch hat es mir stets mehr Freude gemacht, die Tiere zu beobachten, anstatt sie hinterlistig niederzustrecken. Leider war es aber nicht immer zu umgehen. Galt es doch oft, mehrere hundert Leute zu ernähren. Unser ständiges Personal, mit Soldaten, Weibern und Kindern zählte ungefähr 200 Köpfe; kamen jedoch



Ein erlegtes Nilpferd wird aus dem Wasser gezogen.

während eines Marsches noch Träger hinzu, so wuchs die Zahl nicht selten bis auf 400 und 600. Ein Elefant oder Hippopotamus war dann eine willkommene Beute.

Einen eigenartigen Reiz erhält die Jagd in Afrika durch das Bewußtsein der vielseitigen Gefahr, der man sich stets dabei aussetzt. Ist einmal der Schuß abgegeben, so muß man auf alles gefaßt sein. Nicht nur vom angeschossenen Tier, sondern auch von den übrigen. Nichts ist gefährlicher, wie angeschossenes großes Wild zu verfolgen. Büffel sind darin die unangenehmsten

und hinterlistigsten. Ist der Schuß nicht gleich tödlich, so kommt das Tier stets wutschnaufend direkt auf einen los, und hat man keine Zeit mehr, einen zweiten Schuß abzugeben, so kann bloß ein gewandter Sprung zur Seite einen retten. Das sind Nervenfiksel, die man selbst durchgemacht haben muß, um sie richtig zu verstehen. Wer zu all' dem keine Gelegenheit hat oder gar keine Neigung empfindet, wird sich in Afrika unsäglich unglücklich fühlen.

Die Arbeit, die ihn dort erwartet, ist der klimatischen Verhältnisse wegen stets so eingeteilt, daß sie ihm viel freie Zeit übrig läßt, die dann nur zu rasch und zu leicht dem Alkohol und den Weibern gewidmet wird!

Für schwache und charakterlose Naturen ist Afrika äußerst verhängnisvoll.

Das Bewußtsein, aller konventioneller Fesseln fast vollständig entbunden zu sein, hat oft ein maßloses Sichgehenlassen zur Folge; seinen leisesten Trieben läßt man freien Lauf und kommt erst zur Erkenntnis, wenn es viel zu spät ist. Wie viele junge Existenzen sind auf diese Art zu Grunde gegangen! Das ist eine Gefahr, an die man gar nicht denkt, die jedoch weit mehr Opfer fordert als angeblich das mörderische Klima!

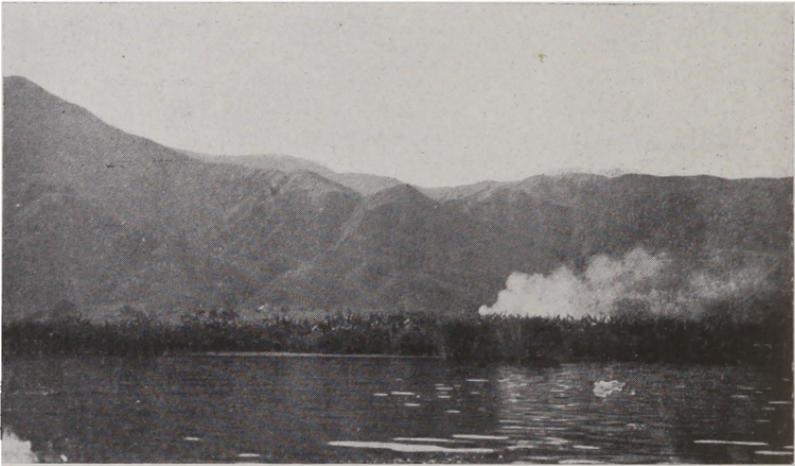
Während meines zweijährigen Nomadenlebens im Kongo habe ich Gelegenheit gehabt, diese wildeste, unzugänglichste und verrufenste Gegend Afrikas besser kennen zu lernen, als mancher, der vielleicht länger dort geblieben ist, aber seine ganze Zeit auf einer Station zugebracht hat, wo das Leben meist unerträglich stumpf und einförmig ist.

Die längste Zeit habe ich am Albert Edward-See verbracht, wohin ich bald nach meinem Zusammentreffen mit der Expedition geschickt wurde.

Landschaftlich war es dort wundervoll und auch klimatisch durchaus erträglich; 1000 Meter hoch am Fuße des Ruwenzuri, der mit seinen mächtigen Schneefeldern ein eigenartiges, oft bewundertes Panorama abgab.

Von dort ging es quer über die Berge, durch vollständig

ununterworfenen Gebiet, längs der Nil-Kongowasserscheide ins richtige Kongotal, wo wir uns 3 Monate im dichtesten Urwald aufhielten; eine Zeit, die wegen der häufigen Fieberanfalle und der geringen Arbeitserfolge nicht sehr schön war. Hoherfreut zogen wir daher weiter, zuerst bis Mawambi und dann von dort längs dem Aruwimi (Hauptnebenfluß des Kongo), wochenlang immer stromabwärts bis Pontierville, wo wir wieder ein interessantes Arbeitsfeld fanden (reiche Kupferminen, die jetzt ausgebeutet werden). Unser Arbeitsfeld zog sich bis Stanleyville, wo ich mein letztes Laboratorium errichtete. Mittlerweile



Das Nord-Ufer des Albert-Edward-Sees.

waren aber zwei Herren gestorben, darunter auch unser Chef, und einer lag schwer krank darnieder. Wir waren somit nur zwei übrig geblieben, die die ganze Arbeit nicht mehr bewältigen konnten und, obgleich die festgesetzte Zeit für uns noch nicht ganz abgelaufen war, beschlossen, die Heimreise anzutreten.

Der erste größere Dampfer brachte uns in 14 Tagen stromabwärts bis Leopoldville (herauf braucht man 6 Wochen). Von dort ging es per Bahn in 2 Tagen (400 Kilometer) bis Matadi.

Dort erwartete uns der Dampfer, der uns Europa wieder bringen sollte.

Schätze an Edelmetall brachten wir nicht mit, aber reiches wissenschaftliches Material, und ein jeder für sich einen Schatz Erinnerungen, die, je länger sie zurückliegen, immer schöner werden.

Noch viel Selbstgesehenes und Erlebtes könnte ich erzählen und manches über Land, Leute, Sitten und Verhältnisse berichten, in kurzen Worten läßt sich das jedoch nicht tun, und um alles eingehend zu behandeln, fehlt mir der Raum.

Eins möchte ich aber doch noch erwähnen; alle Greuelthaten, die angeblich heute noch von Weißen im Kongo begangen werden, sind stark übertrieben. Das Klima, die schwierigen Verhältnisse und der stete Umgang mit einem absolut unkultivierten Volk, das von Natur mißtrauisch, falsch und hinterlistig ist, muß entsprechend berücksichtigt werden.

Der Weiße und der Schwarze sind geschworene Feinde.

Der Weiße muß stets bemüht sein, in allem dem Neger überlegen zu sein oder wenigstens zu scheinen, was oft nicht leicht ist. Mancher greift da zu Mitteln, die nicht die richtigen sind.

Wer aber diesen Hauptgrundsatz in Zentralafrika nicht befolgt, wird schlechte Erfahrungen machen.

Fühlt sich der Neger gleich stark, so wird er ungemütlich, fühlt er sich stärker, so wird er gefährlich!

Zahllose Beispiele sprechen dafür. Ich möchte bloß an den Mahdiaufstand im Sudan erinnern, den letzten Hererokrieg in Deutsch-Südwest und die erbitterten Rassenkämpfe in Nordamerika.

Es ist ein Kampf ums Dasein, der so lange dauern wird, bis eine der Rassen einen endgültigen Sieg erlangt. Ob wir es erleben werden, läßt sich heute noch nicht voraussagen. Zentralafrika hat eine große Zukunft; wer weiß, wem sie gehört, der weißen oder der schwarzen Rasse?

Eine richtige Vorstellung dieser wildesten und unzugänglichsten Gegend Afrikas wird sich nur der machen können, der wirklich dort gewesen ist. Alles, was einen dort erwartet, ist so

grundverschieden von dem, was ein moderner Kultur Mensch bis dahin um sich gesehen hat, daß die gewandteste Feder nur eine annähernd richtige Schilderung geben kann. Auch sind die Eindrücke, die man empfängt, individuell durchaus verschieden. Habe ich es doch, trotz mancher vorher gelesenen Reisebeschreibung, selbst an mir erfahren.

Wenn Stanley, der von Beruf Journalist war, in meisterhaften Worten eine Gewitternacht im Urwalde schildert, so beschleicht einen wohl ein gelindes Grauen; und doch wie ganz anders ist es noch, wenn man selber zum erstenmal von einem Gewittersturm überrascht wird!

Wenn diese wilde ursprüngliche Natur anscheinend entfesselt, wutentbrannt dahinjagt, Angst und Schrecken um sich verbreitend; wenn Mensch und Tier in sich zusammenfahren und plötzlich ein vielstimmiges, ohrenbetäubendes Wimmern und Heulen sich erhebt! Wie nichtig kommt man sich da vor, und wie demütig sinkt man da auf die Knie, den allmächtigen Schöpfer um Schutz und Gnade anrufend.

Zwei Sonette

von

John Siebert.

Den Müttern.

Fis ist an euch, ihr Mütter, ernst und milde,
Das Pfand, das euch der Himmel anvertraut,
In dieser Zeiten wehem Klagelaut
Zu decken mit der Hoffnung festem Schilde.

Ihr seid der großen Liebe „Große Gilde“;
Die gläubig stets zum Sonnenzelt schaut,
Die unermüdlich an den Mauern baut
Des Friedensschlosses auf dem Kampfgefilde.

Nehmt unsre Kinder, unser Fleisch und Blut
An euer Herz, in eure reinen Hände,
Macht glauben sie, daß dieses Sturmes Flut
Sich einmal wieder scheidend von uns wende,
Und lehrt sie in des Lebens Rosentagen
Das eine Wörtlein: „Heimat, Heimat“ sagen.

Frühlingshoffnung.

Du zitterst, Baum der Heimat, sturmgefeit?
Zur Mitternacht hör' ich im Forst dich stöhnen;
Die Wurzel bebt und aus den leisen Tönen
Klingt's wie ein Klageruf auf diese Zeit.

Besinne dich, der Morgen ist nicht weit,
Bald wird dein Haupt der frühe Strahl verschönen,
Es ist nicht klug dem toten Schmerz zu frönen,
Mög' ruhn im Grab er der Vergangenheit.

Du wirst nicht fallen und du wirst nicht brechen,
Du bist gepflanzt auf hohen Felsengrat;
Der Winter flieht, mit warmen Regenbächen
Bestellt die Zukunft ihre lichte Saat,
Und kommt der Herr des Forstes, wird er sprechen:
„Der Baum trägt Blüten, wenn der Frühling naht“.





Jahres-Schwimmbäder und Schwimmbadhallen

von

Turnlehrer **Otto Kiwull-Riga.**

Ein Rückblick auf die Geschichte des Schwimmens zeigt uns, daß es zu den ältesten und verbreitetsten, durch das Bedürfnis erzeugten Leibesübungen gehört. Von den Ägyptern wissen wir, daß sie des Schwimmens kundig waren, und bei den Griechen und Römern war das Schwimmen eine sehr gepflegte Kunst. Die Leistungen der alten Germanen im Schwimmen sind bekannt, und auch bei den Rittern gehörte das Schwimmen zu den Vollkommenheiten und bildete einen wesentlichen Teil der körperlichen Erziehung. Im späteren Mittelalter verdrängten die warmen Bäder in besonderen Badehäusern immer mehr das Baden im Freien und damit auch das Schwimmen.

Bis ins 18. Jahrhundert war man dem kalten Baden und Schwimmen sehr abgeneigt und bekämpfte es aufs heftigste. Zwar erhielt sich in einzelnen Orten der Schweiz, z. B. in Basel und Zürich, die Freude am Schwimmen, auch sogar bei den Mädchen und vererbte sich von einer Generation zur andern. Die Schulordnung des St. Galler Gymnasiums verbot sogar das Baden aus Furcht vor dem Ertrinken. In Wien wurde das Baden mit Androhung von Strafen untersagt. Dasselbe

Verbot bestand auch an anderen Orten, so daß die Fertigkeit im Schwimmen immer mehr und mehr abnahm.

Eine Wandlung zum Besseren wurde in Deutschland erst durch die Philanthropen angebahnt. Es verbreitete sich das Schwimmen besonders an den Erziehungsanstalten und wurde als eine der nützlichsten Leibesübungen bekannt. In Schnepfenthal (Erziehungsanstalt bei Gotha) wurde seit 1790 das Schwimmen gelehrt, und Guts-Muths, der Einführer des Turnwesens, übernahm den Schwimmunterricht und schrieb darauf 1798 sein „Kleines Lehrbuch der Schwimmkunst“, das grundlegend für die neuere Schwimmkunst geworden ist. Guts-Muths war bereits der Meinung, daß das Schwimmen ein „Hauptstück der Erziehung“ werden müsse. Im Jahre 1811 wurde in Preußen von staatlicher Seite das Schwimmen als die vorzüglichste Leibesübung empfohlen, und so wurde die große Bedeutung des Schwimmens nicht allein vom praktischen, sondern auch vom gesundheitlichen Standpunkt immer mehr und mehr erkannt. Auch der Altmeister in der Medizin, Professor Dr. Virchow, bezeichnete das Schwimmen als eine der wichtigsten körperlichen Übungen und als wesentlichen Bestandteil der Gymnastik. Bereits im Jahre 1817 wurde in Berlin eine private Schwimmanstalt gegründet, und methodischer Schwimmunterricht nach der Methode eines Veteranen der Freiheitskriege, des Generals von Pfuell, erteilt. Seit 1874 wurde der Schwimmunterricht ein integrierender Teil des Unterrichts der königlichen Turnlehrerbildungsanstalt zu Berlin. Nicht weniger, ja zum Teil in noch höherem Maße als in Preußen, wurde in anderen deutschen Staaten und anderen Ländern, so in Sachsen, Österreich, Dänemark und Schweden, auf das Schwimmen größeres Gewicht gelegt und der Schwimmunterricht zu fördern gesucht. Das Schwimmen erlangte allmählich immer mehr und mehr Verbreitung und wurde fast allorts gepflegt, doch waren es hauptsächlich Sommerbäder und Schwimmanstalten im Freien.

Das Schwimmen beansprucht ein ganz besonderes Interesse mit Rücksicht auf die heranwachsende Jugend und die besser situierten Klassen der Bevölkerung. Letztere besitzen und benützen

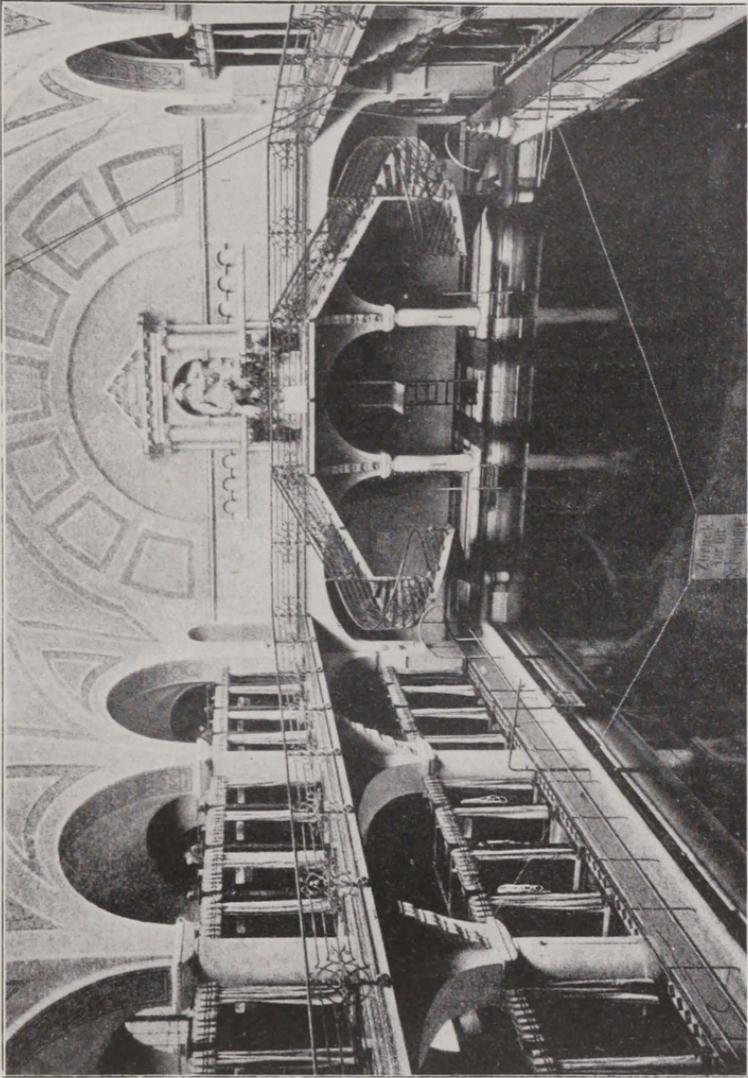
gewiß reichlich die Bade- und Waschgelegenheiten in und außer dem Hause; hygienisch entbehren sie also nichts, und viele von ihnen, die sich zufrieden tagtäglich in ihre Badewanne setzen können, werden trotzdem erst dann den hohen Wert des Schwimmens in seiner vollen und umfassenden Bedeutung werten lernen, wenn sie die physiologische Wirkung des Schwimmbades zu deuten verstehen. Dann erst werden sie begreifen, daß das Schwimmbad imstande ist, auch dem scheinbar Gesundesten ein längeres und genußfreudigeres Leben zu sichern, unsere Kinder zu kräftigeren und gesunderen Menschen heranzubilden und vor vielen Gefahren des Lebens zu schützen. Wie wenig ist die Kenntnis von dieser Wirkung des Schwimmbades im allgemeinen verbreitet; wie wenige wissen aber erst etwas von dessen Begründung! Man weiß wohl, daß es erfrischt, die Muskeln stärkt, den Stoffwechsel anregt und den Körper abhärtet, das „warum“ macht keinem Plage; und doch ist diese Erkenntnis für jeden denkenden Menschen von großem Wert.

Es muß hervorgehoben werden, daß das Schwimmen, ebenso wie das Turnen und das Bewegungsspiel, vorzüglich geeignet ist, ein Erziehungsmittel ersten Ranges zu werden. Es vermag nicht allein den Körper und den Willen in allseitiger und mannigfaltiger Weise anzustrengen und auszubilden, sondern es besitzt auch in leibeserziehlicher und gesundheitsfördernder Hinsicht besondere Vorzüge, denn die gesundheitsfördernde Wirkung, welche das Schwimmen als Leibesübung mit dem Turnen und Bewegungsspiel gemein hat, wird beim Schwimmen ergänzt und wesentlich gesteigert durch die gesundheitlich wohltätigen Wirkungen, welche das dabei den Körper umgebende Wasser hervorbringt.

Zunächst ist es die hautreinigende Wirkung, denn Reinlichkeit ist nicht allein eine der ersten Vorbedingungen der Wohlansständigkeit, sondern auch des Wohlbefindens. Die Poren der Haut sind so bedeutungsvoll für die Ausdünstung und Ausscheidung verbrauchter Stoffe, daß ihre dauernde Verunreinigung nicht ohne schädliche Wirkung auf das Allgemeinbefinden bleiben kann. Nicht minder wichtig ist die abhärtende Wirkung,

welche ein richtig betriebenes Schwimmen stets zur Folge hat. Durch den Kältereiz des Wassers verengen sich die Gefäße der Haut, das darin befindliche Blut wird zum Körper durchgedrängt und staut sich in den benachbarten Muskelschichten, überwärmt diese und steigert den Stoffwechsel. Zu dieser Kaltwasserwirkung, welche in jedem kalten Bade eintritt, addiert sich beim Schwimmen noch die Muskelarbeit des Schwimmens. Das Schwimmen ist gleichsam ein Turnen der Haut. Durch fortgesetztes Schwimmen wird das unserer Haut innewohnende Reaktions- und Schutzfähigkeitsvermögen mit der Zeit in einer so vortrefflichen Art und Weise geübt, gekräftigt und ausgebildet, daß unsere Haut gegen plötzliche Wärmeentziehung fast unempfindlich wird. Wir lernen unseren Körper kühleren Temperaturen anzupassen und somit die Disposition für Erkältungen zu vermindern. Das regelrechte Schwimmen ist der beste Talisman gegen Erkältungen. Da nun letztere die Ursache unzähliger Erkrankungen sind und viele Todesfälle herbeiführen, so ist es klar, daß das Schwimmen für die Erhaltung der Gesundheit ein nicht hoch genug zu schätzender Faktor ist.

Die physiologische Nachwirkung des Schwimmens wiederum läßt die Hautgefäße sich erweitern, die Körperwärme steigt an, da die gesteigerte Wärmebildung noch fort dauert und von der Luft schlechter wie durch das Wasser absorbiert wird; den Schwimmer überkommt das bekannte behagliche Wärmegefühl, was wiederum eine wohlthuende Erfrischung unseres ganzen Nervensystems hervorruft. Wem wäre nicht das wohlige Gefühl geistiger Spannkraft bekannt, das nach einem kühlen Schwimmbade uns stets überkommt! Eine regelmäßige Wiederholung solcher Schwimmbäder vermag nun selbstverständlich nicht nur eine vorübergehende Erfrischung, sondern auch eine dauernde Stärkung des Nervensystems hervorzurufen. Diese nervenstärkende Wirkung ist es aber gerade, welche der städtischen Bevölkerung so außerordentlich nottut. Unsere moderne Lebensweise verzehrt bekanntlich eine solche Menge von Nervenkraft, daß nur ein wasserliebendes Geschlecht diesen schwächenden und entnervenden Einflüssen auf die Dauer widerstehen kann.



Hallenschwimmbad in Breslau.

Zu der gesunderhaltenden tritt beim Schwimmen noch die gesundheitsfördernde Wirkung hinzu. Schon durch die Kälte des Wassers wird das Blut aus der Haut zurück und zu den inneren Organen des Körpers hingedrängt, und es wird das Herz zu größerer Arbeit genötigt. In schnellerem Laufe eilt das Blut durch die Adern auch bis in die äußersten Winkel des Körpers, überall Nahrung spendend und schädliche Fremdstoffe mitnehmend oder vernichtend. Häufigere stärkere Arbeit des Herzmuskels aber steigert die Kraft der Muskelfasern des Herzens, verdickt die Herzwände und vergrößert den Herzumfang in gesundem, die Grenzen des Zuträglichen nicht übersteigendem Maße. Daraus ersieht man, in wie hohem Grade namentlich das kalte Schwimmbad von maßgebendem Einfluß für eine gesunde und kräftige Entwicklung des Herzens, besonders während der Zeit seines Wachstums sein kann.

Nicht minder bedeutsam ist die Förderung, welche die Lungen beim Schwimmen erfahren. Zunächst ist es der durch die Nervenerfrischung hervorgerufene mächtige Atemsreiz. Man beobachte nur einen Anfänger im Schwimmen, wie die Atmung sich beschleunigt, die Brust sich mächtig hebt und senkt, die Lunge mit Luft sich füllt und gewaltsam wieder leert; da bleibt auch das entfernteste Gächchen nicht unbeteiligt. Und wenn auch beim geübten Schwimmer solche Erscheinungen nicht in so hervorragendem Maße sich zeigen, so ist doch immer eine Beschleunigung und Vertiefung der Atmung leicht zu erkennen. Werden schon dadurch die Atemmuskeln zu größerer und ausgiebigerer Tätigkeit genötigt, so wird die gymnastische Wirkung auf dieselben wesentlich gesteigert, durch die namentlich beim Brustschwimmen resp. Schulschwimmen auf dem Brustkorb lastende Wasser säule, die der Atmung einen bestimmten Widerstand entgegensetzt. Letzterer ist auch die Ursache, weshalb Anfänger oder solche, die längere Zeit nicht mehr geschwommen sind, so schnell ermüden, ängstlich werden und glauben keine Luft mehr zu bekommen. Die Atemmuskeln sind eben noch nicht stark genug, um ohne zu ermüden, längere Zeit einen solchen Widerstand überwinden zu können. Wie schnell jedoch und ausgiebig sie bei

konsequenter Übung gestärkt werden können, weiß jeder, der einmal längere Zeit im Dauerschwimmen sich geübt hat. Hier ist uns also ein Mittel gegeben, in ganz direkter Weise auf die wichtigsten Atmungsmuskeln, — das Zwerchfell und die von Rippe zu Rippe rings um den Brustkorb ausgespannten Zwischenrippenmuskeln, die sonst willkürlicher Einwirkung gar nicht zugänglich sind, — einzuwirken.

Wie nötig aber eine intensive Übung der Brustmuskeln und der Lunge ist, beweist die Tatsache, daß beim gewöhnlichen Atmen die Brust sich nur kaum merklich hebt und senkt, einzelne Teile der Lungen aber, die Lungenspitzen, nur wenig oder gar nicht in Anspruch genommen werden. Was aber in seinem Wachstum nicht arbeitet, bleibt zurück oder verkümmert und wird wenigstens nicht so gekräftigt, daß es Anstößen, die sonst überwindbar wären, widerstehen könnte.

Die wichtigste Zeit für die Entwicklung des menschlichen Organismus und insbesondere der edelsten Organe ist aber die Zeit vom 14.—19. Lebensjahr, die Zeit der Reife. Nicht allein fällt in diese Zeit das stärkste Wachstum des Gesamtkörpers; Herz und Lunge werden in den Reifejahren tatsächlich um das Doppelte ihres Volumens größer. Es kann darum keinem Zweifel unterliegen, daß gerade diese Zeit für den Stand der gesamten Gesundheitsfülle, Leistungsfähigkeit und Widerstandskraft während des Lebens eine grundlegende und entscheidende Bedeutung besitzt.

Wer in seiner Jugend das Glück gehabt hat, an seinem eigenen Körper zu empfinden, welche Gesundheitsfülle und herrliche Kraft ein regelmäßiges kaltes Bad zu verleihen imstande ist, wer aus eigener Anschauung beobachten konnte, wie schwächliche Kinder mit schmaler Brust und vollem pulsierendem Leben in körperlicher Frische und geistiger Munterkeit heranwachsen, wie sie abgehärtet wurden, Wind und Wetter zu ertragen, wie sie seltener und dann nur leichter erkranken, wird aus voller Brust bestimmen können, daß derjenige, welcher regelmäßig vernünftig badet und schwimmt, kräftiger, leistungs- und widerstandsfähiger, energischer an Körper und Geist wird als der, welcher solches versäumt und sich um diese Körperpflege nicht kümmert.

Auch dem weiblichen Geschlecht ist das Schwimmen sehr zu empfehlen, da es, wie nachgewiesen worden, schlanken Wuchs und symmetrischen Körperbau fördert und von ärztlichen Autoritäten auf das angelegentlichste befürwortet wird.

Für Städte, die am Wasser liegen, hat die Kenntnis des Schwimmens außerdem eine hervorragende praktische Bedeutung. Die Bewohner solcher Städte sind in großer Zahl an und auf dem Wasser tätig, auch suchen sie nicht selten dort ihr Vergnügen durch Betreiben aller Arten von Wassersport. Wie oft aber hört man von Unglücksfällen, in denen die Verunglückten sich hätten retten können, wenn sie des Schwimmens kundig gewesen wären.

Nicht zu vergessen ist außerdem noch, daß das Schwimmen eine vorzügliche gymnastische Übung ist. Schwimmen, und hierzu gehört Springen und Tauchen, ist Turnen im Wasser. Es ist mit Recht die vollendetste der Turnübungen, da sie alle Muskeln des Körpers in Anspruch nimmt und, was von größter Wichtigkeit ist, in staubfreier Luft ausgeführt wird. Zu der Kräftigung der Atmung, der Blutbewegung, des Nervenlebens und Stoffwechsels, gewinnt der Schwimmer noch die allseitige Ausbildung der Muskulatur, mit ihr eine Steigerung der Blutmenge und der elastischen Kraft der Gefäße; durch Schwimmen, Wasserspringen und Tauchen aber noch Mut und Beherztheit, Ausdauer und Willenskraft.

Es ergibt sich aus obiger Betrachtung der physiologischen Wirkungen des Schwimmens eine außerordentlich große Reihe hygienischer Momente, so daß alle, die das wohltuende des Schwimmens erfahren haben, nicht verabsäumen mögen, für diesen wichtigen Punkt in der körperlichen Entwicklung, wo und wann nur irgend möglich das Interesse wachzurufen.

In welchem Maße das Interesse am Schwimmenerlernen in Deutschland gestiegen ist, beweist der Umstand, daß in allen deutschen Lehrplänen der Schulen, außer den badischen, das Schwimmen zur Pflege empfohlen wird. Preußen verlangt sogar in den jährlichen Schulberichten über den Stand der Leibesübungen Angaben über das Schwimmen, besonders über

die Zahl der Freischwimmer und der Schüler, die schwimmen gelernt haben. In Bayern ist das Schwimmen in der Schulordnung für Gymnasien von 1891 ein wahlfreies Lehrfach. In Württemberg können nach der Turnordnung von 1902 Turnstunden als Schwimmstunden verwendet werden.

Mit dem Aufschwung, den die Gesundheitspflege in den letzten Jahrzehnten genommen hat, ist auch überall und immer mehr das Bestreben hervorgetreten, das Bade- und Schwimmwesen durch Schaffung möglichst billiger und guter Badegelegenheiten zu beleben und das Volk allmählich zur Badegewohnheit zu erziehen. So erhielt das Schwimmen eine wesentliche Förderung dadurch, daß es heutzutage in vielen Staaten auch im Winter in erwärmten Schwimmhallen betrieben werden kann. Schon 1842 hatte Liverpool eine solche Schwimmhalle, und jetzt besitzt London allein wohl über 80 Schwimmhallen. In England wurde schon 1846 den Stadtgemeinden durch Parlamentsbeschluß aufgegeben, Badeanstalten zu erbauen; kein Wunder also, daß das Schwimmen in England so große Fortschritte machen konnte.

Die von England ausgehende Bewegung griff langsam nach Deutschland über. Das erste nach englischem Muster errichtete volkstümliche Bad wurde 1855 in Hamburg als Aktienunternehmen mit staatlicher Unterstützung errichtet. Im Jahre 1860 erbaute bereits Magdeburg eine Anstalt mit einem Bassin, in dem auch Winterbetrieb durchgeführt werden konnte. So konnte in Berlin in solch' einem Bassin im Winter 1860/61 regelrechter Schwimmunterricht erteilt werden. Im Laufe der beiden letzten Jahrzehnte sind in den meisten Großstädten (so hat Berlin z. B. 11 Winterschwimmbassins) und selbst in mittelgroßen und kleineren Städten Deutschlands Schwimmhallen, zum Teil mit großartiger Ausstattung, zur Benutzung im Sommer und Winter errichtet worden, und ist das Zustandekommen teils Stiftungen von Privatpersonen und Vereinen, teils Unterstützungen von seiten der Stadtverwaltungen, teils Aktienunternehmen, Sammlungen und Gründungen von Schwimmvereinigungen zu verdanken.

Es dürfte von Interesse sein, einige Daten über die Größenverhältnisse von Schwimmbassins des Auslandes zu erfahren. Unter den augenblicklich in Deutschland bestehenden großen Schwimmbassins hat

die geringste Länge von 36 Fuß das Bassin des Frauenbades in Hannover;

die größte Länge von 84 Fuß das Bassin des Sophienbades in Leipzig;

die geringste Breite von 20 Fuß das Bassin des Frauenbades in Hannover;

die größte Breite von 42 Fuß das Bassin des Aktien-Schwimmbades in Stuttgart.

In Wien hat

das Dianabad eine Länge von 124 Fuß und eine Breite von 43 Fuß;

das Sophienbad eine Länge von 134 Fuß und eine Breite von 44 Fuß.

Was die Badefrequenz der gedeckten Schwimmbassins anbelangt, so ist sie geradezu enorm; so hat das Stuttgarter Aktien-Schwimmbad beispielsweise im Jahre 1895 (von Januar bis Dezember) einen Besuch von 305 361 Personen (bei einer Einwohnerzahl von 158 378 Personen); das Magdeburger Friedrichsbad im Jahre 1896 eine Frequenz von 273 000 Personen (bei einer Einwohnerzahl von 214 447 Personen); das Breslauer Wellen-Schwimmbad hatte im Jahre 1898 einen Besuch von 179 399 Personen (bei einer Einwohnerzahl von 372 687 Personen) aufzuweisen.

Laut Statistik der deutschen Gesellschaft für Volksbäder gab es im Jahre 1900 im deutschen Reiche 251 gedeckte Schwimmbäder, davon hatte das Königreich Sachsen allein 32 solcher Bäder.

Der übliche mittlere Preis für die Benutzung der Schwimmbäder in Deutschland ist für ein Einzelbad: Erwachsene 30 bis 40 Pfennig; Kinder 20 bis 25 Pfennig. Im Abonnement tritt eine Preisermäßigung ein.

Das Baden und Schwimmen in natürlichen Gewässern ist

ja in hohem Maße empfehlenswert. Leider lassen sich eben solche Bäder nur im Sommer benutzen und diese werden noch, durch die bei uns so oft und häufig eintretenden Regentage bedenklich eingeschränkt. In der übrigen Jahreszeit, es sind aber 9 Monate, ist es uns unter den bescheidensten Verhältnissen (in Riga durch das „Krögersche“ und „Lussowsche“ Bassin) oder auch gar nicht möglich, ein Schwimmbad zu benutzen. Von einem regelrecht zu betreibenden Schwimmunterricht während der Winterzeit, wie wir es in Deutschland gesehen haben, kann natürlich gar keine Rede sein.

Eine größere Bade und Schwimmfreudigkeit würde gewiß auch in den meisten Städten unserer baltischen Provinzen eintreten, wenn ein größeres, den ausländischen Raumverhältnissen einigermaßen angepaßtes Schwimmbassin in jeder Stadt vorhanden wäre. Die Stadt Riga hat durch Gründung eines Vereins zur Erbauung einer hygienischen Schwimmhalle zur Benutzung im Sommer und Winter allem Anscheine nach den ersten Versuch gemacht, dieser Frage in kürzerer Zeit näher zu treten.

Die unbedingte Notwendigkeit des Schwimmenerlernens bei den aktiven Mitgliedern unserer Wassersportvereine, das Bedürfnis des Schwimmens eines jeden gebildeten Menschen, der etwas auf gründliche Körperpflege und Abhärtung seines Körpers gibt, die bei einem großen Teil unserer Jugend vorhandene völlige Unkenntnis des regelrechten Schwimmens, die zunehmende Bevölkerungszahl der Städte, die hohen Anforderungen, welche bei dem jetzt so scharf ausgeprägten Kampf ums Dasein an die geistigen und körperlichen Kräfte jedes Menschen gestellt werden, das unruhige Hasten der Arbeit und die mangelhafte Erholung, die frühzeitige Abnützung des Geistes und damit ein früherer Verfall des Körpers, umso mehr als Alkohol, Tabak, Kaffee, Tee, unsere Hilfsmittel gegen die geistige und körperliche Ermattung, zusammen mit anderen Ausschweifungen die Kräfte untergraben, — das alles drängt zu einer größeren Fürsorge für den Wassersport. Dazu nimmt die Krankheit unseres Jahrhunderts, nämlich die der Nerven, auch bei uns von Tag zu Tag immer zu. Dieses alles aber erheischt besondere Maßregeln zur Bekämpfung

dieser die Gesundheit untergrabender Mißstände, und wir können nicht genug Hilfsmittel suchen und benutzen, um gesund zu bleiben. Kein Mittel aber ist wirksamer als frisches Wasser.

Douchen ist gut, Baden ist besser, das Beste aber ist Schwimmen; es ist die Krone aller Wasseranwendungen! Die großen Vorteile aber, welche eine größere, gedeckte Schwimmhalle, in der sich stets gleichmäßige Luft- und Wassertemperaturen befinden, einem offenen Bade gegenüber bietet, braucht man im einzelnen nicht darzulegen, es genügt darauf hinzuweisen, daß nur ein gedecktes Schwimmbad die Möglichkeit bietet, regelmäßig während des ganzen Jahres zu baden und zu schwimmen. Gerade in der kälteren Jahreszeit trägt aber das Baden zur Abhärtung des Körpers und Verhütung von manchen Erkältungskrankheiten erheblich bei.

Was nun das Zustandebringen der Erbauung eines Schwimmbades anbelangt (entweder als Schwimmbad allein, oder mit Bannen, Dampf- und anderen Bädern verbunden, wie die Schwimmbäder des Auslandes zumeist angelegt sind, oder aber durch Anlage von Mietanlagen im Gebäude des Schwimmbades, um eine größere Rentabilität zu erzielen), so hängt das ja wesentlich von den dazu zur Verfügung stehenden Geldmitteln ab, welche im Interesse der guten Sache gewiß durch Gründung von Aktien-Unternehmungen flüssig gemacht werden könnten.

Es sollte daher jede größere Stadt unserer baltischen Provinzen dieser Frage energisch näher treten und darin dem Auslande versuchen nachzueifern, indem sie in der Errichtung eines gedeckten, öffentlichen Schwimmbades zur Winter- und Sommerzeit der Jugend ein Mittel gewährt, welches neben dem regelrechten Turnbetrieb und der Pflege der Turnspiele vor allem geeignet ist, die Entwicklung des heranwachsenden Körpers zu fördern;

den Männern die Gelegenheit gibt, ihre Kräfte zu stählen und sich abzuhärten gegen die schädlichen Einflüsse der Witterung und des Berufslebens;

den Frauen und Mädchen, welchen die Sitte der Zeit noch so viele die Männer kräftigende Körperübungen ver-

sagt, die Möglichkeit gewährt, im klaren, kühlen Wasser die edle Schwimmkunst lebenssicher zu betreiben und damit die Schönheit, Anmut und Gesundheit des Leibes zu entwickeln und zu erhalten;

die ärmere Bevölkerung für ein billiges Geld teilnehmen läßt an einer Körperpflege, welche sie tüchtig macht in ihrem schweren Kampf ums Dasein und die sie mehr braucht als viele andere.

Deshalb sei an alle, welche ein warmes Herz für die heranwachsende Jugend und ein Verständnis für den hohen Nutzen der Schwimmbäder besitzen, die Bitte gerichtet, wo und wann nur irgend möglich die Bestrebungen zur Inangriffnahme dieser hochwichtigen Wohlfahrtseinrichtung nach Kräften zu unterstützen und zu fördern, den Städten selbst zur Ehre, der Bevölkerung aber zum Heile.





Revolutionsbilder aus Südeßland

von

L. Frey-Estland.

Aus den Tagebuchaufzeichnungen für meine Söhne.

Sturmvögel.

Herbststürme tobten Tag und Nacht durchs Land. Es war, als ob „des Chaos wunderlicher Sohn“, der Geist des Widerspruchs und der Verneinung, der allem Bestehenden „die Teufelsfaust entgegenballt“, nicht nur die Menschen sondern auch die Elemente selbst entfesseln wollte zum Kampf gegen alles Alteingewurzelte, Feste, gegen alles in traditioneller Entwicklung Gewachsene, — gegen Ordnung und Gesetz.

Freiheit, Republik, — die Worte gingen von Mund zu Munde. Und als einmal ein Spatzvogel das sogenannte „Volk“ zu fragen wagte: „Wißt Ihr denn auch, was eine Republik ist?“ erhielt er die prompte Antwort: „Natürlich, das, was sie in Deutschland und an andern Orten haben!“ — Als Ende November 1905 die lettische Republik proklamiert worden war, konnten wir für Estland, den mit der Schwesterprovinz verwachsenen Zwilling, uns nur noch an die schwache Hoffnung

Klammern, daß dem Estenvolk hüben wie drüben angesichts der litauisch-polnischen Ideale die Augen aufgehen würden über die Ziele der lettischen Bewegung, in die es halb unbewußt mit hineingerissen worden war, — an die freilich bisher ganz unbegründete Hoffnung, daß das gehobene estnische Nationalgefühl das ihm Fremde ausschneiden und sich in sich selbst festigen würde gegenüber der Gefahr, sich zu verlieren im Interesse der ihm nicht kongenialen lettischen Bestrebungen. In den Anfängen einer allestnischen Partei, die sich um die Person des Redakteurs Tönnisson in Dorpat gruppierte, lag der Anhaltspunkt für diesen letzten Hoffnungsschimmer, der unser Land noch nicht derselben schwarzen Zukunft preisgeben wollte, welcher Kurland und Livland schon seit ca. einem Jahre mit immer volleren Segeln zuschiffen.

Mit welchem Durst der heimatische Boden alle fremden Einflüsse auffog, konnten wir im eignen Hause beobachten, wenn die Posttasche ankam, die Wirtin sich auf sie stürzte, — das christliche Blatt, das wir seit ca. 20 Jahren für unsere Leute hielten, achtlos bei Seite geschoben, das allgemein beliebte sozialdemokratische Organ dagegen, das durch unseren Boten mit abgeholt wurde, bevor es ins Dorf wanderte, auf dem Küchentisch ausgebreitet und vorgelesen wurde, während rings andächtig lauschend alle versammelt waren, — das Blatt, das systematisch die Prediger, die Herren, kurz die Deutschen mit Schmutz bewarf und durch sensationelle Lügen Furore machte, ähnlich wie das sozialistische „*Mus aeg*“ (Neue Zeit), dessen Titel schon die ihm gesteckten Ideale bezeichnet und das in fünf bis sechs Exemplaren durch unsere Posttasche ins Dorf ging. Dazwischen schwirrten noch andere Blätter umher, die illustrierten doppelt beliebt. Politisieren tat jeder Bauer, jede Magd, ja beinahe jedes Kind. Und wenn abends unser alter, ehrlicher Verwalter am Schreibtisch meines Mannes den Tagesbericht abgegeben, so mußte er, der noch ein Frommer aus der alten Zeit, ein Stillter im Lande war, — der Ermüdung durch seine anstrengende Berufsarbeit nicht achtend, — stehenden Fußes noch lange seinen politischen Sorgen und Gedanken Ausdruck geben: „Was kann, was wird daraus werden?“

Kannte er doch die Menschen, besonders den zügellosen Übermut der jungen, modern beeinflussten Generation, die jedem Bauerwirt zu schaffen machte, und die Knechte, die nur unter dem Zugeständnis der allerweitgehendsten Freiheiten überhaupt in den Dienst traten und dabei mit Handschuhen angefaßt sein wollten, den herrschenden Arbeitermangel sich schlau bei jeder Gelegenheit zu nütze machend. „Man muß beinahe sie bitten, ihre tägliche Arbeit zu verrichten“, sagte der Alte, der doch mit seiner bekannten Ordnung und Strenge immer noch einer der Gefürchtetsten war. Und nur seiner diplomatischen Klugheit die ihm bei uns den Spitznamen Leo XIII., dem er ähnlich sah, zugezogen, — dankten wir es, daß verhältnismäßig wenig Skandal mit den Leuten vorkam, während die Wirtin durch eine überwältigend resolute Erscheinung und Stimme in ihrem Kreise herrschte, in der Vertrauensstellung, die sie sich durch persönliche Treue und Anhänglichkeit im Hause erworben hatte. — — —

Eines Tages sah man die kleine Kinder-Lisa mit erregten Mienen über einem Zeitungsblatt sitzen, in dem in höchst sensationellen Bildern die blutigen Oktobertage in Reval illustriert waren. Das Blatt ist, wenn ich nicht irre, später bestraft worden, als ein anderer Wind wehte, aber seine Wirkung tat es damals ungestört in unzähligen weichen Gemütern.

Ein früherer Dorrischer Gartenjunge, der in Reval an einem Krankenhaus angestellt war, kam bei uns durch und erzählte in der Küche von jenen traurigen Ereignissen, sich selbst als Held fühlend, denn er war mitten darin gewesen und hatte später geholfen, die Leichen der Erschossenen zu waschen. Völl Schrecken und tiefster Ergriffenheit lauschten die Mägde. Es waren schon die Tage des beginnenden Bahnstreiks, und nur vereinzelt persönliche Nachrichten brachten Kunde von den Ereignissen der Außenwelt. Dabei zeigte sich unzweideutig, auf welcher Seite die allgemeinen Sympathien waren. Kursierte doch im Volke das festgeglaubte Gerücht, bei jenem Volksauflauf auf dem Revaler Markte hätten Gutsbesitzersöhne, als Soldaten verkleidet, auf das verhaßte Estenvolk geschossen! Immer wieder diese „saksad“!

Deutscherseits erschöpfte man sich damals aus Furcht vor

dem Scheine reaktionärer Gesinnung — es waren die Tage des kaiserlichen Manifestes vom 17. Oktober — in Konzessionen nach allen Seiten, ja man schien vielfach ganz unter dem Banne der leitenden Volks- und Freiheitsmänner kein offen männliches Wort zum Kampf gegen den gefährlichen Unfug zu wagen, den man geneigt war, als Schäumen der befreiten Fluten des Frühlingsbaches zu sehr zu unterschätzen. Das Mitleid mit den Opfern jenes unvermeidlichen Blutvergießens auf dem Markt überwog. Es war, als ob die ruhige Bevölkerung mit Blindheit geschlagen gewesen wäre. Zum Teil in Optimismus liberaler Schwärmereien, in Träume von gegenseitigem Vertrauen gewiegt, zum Teil einfach unter dem Terrorismus der Sozialdemokratie und ihrer zielbewußten radikalen Freunde im Stadtrat erstarrt — jedenfalls sich über die ernste Verantwortung des Augenblicks keine Rechenschaft ablegend —, ließ man den Dingen ihren Lauf, während auf der andern Seite in feindseligster Weise Haß, Mißtrauen, Verleumdung antworteten.

Dennoch wahrten manche sich die Scheuklappen zarten, leicht verletzten Gefühls voll Mitleid mit dem „armen, sich für die Freiheit opfernden Volk, das bahnbrechend mit dem eignen Blute zahlte!“ Der Staat mußte mit schärferen Instrumenten gestochen werden. Sinnbildlich vordeutend hatte eine Revaller Neujahrskarte die ehrwürdigen, historischen Türme der alten deutschen Stadt gezeichnet, während auf der Stadtmauer Proletarierkinder frohlockend ihre Estenmützen schwenkten. Philister über dir! Mit blutendem Herzen nur konnte jeder wahrhaft deutsch Fühlende von ferne ohnmächtig die Schmach mit ansehen, während der Freiheitsrausch des Volkes sich von unserm Herzblut nährte. Mehr als die heftigste Agitation ihrer durchweg sozialdemokratischen Presse, mehr als die strengste, nach ausländischem Muster durchgeführte Arbeiterorganisation, die ihr Ideal im „Verband der Verbände“ wie wohl nie früher erreicht zu haben schien, mehr als alle systematisch ausgestreute Saat des Hasses, Brotneides gemeiner Habgier und aller niederen Instinkte, — tausendmal mehr wirkten auf das erregte Volk die „Märtyrer“ der Revaller Oktobertage, und zwar weil mit völligem Ausschluß nüchternen

Urteils allein an das unmittelbare, dumpfe Gefühl appelliert wurde mit jenen Schilderungen, die übertrieben, verzerrt, unkontrollierbar, mündlich und gedruckt über das Land fluteten.

Der Held des Tages in unserer Küche, Hans, der gekommen war, den in Torri lebenden Eltern eines Gefallenen die Trauernachricht zu bringen, spielte die Rolle, die seiner jugendlichen Eitelkeit zusagte, untermischt mit wirklichen weichmütigen, vielleicht in ihrer Art idealistisch angehauchten Gefühlen. Im Anmeldezimmer des Pastors vor dem heiligen Abendmahl erschien er, die ominöse rote Schleife im Knopfloch, die unter dem prüfenden Blick des Geistlichen sich verschämt unter dem Rockausschlag zu bergen suchte. „Unsere Heldin hat sie uns angesteckt“, entschuldigte er sich und entwickelte dabei einen Strom verworrenster Freiheitsphantasien. Martha Lepp hieß jenes junge Estenmädchen, das die Menge auf dem Markt fanatisiert hatte. Sie war von dem Laternenpfahl, der ihr als Tribüne gedient, heruntergeschossen worden. In der Klinik, in der ihre Wunden ausgeheilt wurden, setzte sie unbeirrt ihre agitatorische Tätigkeit fort, von Blumenpenden ihrer Freunde überschüttet.

Die neue Versammlungs- und Redefreiheit vom 17. Oktober entfesselte den ganzen Schwall unsinniger, eifler, ehrgeiziger und zügelloser Absurditäten. Von einem Hören konnte doch höchstens bei den Nächststehenden die Rede sein: es genügten ja auch die wohlbekanntesten Schlagwörter und der rote Lappen, um die erwünschte Stimmung sofort hervorzuzaubern. Der Unsinn, der so in tönenden Phrasen zusammengeredet wurde, konnte wohl der Idee, unter deren Fahne er ging, nicht zur Ehre gereichen, obwohl er oft mit komischer Logik aus ihr resultierte. War es doch immer das eine Lied, das in allen Tonarten von den Straßeneden ertönte, — ob nun auf russisch, estnisch, lettisch, finnisch, polnisch, jüdisch und so fort. So ungefähr klang der verführerische Galimathias jenes „vollkommenen Widerspruchs“:

„Brüder! Rußland ist ein Rechtsstaat geworden. — Recht, was das bedeutet, weiß heute jedes Kind, denn jeder hat Recht in der neuen Zeit. — Laßt Euer Recht nicht mit Füßen treten, Bürger! Nieder mit der Bourgeoisie! — Es lebe das

freie Volk, darum muß streifen, wem sein Leben lieb ist. — Arbeiter, stellt die Arbeit ein im ganzen Reich! Euer Kampf ist kein politischer, sondern ein Kampf ums Brot; damit Eure Kinder nicht verhungern sollt ihr streifen, Euch für die Freiheit opfern! — Nieder mit den Beamten, der Regierung, der verfluchten Ordnung, denn ein Rechtsstaat seid Ihr geworden! — Das Land, das Eigentum ist Euer, der Arbeiter, darum nieder mit dem Kapital! — Nieder mit allen, die die Herrschaft unrechtmäßig an sich reißen, herrsche Volk! — Das ist das „Recht“ — — — Was es nun mit dem „Staat“ auf sich hat, das wird man sehen, das müssen wir die „Vorgesetzten“ fragen, die da wissen, was Rußland wohl tut. Freiheit für unser Volk! — Kein armer Bruder soll leiden, darum fort mit Christentum und Humanität! — Keinem darf heute mehr Unrecht geschehen, darum raubt, sengt, tötet, — unterwerft Euch willenlos der blutroten Fahne zum Heile Eurer Nation: es lebe die internationale Sozialdemokratie!“ — — — —

Vor dem Ausbruch.

Bald nach dem Einschreiten des Militärs in Reval ergoß sich ein Strom von revolutionären Banden aufs Land, um Güter und Pastorate zu überfallen und zu berauben. Im Namen der „Socialdemocratia“ stellten sie sogar an manchen Orten Quittungen für das durch Todesdrohung erpreßte Geld aus. Im Volk kursierten die abenteuerlichsten Gerüchte tendenziöser Natur, zum Teil panische Furcht verbreitend, zum Teil aber auch ein gewisses, bewunderndes Grausen. Die schwüle, beängstigende Stimmung wurde gesteigert durch die vom September bis in den Dezember ununterbrochenen Brandstiftungen. Rings im Lande wurden die Futterstreuungen angezündet und leuchteten, unheilverkündende Fackeln, durch das unheimliche Dunkel der sorgenvoll durchwachten Nächte, in denen der ganze Chorus kläffender Hofhunde johlende und lungernde Vorübergehende begleitete. Der Nachtwächter, ein biederer, schwerfälliger Patron, versicherte meinem Mann allnächtlich, daß er sich auf ihn ver-

lassen könnte, doch hörte man ihn mit Vorliebe vor unsern Schlafzimmerfenstern patrouillieren, wie ein Kind im Dunkeln laut redend mit dem stattlichen Hofhund Janus, dessen Ruf weithin in der Umgegend erscholl als eines unnachsichtigen Hosengerreißers. Oft fiel ein Schuß in der Stille der Nacht. Dann sprang mein Mann vom Bett auf, wo er meist halbgekleidet, das Gewehr am Fußende, lag, riß das Fenster auf und ging auch hinaus, um das Haus zu umkreisen. Stundenlang saß er in der Muße der Nacht am Schreibtisch, um seine Papiere zu ordnen für ernste Fälle, wozu die vielerlei Geschäfte des Tages keine Zeit ließen. Der Segen des Schlafes lag nicht auf diesen Nächten. Schlummerte man dennoch ein, so weckte einen bald das Winseln des Haushündchens, das aufgeregt von Zimmer zu Zimmer rannte. Dann sah man den Horizont von Feuerschein gerötet. Die Leute stürzten hinaus: „Wo kann es brennen? Wie weit von uns? Wessen Scheune?“ — Dazwischen heulende Trupps von Schnaps und Redefreiheit be- rauschten, von Meetings heimströmenden Gesindels. Und die allgemeine Aufregung und Nervosität, die die Luft erfüllte! Kam man mit Nachbarn zusammen, so war natürlich nur von den Zeitereignissen die Rede. Wie ging es aber auch in Liv- und Kurland her, wo die Revolution fast völlig ungehindert wirt- schaftete sowohl auf dem flachen Lande, als erst recht in den Städten in denen die Excecutivkomitees offen durch Terror herrschten und die Bewegung über das ganze Land leiteten und orga- nisierten, die scheußlichsten Utrozitäten ungestraft an der Tages- ordnung waren, Mord und Raubüberfälle die Zeitungen nach wie vor füllten! Das bischen Militär, das hier und da sich entgegenstemmte, konnte der Bewegung nicht Herr werden. Und wir hatten nicht einmal Militär in der Nähe. Das Städtchen Weißenstein lag völlig ungeschützt da, abgesehen von den paar Schreibern und Wachen, die der Militärchef (Bezirkskommandant) im Notfall hätte bewaffnen können, ca. 12 Mann. Der Gesell- schaft blieb es überlassen, eine Bürgerwehr aus fast ausschließlich, Deutschen zu bilden, die allnächtlich die Straßen durchwanderten, aber unbewaffnet sein mußten! Die friedlichen Bürger wurden

in dauernder Aufregung erhalten durch anonyme Briefe, welche diejenigen Häuser im voraus bezeichneten, die in Brand gesteckt werden sollten. In mehreren gelang es wiederholt, die in Petroleum getränkten Strohwische zu entfernen, bevor das Feuer um sich greifen konnte; nie aber wurden die Täter entdeckt, und der Volksmund verbreitete kritiklos die freche Verleumdung: „Die „Herren“ selbst stecken ihre hochversicherten Gebäude an, um Scheingründe zum Hezen gegen das arme Volk zu haben, das dann den Sündenbock machen muß.“

An unserem jour fixe wurde kaum mehr anderes besprochen und ausgetauscht, als der Schreck und Schaden, den die Brände verursachten, Briefe von überfallenen Verwandten, die vorgelesen wurden, Nachrichten von Bekannten aus Petersburg, von der niedergedrückten Stimmung, von den Siegern der Revolution, allgemeinen Konzessionen und scheuem Nachgeben, das sich übers ganze Reich erstreckte. Über allen lag daselbe niederdrückende Gefühl völliger Ohnmacht und Lähmung. — — — —

Gleich nach den Revaler Oktoberunruhen hatten sich die Herren unseres Kirchspiels auf einem Nachbargut versammelt, um eventuelle Vorsichtsmaßregeln gemeinsam zu beraten. Als mein Mann in den Kreis trat, sah er um sich erschütterte Mienen. Wenig wurde gesprochen: „Sehen Sie sich zu N., er kommt eben aus Reval und wird Ihnen alles erzählen.“ Der Generalstreif, der das ganze Reich damals in Dunkelheit hüllte, und die Unklarheit über die drohenden Gefahren, ließ ja die schreckhaften Geschehnisse nur durch mündliche Mitteilung, oft übertrieben und verzerrt, zu uns gelangen. Da war jeder Augenzeuge doppelt willkommen. Es stand fest, die Banden waren von Reval ausgebrochen, um ihr Rache- und Verheerungswerk auf dem flachen Lande ungehindert ausüben zu können, wo kein Militär ihnen Widerstand leisten würde. Vergebens hatten sich einige unserer Herren bemüht, für unser Kirchspiel etwas Militär zu erlangen. Die weitläufigen Schreibereien zwischen uns und Reval führten zu keinem Resultat.

In Estland auf dem Lande war der Selbstschutz noch nicht so organisiert wie in Livland. Es brachen aus Reval kleine

Militärabteilungen zur Verfolgung der Banden auf, geführt von freiwillig sich meldenden Gutsbesitzern, welche dieselben jedoch nicht mehr erreichten, da sie bei ihrem Herannahen, nach Ausplünderung einer Anzahl Güter mit ihrer Beute in die Stadt zurückströmten. Das Vorbild Livlands legte es nahe, und man ging auch in einzelnen Teilen Estlands daran, einen Selbstschutz zu bilden, aber in unserem Kirchspiel fehlten die Vorbereitungen dazu. Bei den Zusammenstößen mit den Insurgenten in Livland hatten oft nur ein paar Deutsche den Kampf mit einer Rotte aufgenommen, wobei die überlegene Furchtlosigkeit, Disziplin und Selbstaufopferung der Gebildeten über die planlos zusammengewürfelten Haufen gesiegt hatte.

Man fing an, im Lande etwas aufzuatmen. Unser Kreis hatte nur einen Überfall zu verzeichnen, unsere Gegend war verschont geblieben. Doch konnte jederzeit sich die Sache wiederholen, und an Sicherheit war nichts gewonnen. Eine drückende Schwüle lastete auf allen in Allenküll Versammelten. Man konnte sich nicht einigen. Einige, deren Häuser durch ihren Bau nicht verteidigungsfähig waren, schlugen vor, man sollte alle Frauen und Kinder in einem großen mehrstöckigen Gutshause zusammenbringen; dieses sollte von den Herren gemeinsam verteidigt werden und als Ausgangspunkt für Angriffe auf die Revolutionäre dienen. Das gastliche Allenküll rüstete sich schon zur Aufnahme; die unteren Fenster wurden verbarricadiert, Waffen angeschafft. Dagegen wandten andere ein, es wären nicht genug moderne Gewehre vorhanden und mit Jagdflinten nichts aufzustellen. Andere wieder wollten das eigene Heim nicht schutzlos preisgeben. Zwei Gutsbesitzerinnen plaidierten für Fortschicken der Frauen und Kinder nach Reval und bewaffnete Verteidiger jedes Hauses. Die ältere der beiden Damen war als flotte Jägerin bekannt und hatte mit ihrem furchtlosen energischen Wesen so manchen Wilderer eingeschüchtert. Finster und sorgenvoll blickten alle, so verschieden sich die Temperamente dabei auch äußerten. Keiner konnte sich mehr tröstenden Illusionen hingeben. Die Verhältnisse machten es uns unmöglich, unsern Besitz schutzlos zurückzulassen. Dennoch setzte mein Mann alles daran, Frau und Kinder

nach Reval zu schicken, bevor die Gefahr da wäre; wußte er doch, was auf dem Spiele stand: nach schwerer Krankheit war mir das Fahren ärztlich verboten. Dazu wollte dieses Jahr kein Schnee kommen, der auf dem Lande den Verkehr macht, und die Wege blieben aussichtslos grundlos. Die Bahnzüge gingen nicht, und die Fahrt per Achse bis Reval betrug ca. 90 Werst.

Aussichtslos! Das war die Einsicht dieser Beratung. Man beschränkte sich darauf, einen berittenen Nachrichtendienst von Gut zu Gut zu organisieren, — um wenigstens nicht über-rumpelt werden zu können, da die Telephone überall zerstört wurden, wo die Banden erschienen, — und noch einmal eine Bittschrift um Militär für die Turgelsche Fabrik einzureichen, — und ging niedergeschlagen auseinander!

Um uns her arbeitete indessen emsig die Agitation unter dem leichtverblendeten Volke. „Tööle!“ d. h. an die Arbeit! lautete die Aufschrift der roten Zettel, die die Leute zu Meetings zusammenriefen, auf denen, wie es hieß, ihre Steuerangelegenheiten besprochen und neu geordnet werden sollten, entsprechend den neuen kaiserlichen Freiheiten; da durfte natürlich keiner fehlen, der nicht übers Ohr gehauen werden wollte. Hatte nicht der Zar selbst an seine Untertanen ohne Unterschied des Standes oder Berufs die huldvolle Aufforderung ergehen lassen, sie alle mögen nur ihre Wünsche äußern, er wolle sie alle beglücken? So hieß es denn nur, sich über die Natur dieser Wünsche einigen, also fleißig die Meetings besuchen, auf denen redengewandte Stammesgenossen mit erstaunlicher Routine ihnen mitteilten, was sie wünschen sollten, ihnen die neue, berauschende Freiheit, die neue Zeit überhaupt klar machten, die alles auf den Kopf stellte, was gewesen. Auch die Nüchternsten und Verständigsten konnten sich dem nicht verschließen, was so überzeugend geboten wurde. Man wollte ja nur die von der Regierung selbst gewünschten Volksvertreter wählen, Ehrenmänner, die nach dem Sinne der Gemeinde deren Interesse vor dem Kongreß in Dorpat wahrnehmen sollten; so verstanden es die Einen, die Andern wurden zur Unzufriedenheit gereizt durch Hinweis auf alle Übel des Lebens, für die man als Prügeljunge die saksad (Deutschen, Herrschaften) stets bei der Hand

hatte. Hatten doch Mißtrauen und Zwietracht schon seit Jahrzehnten den Boden für den flammenden Haß bereitet! Der Röder waren genug vorhanden: Land für die Landlosen, Steuerfreiheit für die Besitzlichen, Macht für die Kleinen usw. Das Volk jubelte dem gewandten Redner zu, und unter dem Jauchzen der gefitzelten Begierde wurde jeder überlegende Gedanke erstickt, und nur das allesbeherrschende Gefühl flutete behexend durch die losende Menge, die nicht Vernunft, nein Entfesselung wollte und sich darin begeisterte zu künftigen Taten. Wohl kam es vor, daß vorsichtige Bauernwirte den Unsinn des Vorgetragenen erkannten, ja die grüne Menge darauf aufmerksam machen wollten; kaum aber betraten sie die Rednertribüne, so erhob die betörte Jugend, die nicht einmal immer in der Überzahl war, ein betäubendes Gejohl: „In den Saß mit ihm!“

In unserer Gegend war ein kleiner Dorfschneider Hauptagitator, der rothhaarige, unscheinbare Josia, der im Dorf, in dem er lebte, sich durch sein leidenschaftliches Hegen so verhaßt machte, daß schließlich die Wirte gesagt haben sollen: „Wenn sich doch einer fände, der ihn totschläge!“ — Noch schien ein gewisser Widerstand vorhanden, der wohl von den Wohlhabenden ausging gegen die autoritätsstürmende, landlose Schaar der Knechte, und anderer junger Bursche. Denn der estnische Bauer hat einen sehr stark ausgeprägten Eigentumsinn, was die eigene Person betrifft, und läßt sich ihn von userlosen Idealisten nicht so leicht rauben. Damit jedoch rechnete auch die zielbewußte Agitation. Noch spaltete sich die Neigung des Volkes in die zwei Hauptlager: Hie Temant, hie Tönnisson! Der erstere extremer Sozialist, der zweite Nationalist. Doch soviel Klarheit konnte man von den Bauernköpfen nicht erwarten, daß sie selbst kritisch hätten entscheiden können, was hierher, was dorthin gehörte. Und die Führer selbst spielten ihre Rollen je nach ihrem persönlichen Vorteil in trügerischen Schwankungen herüber und hinüber. Der vom parteiverheßten Böbel auf offener Straße mißhandelte Redakteur Tönnisson spielte sich alsbald als den Aristokraten, den Vertreter der Intelligenz seines Volkes auf, um im Kampfe gegen die Radikalen ein neues Heer um seine

gesunkene Fahne zu scharen und die durch die Exzesse der Revolution ernüchterten Elemente an sich zu ziehen. Beide Parteien arbeiteten mit demselben Motiv — dem Deutschenhaß — der beiden das wirksamste, unfehlbare Mittel zum Ziele bot. Aber hier wieder zeigte sich das bedeutende Übergewicht des sozialdemokratischen Elements über das nationalistische: Tönnisson, nachdem sein Kongreß in Dorpat von der Temant-Partei gesprengt worden war, sah sich genötigt, der radikalen Zeitströmung weitgehendste Konzessionen zu machen, um nicht allen Anhang zu verlieren, so daß schließlich sein Programm nicht sehr wesentlich von dem Temantschen abwich, welches in Flugblättern und Reden mit Bindeseile über das Land verbreitet, das Volk zur Boykottierung der Staatsbeamten, Dienstweigerung der Rekruten, Steuerverweigerung, Unterlassung aller Privat- und Gemeindeabgaben, und, wo dieser geboten, zum bewaffneten Widerstand gegen die Regierung aufrief. Während der sarkastische Volksmund bald von Tönnisson behauptete, er habe sechs Zungen, operierte die Agitation schlau mit diesen zwei Richtungen in der Neigung des Volkes, indem sie die Vorschläge, die sie den Versammlungen im einzelnen unterbreitete, je nach Gelegenheit bald als Tönnisson, bald als Temant ausgab. So wurde die Verwirrung systematisch groß gezogen.

Streiks waren auch unter den Landarbeitern vereinzelt vorgekommen, aber stets schnell wieder beigelegt worden. Ängstliche Nachgiebigkeit im Interesse des eigenen wirtschaftlichen Vorteils, wo sie etwa unter den Gutsbesitzern sich zeigen wollte, wurde von der Gesellschaft streng gerügt. Nachsicht wurde genug geübt. So hatte z. B. mein Mann in Anbetracht der Reihe schlechter Erntejahre und des unglaublich beschwerlichen Klageweges der russischen Behörden, so manchem Pächter seine Zahlungen von Jahr zu Jahr gestundet, was mit der Zeit eine beträchtliche Last für ihn selbst geworden war. Nun erschien eines Tages ein seltsamer Zug aus dem Dorfe: Postreiber und Wirte, vorn ein Biedermann, auf den wir besonders viel hielten, der nie seine Pacht schuldig blieb und als Kirchenvormund eine gewisse Würde besaß, und der Dorfältesten-Gehilfe, geführt von einem jungen

Querulanten, der sich geteilten Ansehens unter den Leuten erfreute: in dem einen Dorf liefen ihm die Bauern bewundernd zu und lauschten seinen hegerischen Reden, im andern haften sie ihn, ohne sich ihm offen zu widersetzen. Das rote Fähnchen, das sie unterwegs kühn geschwungen, barg sich, als sie dem Hause näher kamen, verschämt in einer Hecke. Der Hofschmied, den sie an der Arbeit trafen, ein starrer, schweigsamer Mensch, wurde gezwungen mit zugehen, schlug sich aber unvermerkt seitwärts in die Büsche. Laut und pazig drängten sie sich in das Arbeitszimmer meines Mannes, den jungen Rädelsführer schreierisch unterstützend, als er erklärte, die Pachten würden nicht gezahlt werden, der Herr habe kein Recht mehr auf die Forderung, die Zeit sei eine andere geworden, von nun an müßte jeder Handel zwischen Bauern und Herrn von bauerlichen Schiedsgerichten entschieden werden, die auch die Höhe der Abgaben bestimmen würden, der Zar habe den russischen Bauern ihre Zahlungen geschenkt und die Esten beanspruchten dasselbe, und was des aus halbverstandenen Zeitungsartikeln zusammengebadenen Unsinn mehr war. Nach vielem Hin- und Herreden — nichts liebt unser Bauer so, wie lange Palaver — gelang es endlich meinem Mann, durch einen Witz die Lacher auf seiner Seite zu haben; — der Este ist für Sarkasmus ungemein empfänglich. Der eitle Redner sah sich plötzlich isoliert und blamiert und schien zu Kreuz kriechen zu wollen, worauf mein Mann ihm erklärte, daß er gegen jeden, der nicht zahlen wollte, eine Klage einreichen würde. „Das kann der Herr schon tun, aber die Gerichte vermögen heutzutage gar nichts“, war die trohige Antwort, und gerade dasselbe schien auch die Ansicht der Behörden in Weißenstein zu sein, die trotz des zugegebenen Rechts auf seiten meines Mannes die Sache in Anbetracht der Zeitverhältnisse für aussichtslos ansahen. Es waren die Punkte des Lemantschen Programms, das im Lande ringsum verwirklicht wurde. In den Gemeinden wurden auch bei uns schon vielfach die Beamten bonfottiert und abgesetzt und mußten es sich, mit Saß und Revolver bedroht, schon gefallen lassen. Die Rekruten in Weißenstein, unter ihnen auch Hans, unser Held vom 14. Oktober, weigerten sich aus-

zurück, veranstalteten unter den Augen ihrer Vorgesetzten und der Polizei demonstrative Aufzüge in der Stadt mit roten Schleifen, zu denen sie übermütig Militärmusik forderten. Es geschah ihnen nichts, man ließ sie laufen. — — — —

Es war an einem düsteren Novembertage, wo die Landschaft bei uns in grundlosem Schmutz der Wege und Felder zu erstarren, in verzweifelter Lichtlosigkeit zu versinken scheint, — als mein Mann zu einem Nachbar gefahren war behufs Besprechung über den dringend nötigen militärischen Schutz, der noch immer nicht in ausreichender Weise gewährt wurde. Zwanzig Dragoner hatten wir endlich nach Weißenstein bekommen. Da wurde ich ans Telephon gerufen. Ein Nachbar teilte uns mit, daß bei ihm ein Knechtsstreik ausgebrochen wäre, der größere Dimensionen anzunehmen drohte. Ihm ginge es dabei gesundheitlich sehr schlecht. Der Draht sogar gab sein Stöhnen, das schmerzhaftes Abbrechen der Stimme in beängstigender Weise wieder, bis plötzlich mit einem unerklärten Lärm die Verbindung abbrach, — die Leitung zerstört! Was geschehen, weiß niemand. Es wird durch Nachbarn Militär aus Weißenstein nach M. gerufen. Ich bin in der angstvollsten Sorge um den alten Herrn, rufe den Verwalter und frage, ob er nicht jemanden hinüber schicken könnte? — „Es wird keiner gehen!“ Er kann es ihnen nicht befehlen. — „Aber Weibsleute? Die Wirtin?“ — er möchte es ihr doch im Viehstall sagen, sie wäre mit einem Pferde in einer Viertelstunde dort. Eile ist Not! — „Sie wird sich nicht der Gefahr aussetzen wollen.“ — So zog es sich durch Stunden hin, bis endlich doch die Wirtin sich mit zwei Mägden zu Fuß aufmachte. In der Dunkelheit umringt das Holz-Wohnhaus ein kleiner, laut demonstrierender Haufe, Hofstnechte und Gesindel. Die drei Mädchen erblickend, stürzt einer auf sie zu, indem er mit einer Stange ausholt: „Was sucht ihr hier? ich schlag euch tot!“ Zitternd jagen sie durch die dunklen Gänge ins Gärtnerhaus. Das Militär war seit kurzem im Hause. Trotzdem hielten die Tumultuanten den Eingang besetzt bis tief in die Nacht. Der Hausherr verhandelte selbst mit den unverschämt Fordernden, die ihn aufs größte schimpften. Das Hofspersonal schien fast

durchweg eine zweideutige Stellung einzunehmen. Treu zeigten sich nur der Kutscher und die Stubenmagd, was im allgemeinen Terror jedoch nichts ausmachte. Alle Arbeit ruhte. Das Vieh blieb ungesütert und ungemolken. Unsere Leute, die sich schnell entschlossen ans Melken machten, wurden mit Schlägen aus dem Stall gejagt. Als sie dann sicher heimgeleitet wurden, folgten ihnen gehässige Rufe: „Wartet nur, immer werdet ihr auch nicht unter Militärbedeckung gehen!“ — Zum Glück blieben die acht Dragoner mit einem Unteroffizier zum Schutze des Besitzers im Hause. Am nächsten Tage hörte mein Mann, daß sie in Eile nach Turgel auf die Bahnstation kommandiert würden, wo der später durch sein schneidiges Eingreifen berühmt gewordene Rittmeister v. S. die von Reval her durchfahrenden Rekruten empfing, die sich weigerten, weiterzufahren. Er genügte jedoch mit seinen ca. 12 Mann, um ohne Schuß sie zur Ordnung zu zwingen. Unsere acht erreichten nicht einmal ihr Ziel. Besorgt um den Nachbar, war mein Mann nach M. gefahren, die Flinte im Arm. Dringend beschwor ihn die Wirtin, nicht in der Dunkelheit durch den Wald zurückzukehren. Er fand noch immer einen johlenden Haufen das Haus umringend, — die Soldaten aber in eiligem Aufbruch begriffen

Und rings umfluteten uns die sich überstürzenden Nachrichten vom blutigen, ungehemmten Fortgang der Revolution in den Schwesterprovinzen, vom völligen Versagen aller schützenden Kräfte. Näher und näher kam uns die Flut. Riga schien völlig in den Händen der Revolutionäre, während auf dem Lande Panik und Flucht der Gutsbesitzer vor den Banden um sich zu greifen begann. Mit Entsetzen las man in den wieder erscheinenden Zeitungen die Erlebnisse der Flüchtenden von Römershof und andern livländischen Gütern, und die am hellen Tage in den Straßen der Stadt täglich vollführten Mordtaten, und — es drohte einem der Verstand stille zu stehen, — die livländische Ritterschaft und die Stadt baten einstimmig um Aufhebung des endlich von der Regierung verhängten Kriegszustandes. Das war die völlige Banferotterklärung, deren verzweifeltes Echo auch uns erbeben machte. Aus Reval kehrten

einzelne Herren vom Landtag zurück. Mein Mann war nicht hingefahren, um uns nicht allein zu lassen, obgleich diese letzten Landtage des Jahres 1905 wohl in der Geschichte unseres Landes als ernste Marksteine hervorragen werden, bezeichnend für die harten Gegensätze, die die Zeit wuchtig, zerschmetternd übereinander wälzte. Der Landtag vom Dezember, direkt vor dem mörderischen Ausbruch des Pöbelübermuts, arbeitete an einem Projekt für Erneuerung der estnischen Volksschule auf der alten, von der Russifizierung verworfenen, deutschen Grundlage, die unter Schutz und Leitung der Kirche den Esten deutsche Kultur in ihrer eigenen Sprache übermittelte und sie zu einer für Rußland ungewöhnlich hohen Stufe der Volksbildung gehoben hatte, ehe die Regierung eingriff. Derselbe Landtag arbeitete am Entwurf für bäuerliche Vertretung, der schon vor Jahren von deutscher Seite vorgeschlagen, von der Regierung verworfen worden war, und ließ den Rechenschaftsbericht außer in deutscher auch in estnischer Sprache drucken und unter die Bauernwirte verteilen, um sie, die jeder politischen oder kommunalen Arbeit bisher völlig ferngestanden, als künftige Mitarbeiter zum Verständnis heranzuziehen. Und was tat das Volk inzwischen? Es gab sich voll und ganz dem Mißtrauen, dem Treubruch hin, zu dem es von Fremden verführt wurde! — Schwüler und schwüler wurde die Spannung! — Die Stimmung unter den aus Reval heimkehrenden Gutsbesitzern war eine verzweifelte. Nichts geschah zum Schutze der Ordnungspartei. Unbehindert nahmen die Dinge ihren Lauf. Auch bei uns wie in Livland war um Aufhebung des Kriegszustandes gebeten worden, weil das Militär nicht annähernd genügte, um dem mächtig angeschwellenen Strom auch nur namhaften Widerstand zu leisten. Völlig preisgegeben, — unserem Verhängnis mit sehenden Augen entgengetreibend: das war unsere Lage! Es lag nichts an unserem Untergang.

Der rege, kirchliche Sinn, der dem Estenvolk eigen ist, trieb die Schutzsuchenden in die tröstenden Arme unserer Kirche. Selten wohl ist der Abendmahlstisch in Turgel so besetzt gewesen wie in diesen Wochen, wo doch die brudermörderischen Triebe in den

Tiefen des Volkes aufgewühlt wurden. Aber sie sollten ihren Frieden nicht finden, die ängstlich Suchenden. Auch hierher wußte geschickt die teuflische Arbeit des verpestenden Zeitstroms seine Mißtrauen und Feindschaft streuende Saat zu tragen. Scheu und unaufrichtig begegneten einem die Blicke der Leute, wenn sie sich erbaten, zum Gottesdienst gehen zu dürfen; man merkte nur, da war wieder etwas im Werk und wußte nicht was. Dem Pastor war von estnischen Gemeindegliedern mitgeteilt worden, es werde ein Kirchentumult geplant, sie selbst aber wollten dafür stehen, daß er wenigstens im estnischen Gottesdienst nicht gelingen sollte; was bei den „saksad“ geschehe, dafür könnten sie nicht bürgen. Der Pastor behielt die Sorge für sich und verschmähte jeden obrigkeitlichen Schutz, der das Volk hätte erregen können. Drohungen erfüllten die ganze Atmosphäre, und die Leute ließen sich dadurch einschüchtern wie eine Schafherde vor dem Gewitter. „Bitte den Herrn, doch lieber morgen nicht zur Kirche zu fahren.“ — „Warum denn nicht?“ — „Ja, man kann ja nie wissen! Unser Herr müßte überhaupt nicht so viel von Hause fahren!“ Das mußte er freilich, schon allein um die Brände zu taxieren, die so an der Tagesordnung waren, daß man schon aufhörte sich darüber zu wundern; er war ja auch Kirchenvorsteher. — „Wie war es denn heute in der Kirche?“ fragte ich die Wirtin an einem kritischen Tage. Die Antwort war ausweichend. Sehr wenige hatten zu kommen gewagt; in der Mitte des sonst überfüllten Gotteshauses war ein breiter Gang freigelassen worden, damit jeder schnell hinaus könnte! Viel später erst erfuhren wir, daß mit Bestimmtheit im Volk das wahnwitzige Gerücht geglaubt wurde, die deutschen Kirchenvorsteher hätten die Kirche unterminieren lassen, um so möglichst viele aus dem verhassten Volk mit einem Schlage zu vernichten! Wo war überhaupt in all' dem tollen Unsinne, der zur Schürung des Deutschenhasses mündlich und schriftlich verbreitet wurde, die Grenze zu ziehen zwischen Lüge und Dummheit? Kammen derartige unerhörte Anschuldigungen doch hie und da in der Naivität der Dienstboten direkt an uns heran; aber kein Spott noch Ernst half sie zerstören! Das gedruckte Wort schien ihnen heilig,

aber nur in der indigenen Presse, — den Deutschen war immer Mißtrauen entgegen zu bringen!

In Turgel wurde im Vereinshause eine estnische Feier des Manifestes vom 17. Oktober geplant und von Woche zu Woche, vielleicht der erregten Volksstimmung wegen, hinausgeschoben; man konnte sich nicht einigen, ob man den Pastor um die Festrede bitten sollte, oder den sozialdemokratischen Redakteur Päts aus Reval, einen Kampfgenossen Lemants, der später vor dem Standrecht ins Ausland flüchtete. — — — —

Inzwischen machte ich langsam meine Fortschritte, in meiner Gesundheit, und mein Mann fing an zu hoffen, daß er uns Frauen und Kinder mit der ersten Schlittenbahn vielleicht doch werde nach Reval bringen können, während ich mich dagegen sträubte, ihn und unsere Leute allein in der Gefahr zurückzulassen. Eines Vormittags höre ich ihn in einem Durchgangszimmer mit aufgeregten Leuten reden. Es waren die drei Hauptschuldner aus der Zahl der Pächter wieder erschienen, um in herausforderndem Tone von ihm zu verlangen, daß er seine Klagen gegen sie wegen Zahlungsweigerung zurücknehmen sollte. Sprecher war wieder derselbe junge Wirt, der lebhaft gestikulierend einen sprudelnden Strom von Anschuldigungen gegen die Herren, Drohungen und Verkündigungen der nahen Volksherrschaft hervorbrachte, so daß meines Mannes ruhige, skeptische Worte gänzlich verhallten. Dazwischen warf hier und da einer der Begleiter einige derbe, bestätigende Worte ein, um dann wieder mit erregtem, verbissenem Ausdruck, der mehr sagte als Worte, dem Redegewandten den Vortritt zu lassen, der, augenscheinlich geschmeichelt durch seine Führerrolle, alles vorbrachte, was die Zeit ihm zur Verfügung stellte an Einschüchterungsmitteln, Lügen und zielbewußten Plänen seiner Partei. „Warum reizen denn die Herren das arme Volk bis aufs Blut? Wir wissen alle, daß sie selbst es sind, die ihre Scheunen anzünden, um nur eine Anklage gegen uns zu haben. Jetzt wird das alles anders: das Volk will herrschen! Niemandem soll weiter gehorcht werden, weder Bauer noch Soldat soll sich fügen. Das Volk wird selbst seine Führer wählen. Die heutigen Gerichte sind nichts mehr.“ — „Das wäre ja aber Aufruhr und

Republik wie in Lettland.“ — „Ja, alles das werden wir hier auch haben.“ — „Habt ihr denn vergessen, daß es eine Regierung über euch gibt?“ — „Noch gibt es eine, aber wer weiß, was morgen sein wird; solange das Volk die Regierung haben will, wird sie da sein.“ — „Wißt ihr auch, daß ihr für diese Worte zur Verantwortung gezogen werden könnt?“ — „Von wem wohl? Jetzt herrscht des Volkes Wille, und sonst ist niemand mehr zu fürchten. Ich rede nur, was hier in meinem Blatt steht.“ Und er zog auch richtig einen Zettel hervor, den er laut und wichtiguerisch zu verlesen begann. Scheu und bestürzt oder mit bösen Seitenblicken huschten die Mägde vorbei, und nebenbei in der Küche herrschte stummes Entsetzen. „Zeigt her, das ist ja das Lemantsche sozialdemokratische Programm“; — mit gewandtem Griff war es in der Rocktasche verschwunden: „Nein, das Lönningssche“, war die überzeugende Antwort. „Alles wird so kommen, wie vorher gesagt; zieht aber der Herr seine Klage zurück, so stehen wir dafür, daß ihm nichts geschehen, daß sein Haus geschützt werden wird.“ — „Fällt mir nicht ein!“ — Und von neuem ging das prahlerische Schreien los: „Wozu braucht der Pastor 6 Rubel täglich? ich komme mit einem aus“ usw. usw. — Mir wurde es zu viel, ich trat hinein, die Stimmen wurden leiser und siehe da, der Vielgewandte grüßte höflich und änderte seine Allüren vor der Dame des Hauses. Aber das Gespräch schloß mit den Worten: „Tut der Herr es aber nicht, dann werde ich sehen, was wir tun.“ — „So, ihr wollt mir wohl das Haus anzünden?“ — Zeugen waren nah. „Nein, das nicht, aber wir werden schon sehen.“ Diese höhere Überlegenheit brachte auch mein Blut zum Wallen. Ich folgte ihnen in die Küche. Dort stand in einer Ecke auch richtig wieder der Hans und grüßte verlegen. „Um dein kleines Kindchen, Hans, tut es mir von Herzen leid.“ Er sah zur Seite. Die Andern saßen breit und pazig unter den Mägden und sahen bei meinem Eintreten fragend den Redner an, ob sie aufstehen sollten oder nicht; wie der sich mit demonstrativ höflicher Miene erhob, taten sie's denn auch. „Ich wünschte wohl, daß ihr Gott auch nur ein Zehntel so viel fürchtetet als ihr jetzt euer

„Volk“ fürchtet“, spottete ich. Sogleich erhielt ich denselben sich überstürzenden Redeschwall zur Antwort über das Thema: Das Volk ist zu fürchten usw. Dabei befleißigte sich der eitle Prahler offenbar guter Formen. Es machte einen widerlichen Eindruck. Angstvoll horchte die Köchin vom Herde herüber, ob ihr Bruder, der auch darunter war, etwas Herausforderndes sagen würde, als ich schleunigst die Küche vor ihnen räumte; aber sie entfernten sich alle vier höflich grüßend.

Von Hans hatten unsere Leute erfahren, daß auf einem entlegeneren Gute schon seit mehreren Tagen gestreift wurde und Militär und Polizei dabei nichts vermochten, ja daß die Dragoner eigenhändig melken mußten, — daß unsere Zweigbahn ebenfalls wieder streifte, kurz, daß es vorwärts gehe! Es war um die Zeit, wo in Reval eine geheime Versammlung in einem Keller aufgehoben, und eine Anzahl revolutionäre Führer verhaftet wurden; andere, darunter auch die „Volksvertreter“ aus unserer Gegend, waren über einen Zaun kletternd entkommen; wie es hieß, war dort auch der Agitator Josia verhaftet worden, aber entflohen. Das wurde von der estnischen Agitation dem Volk so mitgeteilt: „Die von Euch auf kaiserlichen Befehl gewählten Volksvertreter, die Eure Wünsche der Regierung übermitteln sollten, sind in Reval von den Deutschen ergriffen und unrechtmäßig eingesteckt worden. Das Volk empört sich gegen die Ungerechtigkeit, belagert den Dom usw.“ — In abgerissenen Gerüchten flogen diese Nachrichten durchs Land. Zeitungen erschienen nicht. Der Generalstreik hüllte all' das Wühlen und Gähren in unheimliche Finsternis, in der alle bösen Triebe uneingeschränkt ihre lichtscheuen Werke wirken konnten.

Unsere Flucht.

Gegen die Mitte des Dezembers schien sich die Spannung um Reval und Riga zu konzentrieren. Wir hatten uns vielleicht auch allmählich an diesen Zustand des auf alles Gefaßtseins gewöhnt. Jedenfalls traf es uns überraschend, als am 12. Dezember zwei Mägde schreckensbleich an mein Bett traten, das ich einer starken Verschlimmerung wegen hüten mußte, und

mir einen estnischen Brief überreichten des Inhalts: „Weißenstein, 12. Dezember 1905. Hochgeschätzte Fräuleins!!! — Es sei Euch kund getan, daß Ihr im Verlauf von drei Tagen aus dem Gute hinausziehen sollt. Erkennet unter Euch, wer von Euch freiheitlich gesinnt ist, wer nicht, der bleibe, sein Schicksal zu erwarten.
Sothial Temokrat.“

Dieses Schreiben an die Adresse unserer Stubenmagd, die von nichts ahnte, war der Milchmagd auf der Straße in Weißenstein von einem Unbekannten eingehändigt worden. Starren Schreden verbreitete es unter dem Personal, und es hieß nun überall beschwichtigen, denn die Furcht wirkte lähmend auf alle. Am meisten erschüttert war die sonst so furchtlose, energische Wirtin, jetzt von dem Gespenst der Todesdrohung verfolgt, die beim Streif in M. gegen sie gefallen war. Der Gedanke an einen belanglosen, schlechten Spaß lag in dieser unheilswangeren Zeit fern, wenn jeder auch die andern damit zu trösten suchte. Vor allem hieß es nun sich Sicherung zu verschaffen. In Weißenstein fand mein Mann keine Unterstützung durch Soldaten, wie wir gehofft hatten, da die Dragoner eben von dort abkommandiert wurden in die Revalsche Gegend, wo alles in hellem Aufruhr stand. Man sah in manchem Gesicht auch dort die Spannung schwerer Befürchtungen, obgleich jeder sagte: solche Briefe sind jetzt ja ganz an der Tagesordnung; jedermann bekommt sie; sie haben nichts zu bedeuten! — Und doch vibrierte die Luft von der allgemeinen Aufregung, die sich selbst nicht gelten lassen wollte, und der Draht des Telephonnetzes wußte viel davon zu erzählen. Schon das rastlose Geklingel allein hätte die Menschen nervös machen können. Während mein Mann an die größeren Dinge dachte, — er besprach auch mit einzelnen nächstehenden Pächtern den Schutz des Hauses, Bewaffnung, Wachtdienst usw. — sorgte ich für meinen kleinen Kreis. Unsere Tante tat mir den Gefallen, mit den drei jüngeren Kindern und der einen Kindermagd Mide für die kritischen Tage auf das ca. 2 Werst entfernte Nachbargut zu ziehen, wo man sie freundlich so lange aufnehmen wollte. Die zwei größeren Jungen hatten, als ich ihnen das Bevorstehende mitteilte, gebeten, dort bleiben zu dürfen, wo ich wäre, und

machten sich nützlich, wo sie nur konnten bei Verwahrung der wertvolleren Sachen. Dabei machten wir die sonderbare Erfahrung, daß das Liebste, was wir besitzen, aus Papier ist: alte Familienpastelle, Briefe, Erinnerungsblätter, Bücher, Bilder; — es wurde der ganze durch Liebe geweihte Friedhof der Erinnerung, aus dem das Gegenwartsleben so viel Wärme und Nahrung schöpft, in Sicherheit gebracht, — die Laren wurden zuerst geschützt. Diese Tage waren zu kurz zur Besinnung, die Nächte natürlich schlaflos und voll Spannung. Draußen patrouillierten ca. 12 Mann bewaffnet die ganze Nacht, zum großen Teil Freiwillige, wie der Bruder unseres Müllers, zwei Söhne eines Pächters, und die Knechte fast alle. Von Ablösung wollten sie nichts wissen. Mein Mann natürlich ging mehrfach Nachts hinaus und fand sie in lebhafter Unterhaltung ums Haus wandernd, begleitet vom großen Hofhund Janus. — Dienstag, den 13. Dezember, als mein Mann in W. war, und meine Tante mit den Kindern und der einen Kindermagd Ulide nach Allentüll aufbrach, kam der älteste Sohn vom Nachbargut hilfsbereit zum Schutze herüber, selbst besorgt um den Ausgang des dort ausgebrochenen Knechtsstreiks, der wie die übrigen, Lohnsteigerung nicht für das kommende Jahr, sondern rückwärts für das schon beschlossene erzwingen wollte; es war dort schon der zweite Streik in ganz kurzer Zeit.

Der 14. Dezember brach an. Erster, leichter Schnee fiel vom Himmel, und durchs Telephon wünschte mir eine freundlich an unseren Schwierigkeiten Anteil nehmende Nachbarin Glück zur endlich kommenden Schlittenbahn, die uns in Sicherheit bringen sollte. Inzwischen hatten die Gemüter in unserer Umgebung sich beruhigt. Die nächtlich patrouillierenden Männer hatten sich gegenseitig und meinen Mann mit überzeugt, daß der Brief lediglich eine leere Einschüchterung von seiten eines der renitenten Pächter sein könnte; sie haßten ihn alle, weil er die Leute ringsum aufregte und unzufrieden machte. Der Müller, dessen Rundschaft von weit her die Mühle besuchte, die Wirtsjöhne aus dem Dorf, wo so mancher von draußen durchkam, die Knechte, die doch hörten, was die Leute rundum redeten, — sie alle

versicherten, in weitem Umkreis sei nichts von Banden zu hören, und unser gut organisirter Nachrichtendienst wußte auch nichts davon; ja das Telephon in dem Zimmer meines Mannes äußerte nur Beruhigung von allen Seiten: auf derartige Drohungen sei nichts zu geben. Ich konnte dem Frieden nicht so recht trauen. — Da plötzlich wandte sich der Wind. Man hörte, daß der Feuerschein der letzten Nacht nicht Scheunenbrände bedeutete, wie man sie jetzt gewöhnt war, sondern Einäschierung zweier großer Ritterschaftsgüter diesseits Reval. Einzelne Damen der Nachbarschaft begaben sich unter Begleitung nach Reval. Man wurde gefragt, ob man sich anschließen wollte; eine dünne Schneeschicht auf dem harten Boden erlaubte gerade noch eben Schlittenfahrt. Immer eiliger klingelte das Telephon. Das Sprechen herüber und hinüber riß nicht ab. Weißenstein war ganz ohne Militär und ohne Aussicht, welches zu bekommen, da der Rittmeister v. S. mit seinen Dragonern plötzlich nach Reval kommandirt worden war. — Für alle Fälle besprach ich mit meinen Leuten unsern eventuellen raschen Aufbruch nach Reval. Der Verwalter kam an mein Bett: „Rein die Wirtin kann unmöglich fort, wer hält dann alles zusammen!“ und doch fürchtete sie sich am meisten wegen der persönlich erhaltenen Drohungen. Wie wir noch beraten, was mit Personal und Wirtschaft geschehen soll, tritt mein Mann ins Zimmer, — es war ca. 2 Uhr Nachmittags, — und sagt kurz und ernst: „In zwei Stunden müssen wir fort sein. Die Banden rücken heran, Wahhaft brennt schon.“ Achsfahl im Gesicht läßt der alte Verwalter die Arme herabsinken, mit dem Ausdruck tiefster Erschütterung: „O Gott, ist es möglich, wie können die Menschen so schlecht sein!“ — Mein Onkel, der all' die aufregenden Tage hindurch mit stoischem Gleichmut in seinem kleinen Hause den Unterricht der Knaben fortgeführt, ja noch meinem Mann ein Fach abgenommen hatte, eilte jetzt zu Fuß nach Allentüll, — wo alles in Aufregung und Vorbereitungen zu hastiger Flucht war, um meine Tante und die Kinder abzuholen. Der Kutscher wurde nachgeschickt. Die Knechte hatten schon nach beendetem Tagewerk das Gut verlassen und mußten zum Teil von weitem herbeigeht werden, um beim Gepäck und Anspannen

zu helfen. Die Leute waren alle kopflos vor Angst. Mein Mann war bald draußen, Befehle ertheilend, bald in allen Zimmern tätig, die wichtigen Dokumente zu retten, während ich mit Hilfe der beiden Ältesten packte, die ernst, aber besonnen von Schrank zu Schrank wanderten und mehr nützten als alle Erwachsenen. Wie fortgeweht waren die Mägde und zuerst garnicht zu errufen; jede ergriff das Unsinnigste: die kleine Kindermagd des Jüngsten spazierte zum Brunnen an der Straße, um Wasser zu schöpfen, eine andere, Vernünftigere ging Milch für ihre Kinder aus dem Viehstall holen, von wo dann endlich nach dem Melken die Wirtin herauftam und mit sachkundiger Hand die Koffer packte, allmählich sieben dienende Geister um sich herum, — dazwischen mein Mann zur Eile mahnend, wenn durchs Telephon wieder eine neue aufregende Nachricht gekommen war. In Allentüll, wo ähnliche Aufregung wie bei uns herrschte, kam der Kutscher nicht mehr zum Abfahren. Das Warten wurde immer spannender. Einige wertvollere Sachen nahmen die treuen, mutigen Leute, die zum Nachtwachen gekommen waren, mit in ihre Wohnungen. Endlich — kamen die drei kleinen Kinder allein mit der Magd aus Allentüll; mit verstörten, blassen Gesichtchen standen sie fertig gekleidet im Vorzimmer, während die älteren, als es nichts mehr zu helfen gab, mit rührendem Eifer nur daran dachten, die kleinen Weihnachtsarbeiten zusammenzuraffen, die ein jeder von ihnen für Eltern und Geschwister gemacht hatte, und sie vor den Blicken der Empfänger zu verstecken; zum Teil in ihre Pelze eingeknüpft, zum Teil sorglich in der Hand geborgen, brachten sie all die zerbrechlichen Gegenstände aus selbst modelliertem Ton, Holzmalereien und ähnliches glücklich heil durch die Reisehaft ans Ziel, wo sie uns ein trübes Weihnachtsfest verschönen sollten. Der Kutscher trödelte immer noch und wollte sich nicht entschließen vorzufahren; von Haus aus ein sehr ängstlicher Charakter, fürchtete er die Fahrt wohl eben so sehr, wie das Zurücklassen seiner zahlreichen Familie. Das Warten nahm kein Ende, während im Kreise um uns die Mägde standen, noch letzte Befehle empfangend, die beweglichen Sachen zu bergen, und mit den Schürzenzipfeln sich die überströmenden Tränen trocknend. Ich stellte es allen frei, zu ihren

Eltern zu gehen, aber da die Wirtin blieb, die sie schützen sollte, wollten auch sie bleiben. Nun endlich fuhr der Kutscher vor, und das umständliche Hineinpacken meiner Person und der fünf Kinder in den schweren, halbverdeckten Schlitten begann, während das Gepäck voranging. Da ertönt das Signal der Fabrik in Turgel unheimlich laut durch die Dunkelheit. Alles erschrickt, obgleich es die übliche Stunde zur Arbeitsniederlegung ist. Es will und will nicht aufhören zu blasen! Da muß was los sein! — Der Kutscher auf dem Bock weigert sich entschieden zu fahren: „Wir kommen gerade in die Bande hinein!“ Mein Mann stürzt ans Telephon, um zu fragen, was geschehen, bekommt eine aufgeregte Antwort, und die Verbindung bricht ab, — das Telephon ist schon zerstört! — Eilen heißt's jetzt. Onkel und Tante sind noch nicht da. Mein Mann springt auf den Bock und der Nachtwächter hebt den Jüngsten mir auf den Schoß, mitleidig murmelnd: „Nur recht nahe zur Mutter!“ Auf meinen Knien sitzt eins, halb hinter, halb neben mir die drei anderen, und das treue Hündchen unter unseren Füßen will durchaus hinauspringen und muß festgehalten werden. Der Lärm dauert noch fort! Feuerchein am Himmel! Schwer bewegt sich der ungenügend bespannte Schlitten über den harten Weg. Der Kutscher gibt seiner Angst in lautem Sprechen Ausdruck. Ich halte nur mit Anstrengung mich aufrecht und die Kleinen so fest, daß das Schlittenverdeck sie vor einem unerwarteten Schuß schützt. Endlich begegnen uns Onkel und Tante, die nach Hause fahren, um von dort noch Zurückgebliebenes abzuholen. Wir rufen ihnen nach, sie sollen eilen. Ulide ist in Allentüll geblieben, um das Silber mitzunehmen. Den ganzen Schatz, zum Teil sehr wertvolle Stücke aus dem vorvorigen Jahrhundert, hatte ich dieser treuen Magd anvertraut, die ihn in einem Koffer unauffällig verpackt in Allentüll hüten sollte, solange Torri in Gefahr war. Dort aber war alles herausgenommen und im Keller unter die Kartoffeln versteckt worden. Die tapfere Ulide aber eroberte sich im Wirrwarr der Flucht den Kellerschlüssel und sammelte das ganze Silber in einen großen Plaid, der lose zugetnotet auf den Schlitten gebracht wurde; und wirklich, später fehlte auch nicht ein Stück! — Eine

allgemeine Unruhe macht sich fühlbar, wie wir uns dem Gute nähern; — alle Fenster erleuchtet, massenhafte Menschen im Hause — „sie ist schon drin!“ meint Bridrit angsterfüllt (natürlich die Bande)! Also angehalten, umgeschaut und nachgefragt, ohne befriedigende Antwort erhalten zu können — und schnell durchgefahren! Der Park ist still und dunkel. Da an einer Wegbiegung stehen zwei Männer, offenbar Wachen; sie heben die Laternen hoch, um uns zu beleuchten. Einen Augenblick hält man den Atem an.

Über wir passieren ruhig die Brücke. Onkel und Tante kommen schon hinter uns hergefahren, bleiben aber unerklärlicherweise zurück, so daß bald nichts mehr von ihnen zu sehen ist. — Da der Abweg nach Turgel! „Gott sei Dank, jetzt sind wir aus der Gefahr!“ — Ein Schuß fällt im Walde. — Alles bleibt still. Wo ist nur der hintere Schlitten? — Schneller fahren! — Es geht nicht, die zwei Pferde schleppen nur mit Anstrengung das schwere Fuder, und die große Straße ist noch schlechter, als es der Torrische Weg war. Die kleinen Kinder weinen leise; hier drückt es, da rutscht eins vom Sitz herunter; ich habe nicht die Kraft, sie zu heben, zu halten. Der Hund will nicht still halten. Einer fängt laut zu schreien an: seine Beine sind unter den Kutscherbock geraten, auf dem Vater und Kutscher sitzen, und Schmerzen furchtbar, gewiß erfroren; es gelingt nicht, sie herauszuziehen. Beschwichtigen, schelten, trösten, nichts hilft. Der Kutscher will nicht anhalten, da der Herr zur Eile drängt. Aber das Kind muß schließlich herausgehoben werden. Dann geht's weiter. Meine Kräfte müssen aushalten; nur nicht umsinken, sage ich mir dauernd, mich gegen die Wucht der Schmerzen wehrend. — Endlich erscheint der hintere Schlitten und fährt schnell vorbei: Sie waren umgeworfen worden, wobei zum Glück keiner gefährlich Schaden genommen hatte. Auch Mide mit dem interessanten Plaid kommt vorbeigefahren. Wir sind in A. Die Damen müssen gewarnt werden. Hinauffahren ist ausgeschlossen. Da sehen wir den Verwalter vor dem Stall, im Begriff abzufahren. „Nach Köal“ ruft er aufgereggt, „die Damen sind dort!“ — „Bitten Sie sie dringend, doch ja nicht nach Hause zu kommen“. Eine große Angst um sie erfüllt mich. Und weiter geht's im selben gehemnten

Tempo. Raun kann man es erwarten, endlich die ersten Häuser von Weissenstein zu sehen. Gott sei Dank!

Still, ungewöhnlich still liegt das Städtchen mit seinen ca. 2000 Einwohnern im schwachen Schein vereinzelter Straßentaternen da, als ob die niedrigen Holzhäuser mit den ängstlich geschlossenen Läden lauschend den Atem anhielten zu beiden Seiten der langen Hauptstraße, die an Gefängnis, Markt, Kirche, Schule, Pastorat vorbei zum andern Ende der Stadt hinaus nach Reval führt. Nur hie und da ein verspäteter Wanderer, der stehen bleibt, um uns nachzusehen. „Wohin wollen die Herrschaften, zu Frau v. B.?“ fragt jetzt erst der Kutscher. „Ins Klubhotel! Da wirst du etwas Stille haben, nicht den Marktlärm direkt unter den Fenstern“, bemerkte mein Mann. — An hohen Bretterzäunen vorbei durch die sich ganz gleichsehenden Straßen endlich am Ziel! —

Man kommt heraus, uns zu empfangen. Eine schwüle, gedrückte Stimmung. „Zimmer?“ „Ja.“ Es soll nicht weit von uns ein Gefecht stattgefunden haben, wobei mehrere Bandenführer ergriffen worden sein sollen. — Wie im Schlaf werden die Kinder einzeln hinausgetragen, Galoschen, Schuhe verlierend. Der Jüngste, vierjährige, fängt jetzt erst ernstlich zu weinen an in der fremden Umgebung. Man bringt uns hinein durch die primitiven, auf so späte Gäste nicht gefaßten Räume, in ein enges Zimmerchen, wo ich den Kleinen zu trösten versuche. Die andern Kinder stehen wie verloren im Korridor herum, während die Leute das Gepäck hereintragen, und die plumpe Magd und der Piccolo um mich beschäftigt sind. Mein Mann läuft hinaus, um nach den zurückgebliebenen Verwandten zu sehen, die er im Speisesaal findet, wo einzelne Weissensteiner Bürger sie mit Teilnahme begrüßen. Der Widerschein unseres Anblicks auf den Gesichtern des Personals ist Schrecken. „Gewiß sind Sie die Kerrosche Baronin?“ (der große Streik in Kerro war allgemein bekannt geworden) fragt die Magd halb erstarrt, statt mein Bett aufzumachen. Der naseweise Piccolo steht greinend dabei, und sein altkluges Knabenherz gruselt im spannenden Reiz der Situation. Die Magd teilt unserer Alide mit, daß hier im Haus

alles schon zum Ausbruch gepackt wäre. Man erwarte furchtbare Dinge.

So wurden wir mit offenbarem Widerstreben aufgenommen, und es dauerte Stunden, bis die treue Mide uns die Betten gemacht hatte — das Bettzeug mußte vom Boden geholt werden, wo es geborgen gewesen. Die behäbige Wirtin schien ebenso unter dem Bann schlimmer Erwartungen zu stehen, die Arme: ihr Mann saß im Rollstuhl! In solchen Zeiten darf man nicht krank sein. Welche Last, die Hilflosigkeit, für die Leidenden wie für die Mitleidenden! Und zum Überfluß wurde Mide auch noch krank, und ich mußte die Erschöpfte vom Bett aus pflegen. Es gab noch zu all' der Aufregung viel zu tun, da die Hotelbedienung völlig versagte. Es war, als ob man einen Borschmack haben sollte von den uns bevorstehenden, veränderten Verhältnissen. Die Kinder hockten um den Tisch, auf dem ich vom Bett aus die Butterbröte verteilte, mißmutig, starr, sich selbst nicht zurechtfindend. Meine Kräfte reichten nicht, das Einfachste für den Augenblick zu leisten. Ihre gewohnte Abendmilch — sie hatten seit 10 Stunden nichts genossen — nicht zu beschaffen; der Säugling im Hause hatte sie ausgetrunken. Das knappe Essen wurde nur widerwillig aus der Restauration über den Hof heraufgeschafft. In Kleidern wurden sie schlafen gelegt, drei auf ein Bett, hungrig, übermüdet. Bis tief in die Nacht hinein lief mein Mann zwischen Telephon und Hotel hin und her, um eine Gelegenheit zur Weiterreise nach Reval zu erkunden. Hier in Weißenstein sollte übermorgen der Markt beginnen, zu dem schon aus ganz Estland und dem angrenzenden Livland Esten und Letten herbeiströmten. Man raunte sich unheilverkündende Gerüchte zu. Militär war absolut nicht zu erwarten und die Umgegend voll von Banden. Dabei Bahn- und Poststreik, daß man wie im Dunkeln tappte, und ganz auf mündliche Mitteilungen angewiesen war, und diese waren wenig ermutigend zur Fortsetzung unserer Reise durch das Land. Eine Gruppe von Flüchtlingen beabsichtigte, sich auf dem ca. 18 Werst weiter gelegenen Gute S. zu vereinigen, um von der dortigen Bahnstation aus mit Militärestorte nach Reval zu fahren. Wie lange es dauern

würde, bis ein Zug bereit gemacht, war noch ungewiß. In jeder Stunde änderte sich die Situation. Die ca. 5 Stunden dauernde Schlittensfahrt führte durch eine sehr unsichere Gegend und war für mich nicht sehr lockend nach den schweren Folgen, die schon diese ein bis zwei Stunden Fahrt für mich gehabt hatte. Doch auf eine andere Reisegelegenheit war nicht mehr zu rechnen. Mein Mann zögerte, ich drängte zur Fortsetzung so lange noch die seelische Spannung die Körperkräfte aufrecht erhielt.

Dann hörte man, daß die Brücke, die jener Zug passieren mußte, von Insurgenten stark beschädigt sei. Die Passagiere mußten eine beträchtliche Strecke zu Fuß gehen, eventuelles Gepäck selbst über das Brückengerippe tragen. Wie sollte ich da mit? Dabei die kleinen Kinder und vielen Koffer? Unterwegs ist später jener Zug von Insurgenten, die selbst im dunkeln Walde Deckung vor den Kugeln der Soldaten fanden, beschossen worden. Kurz, immer größere Schwierigkeiten stellten sich unserer Weiterreise in den Weg, bis endlich mein Befinden sie unmöglich machte.

Inzwischen waren die letzten Torri'schen Gesichter verschwunden: der Kutscher Pridrik, der Nachtwächter und die Knechte Zuhan und Kusti, die bei jeder Arbeit wie Zwillinge unzertrennlich gewesen und in dieser Stunde der Not entschiedene Widerstandskraft bewiesen hatten gegen jene rote Krankheit, die der ganzen estnischen Jugend so gefährlich war. Alle Männer in Torri sollten diese Nacht wach bleiben, womöglich das ganze Personal im Speisezimmer bei der Lampe sich versammeln. Um sie wach zu erhalten, riet ich ihnen, zusammen zu lesen, wozu sie estnische Übersetzungen nach Needra auf meinem Schreibtisch finden sollten: „Was suchen die Streifer in unseren Kirchen“ u. a. m. Dieser lettische Idealist schien mir leider, wie so viele, die aus dem Volke sich durch ihre geistige Begabung zu einer höheren Bildungsstufe emporgearbeitet haben, den festen Boden volkstümlich drastischer Empfindungs- und Denkweise verloren zu haben. Die dünne Luft einer verfeinerten Geistesatmosphäre, die dem Volk nie unmittelbar genießbar sein wird, muß dem Neuling seine Atmungsorgane erst umschaffen, bis er durch Berg und Tal wieder gleich und sicher und frei zu gehen vermag. So

trennt diese Kinder des Volkes ein Nebel von den Ahrigen, durch den ihre Stimme nie klar hindurchdringen, der Geistesfunke nie schlagend treffen wird. Nur das Genie durchbricht auch diese Schranke, während die kleineren Geister die Tragik dieses Gesetzes durch ihr Leben schleppen. Das erfahren in dieser Zeit viele, die ihr warmes Herz und die ernste Arbeit eines ganzen Lebens scheinbar ohne Dank ihrem Volk aufopfern, so auch Nedra, der trotz all' seiner humanitären Bemühungen um sein lettisches Volk von diesem bitter angefeindet wird. In dieser Nacht erwies er den Torri'schen Leuten eine Wohlthat. Schwer war es, die Armen so in die Gefahr hineinzuschicken, während wir selbst uns zu retten suchten; der einzige Trost dabei, daß die Wut der Verfolger nicht gegen sie gerichtet, die ihres Blutes waren. Doch blieb einem bei aller Sorge um die Zukunft das schale Gefühl der Demütigung, sich so wehrlos überrumpeln lassen zu müssen. An Schlaf war natürlich diese Nacht nicht zu denken. Alle jene Getreuen wachten für uns und unser Eigentum, und wir sollten schlafen! Und doch konnte man ihnen nicht helfen oder nützen, ja das Wünschen sogar war einem benommen, wenn man nicht die zynische Naivität jenes alten Gebetes besaß: „Du heiliger St. Florian, verschon' mein Haus, zünd' andre an.“ Es blieb nur das stumpfe Gefühl, zertreten am Boden zu liegen.

Der nächste Tag entschied endgültig über unser Bleiben in Weissenstein. Von allen Seiten strömten die Marktleute schon herein, was die Fortbewegung noch erschwerte. Jener Zug mit militärischem Schutz war abgegangen. Auf einer Strecke waren die Schienen aufgeschraubt und ein Zug zum Entgleisen gebracht worden, dessen Lokomotive mein Mann noch im nächsten März auf seiner Revalreise im Eise eines Flusses liegen sah. Aufregende Gerüchte von den Schicksalen der Flüchtlinge durchschwirrten die Luft. Selbst was in unserer nächsten Nähe im Turgelschen Kirchspiel geschehen, hörten wir nur gerüchtweise, da die Telephonzentrale in Turgel zerstört worden war. So sehr man sich auch gegen die sich vielfach widersprechenden Nachrichten sträubte, die allgemeine Stimmung wurde doch durch sie gemacht. Torri lag noch ruhig da; dieses Eine hörten wir durch

unser Milchweib, das wie alle Tage frühmorgens zur Weißensteinschen Meierei gefahren kam. Am Vormittag suchten uns zwei Weißensteiner Damen auf, darunter eine verwitwete Doktorin, die sich liebenswürdig erbot, uns mit allen Kindern in ihrer Wohnung aufzunehmen, während unsere Tante bei unserer alten, verehrten Hausfreundin, Frau v. B., für die kommenden aufgeregten Wochen liebevolle Aufnahme fand, mein Onkel sich anderwärts einmietete. So packten wir denn nachmittags Kinder und Sachen auf. Der Gärtner und der Kutscher kamen aus Torri zu Hilfe, wo noch alles still war. So siedelten wir aus dem Hotel über in das an der Hauptstraße gelegene Haus des verstorbenen Kreisarztes Dr. M.

Schon zeigten die Straßen die Vorbereitungen zum morgigen Markt. Viele fremde, finstere Gesichter sah man und sagte sich: „Letten wahrscheinlich.“ In Gruppen standen sie herum und steckten die Köpfe zusammen, aufmerksam, wenn ein Schlitten mit „saksad“ (Herrschaften) vorbeifam. Das war nicht die gewöhnliche, geschäftsfrohe Stimmung, die mit ihren bekannten, trivialen Erscheinungen das Bild des beginnenden Marktes sonst bot. Es lag eine unheimliche Schwüle in der Luft; die Gesichter schienen alle den einen Ausdruck lauender Spannung zu haben: „Noch nicht! laßt sie nur erst alle herein!“ Dazu, statt des behaglich gemeinen Lärmens des seine Waren zur Stadt bringenden Volks, ein ungewöhnliches Schweigen, ja Leisetreten, — viele Gestalten, die offenbar nichts mit Viehhandel zu tun hatten.

Durch eine solche Gruppe, die offenbar vor einer Monopolbude (Schnapsauschank) stand, mußten wir hindurchfahren. Ein kräftiges Bauernpferd stand, quer über die enge Straße angebunden, und schlug nach hinten aus, den Weg versperrend. Der Kutscher zögerte ängstlich. Die Leute wandten sich uns zu. „Bitte, Platz.“ — Ein unfreundliches Gemurmel erhob sich, sie traten heran. Keiner machte Miene, das Pferd zu entfernen. „Schnell Platz machen, eine Kranke!“ Das Gemurmel wird lauter, feindseliger. „Aber so seid doch so gut, laßt mich durch!“ — „Nun laßt sie doch durch“, hörte man einzelne Stimmen sagen, und das Pferd wurde bei Seite gezogen. — Dicht an unserm niedrigen Schlitten

steht kloßig ein Bäuerlein. Ich nicke ihm freundlich zu: „Danke sehr!“ Da reckt er seinen Kopf ganz nah an mich heran mit dem vertierten Ausdruck taumelnden Branntweinrausches und brüllt mir den Refrain eines nationalen Liedes ins Gesicht: „Saksad surewad, möisad põlewad, das heißt: „die Herrschaften sterben, die Güter brennen.“ „Ja, ja,“ und ich wehre den widerlichen Anblick mit der Hand ab; wir fahren weiter. Doch die Schar, in einzelne Gruppen sich auflösend, begleitet uns durch die winkligen Straßen mit aufmerkamen Blicken: „Wo fahren sie hin?“ — bis wir am Ziel sind. Dort bleiben sie stehn und gaffen, wie ich mit großer Schwierigkeit die paar Stufen hinauf ins Haus geschafft werde, während gerade eben der feierliche Akt des Ladenschließens von Hausfrau und Magd ausgeführt wird. Kaum sitzen wir drin bei der Lampe, als behutsam ein Fensterladen von außen sich öffnet und einem spähenden Augenpaar Raum gibt.

Der zweite Schlitten, in dem der Gärtner die Kinder und die zahlreichen Koffer bringen sollte, war von uns abgeschnitten worden und kam und kam nicht, obgleich es sich nur um eine Strecke von wenigen Minuten handelte. Der Gärtner, der den kleinen Zwischenfall beobachtet hatte, übte nämlich die List, durch unmotivierte Umwege die Aufpasser irre zu führen; so brachte er schließlich seine ganze Ladung unbehelligt ans Ziel.

Da waren wir nun glücklich im Schutze einer warmen Häuslichkeit, von freundlichen Menschen mit Teilnahme aufgenommen. Ein älteres Fräulein in tiefer Trauer hatte ebenfalls Zuflucht bei der hilfsbereiten Hausfrau gefunden. Als die Kinder, noch ganz stumm und starr, zur Ruhe gebracht worden und mein Mann in den Klub gegangen war, wo die Weißensteinsche Bürgerwehr beratend tagte — hilflos dem nahen Unheil gegenüber, denn Bewaffnung war ihr ja unter sagt — wurde ich von mitleidigen Frauenhänden gepflegt. Was hörten aber nicht alles die armen, zitternden Dienstboten! Es war ja kein Geheimnis mehr, — überall auf den Straßen wurde es besprochen: Weißenstein soll eingeeßert werden. Die Banden sind zum Markt von allen Seiten hereingeströmt. Heute Abend, wenn erst die „Herren“ alle im Klub versammelt sind, wird eine Bombe das ganze Haus in die Luft sprengen. —

Und die finstere Nacht legte sich über die Stadt, die sich zur Ruhe bereitete. Welch' eine Ruhe! Freund und Feind in den engen Gassen nur durch dünne Bretterwände getrennt eng nebeneinander, — die winkeligen Höfchen wie geschaffen zum Verstecken und zum Anstecken. Die Ordre schon gegeben, allen bekannt; nur noch das letzte Signal fehlt; — und Hilfe von keiner Seite zu erwarten! — Wie ein Lauffeuer verrichtet die Gama ihre aufregende Tätigkeit. Durch Ritzen und Schlüssellocher dringen wie Gespenster die nur zu realistischen Berichte zu einem herein, unheimlich plausible Verkündigungen! Viel menschenfreundlicher, guter Wille und Mut gehört da wohl dazu, in solchem Augenblick, wo jeder sich die Arme frei zu halten sucht zu rascher Flucht und ungehemmten Entschlüssen, eine Kranke ins Haus zu nehmen, die sich selbst nicht einen Schritt von ihrem Bett zu rühren imstande ist.

Durch die Straßen hörte man in Abständen kräftig marschierende Männerschritte, ca. 20 Mann Bürgerwehr, die die ganze Nacht patroullierten, an ihrer Spitze der Propst, fast ausschließlich Deutsche, aber auch hie und da ein estnischer Handwerker oder Kleinkaufmann, der es wagte, den Haß seiner Stammesgenossen auf sich zu ziehen. Doch was bedeutete diese Handvoll Beherzter gegenüber der erdrückenden Übermacht der Hunderte, die unbehelligt in diesen Tagen in das wehrlose Städtchen hereingeströmt waren? Deprimiert kehrte mein Mann spät heim: die Sache war völlig aussichtslos. Auf den Gesichtern der Hausgenossen malte sich Sorge, Angst und Aufregung. Da, — wie ein Engel vom Himmel erschien ein Herr in der Tür mit der erlösenden Botschaft: „Dragoner kommen!“ — Böllig unerwartet kehrte Rittmeister v. S. nach Weißenstein zurück. Bei einem Scharmüzel mit in der Umgegend versprengten Banden, hatte er in der Tasche eines erschossenen Führers einen Brief gefunden, der unsere Rettung wurde. Zufall nennt man es im gemeinen Leben, was hier diesen estnischen Brief gerade diesem Offizier in die Hände spielte, der, des Estnischen mächtig, ihn sofort lesen konnte, anstatt daß er mit sonstigen erbeuteten Papieren vom russischen Militär nach Reval weiter mitgenommen worden wäre. Er enthielt den Plan eines gut vorbereiteten Überfalls

auf Weißenstein: das Städtchen sollte zum Markt von den vereinigten Banden — den „T . . . 'schen Banden“, wie diese auch genannt wurden — überrumpelt und an verschiedenen Ecken angezündet werden; im allgemeinen Tumult sollten dann die 200 Gewehre und Patronen aus der Kentei geraubt werden: „Haben wir diese, so ist uns Reval sicher“, soll es im Briefe geheißen haben.

Sofort hatte Rittmeister v. S. seine auf Reval marschierenden Dragoner Kehrt machen und nach Weißenstein zurückeilen lassen, wo sie gerade noch in erster Stunde eintrafen, als wir verloren waren. Solcher Augenblicke erlebt man nur wenige; sie öffnen die Herzen der Menschen wie ein plötzlicher Riß die finsternen Wolken, so daß goldene Liefen unerwartet hervorbricht. Die fremde Dame in Trauer, die am Fußende meines Bettes saß, umarmte mich und brach in Tränen aus, konnte doch sogar mein Mann sich der Tränen nicht erwehren nach dieser furchtbaren Spannung.

4. Die Katastrophe.

Der erste Gedanke, als der Morgen anbricht, ist: „Steht Torri noch?“ Aufgeregt kommt Alide herein. „Ist das Milchweib gekommen?“ — „Ja, sie sind dagewesen, es war furchtbar. N. schreibt mir,“ und sie kniet am Fenster nieder im Lichtschein, der durch den Spalt fällt, um nicht erst das Rouleaux aufziehen zu müssen, und liest uns den estnischen Brief vor. Die Kinder horchen durch die Tür des Nebenzimmers: „Liebe Alide, — ich komme, Dich schriftlich zu begrüßen mit vieltausend guten Wünschen. Jetzt haben wir ja den Zeitpunkt, von dem im Brief stand, daß, wer drin bleiben wolle, möge sein Schicksal erwarten. Gestern kamen eine Menge Männer zu uns und einer hatte eine rote Fahne in der Hand, und viele Pferde — es waren S'sche Gutsperde — kamen auf unser Gut — und sie schlugen das Telephon entzwei und in des Herrn Zimmer schlugen sie eine Glasschranktür ein, und alle Schranktüren rissen sie auf überall, aber nahmen nichts fort, nur fünf Flinten — dem Nachtwächter brachten sie die Flinte weg und dem Gärtner

und Verwalter und des Herrn zwei Flinten. Und dann sagten sie: „Sammelt jetzt eure Sachen zusammen, aber den Herrschaften darf man nichts retten,“ und der letzte Bescheid war: heute ist die schwarze Mütze, aber morgen die rote! Es waren nicht fremde Männer, sondern aus der Turgelschen Fabrik. Da waren alle die bekannten Burschen, einige hundert Männer und drei Weiber. Dann schrieten sie wie die wilden Tiere. Sie haben alle Güter durchgeplündert. Ich bin nicht imstande, dir alles das zu schreiben, welch' furchtbare Schrecken wir in dieser Zeit kennen gelernt haben, seit du fort bist. Gott weiß selbst, was bei dieser Sache herauskommen wird. Heute Nacht wage ich nicht mehr, auf dem Gut zu bleiben. Alle Leute haben ihre Sachen schon vom Gute fortgebracht. Wir sind so gut wie im Feuer drin. Zwei Nächte schon vergangen, wo wir kein Auge geschlossen! Ich weiß nicht, was für ein Mensch du bist; ich glaube aber, du mußt es auch schwer zu leben haben. Heute munkeln sie, daß auch in Weissenstein eine furchtbar große Schlacht sein soll. Möge Gott Euch immer unter seiner starken Hand halten! Wohl sind wir ja alle jetzt schutzlos. Ich wünsche Euch allen alles Gute, den Kindern und Eltern, und befehle Dich Gott, meine liebe Mide.

Schreiberin N.

Werden wir uns wohl noch einmal wiedersehen?“

III' die nachstehenden Einzelheiten, wie überhaupt den ganzen wohlbedachten und lange vorbereiteten Plan und die sich schlagartig folgenden Ereignisse jener Tage konnten wir damals noch nicht übersehen in der allgemeinen Aufregung des schließlich doch unerwartet über das ganze Land hereingebrochenen Verhängnisses; erst nach Monaten überschaute man das wirre Netz und die strenge Zielstrebigkeit aller übers ganze Reich ausgebreiteten Fäden, die unsere lokalen Ereignisse mit dem Gang der großen Geschichte verknüpften. In jenen Wochen häufte jede Stunde soviel des Schreckhaften, daß der Einzelne über seiner persönlichen Not nicht zur Anteilnahme am großen Ganzen gelangen konnte.

Als bei unserem Aufbruch aus Torri das Fabrikssignal er-

tönte, hatten die Arbeiter den Dampf herausgelassen, und so die Arbeit gestoppt. Ihre Kameraden hatten sie durch vorgehaltene Revolver zum Mitmachen zu zwingen gesucht, was jedoch bei einigen nicht gelungen war. Mit bestialischem Geheul waren sie in die Telephonzentrale gedrungen, hatten den Apparat zertrümmert und waren in die Wohnung des Direktors gestürmt wie eine Herde wilder Tiere, so daß dieser, seines Lebens nicht sicher, zuerst aus dem Fenster gesprungen war, sich ihnen aber später doch gestellt hatte, um ihre „Forderungen“ anzuhören, die den Vorwand zum Handeln abgeben sollten und dementsprechend widersinnig gestellt waren, ganz wie bei den Streiks auf den Gütern.

An jenem selben Abend unserer Flucht waren die beiden Damen aus A. trotz unserer Warnung doch auf ihr Gut zurückgekehrt, aus Weissenstein kommend, wo sie Weihnachtseinkäufe für ihre Leute gemacht hatten — es war der 14. Dezember. Als der Weihnachtsabend durch die angekündigten Überfälle unsicher geworden war, sollten die Leute doch noch vorher ihre Freude haben! In Ermangelung eines Christbaumes wurden die Lampen alle angezündet und die Baronesse las dem versammelten Gesinde im feierlichen Ernst der Stunde einen Psalm vor. Jeder erhielt sein Geschenk und alles begab sich zur Ruhe, die der nächste Tag jäh und schrill durchbrechen sollte.

Noch ein anderer Gutsbesitzer hatte darauf bestanden, seinen Posten nicht zu verlassen, und die Dinge ruhig in seinem Hause abzuwarten, nachdem er seine Familie nach Reval geschickt hatte. Zugleich Fabrikherr, wurde er von den Arbeitern in einem der Turgelshenkleinen Kaufläden tumultuarisch umringt und anderthalb Stunden von der bewaffneten Bande dort festgehalten und mit unberechtigten Forderungen bestürmt. Vor der wüsten, tobenden Menge hatte er nur durch den vorgehaltenen Revolver sich schützen können. Eine andere Abteilung Arbeiter war auf sein nicht weit liegendes Gut gerückt, um dort der Verabredung gemäß die Waffen zu rauben. Das erschreckte Dienstpersonal, das sich übrigens nicht zu irgendwelcher Beteiligung hinreißen ließ, — auch beim späteren Überfalle nicht — mußte sie in die Zimmer einlassen, wo sie das Parfett verdarben, Schränke auf der Suche nach Waffen ein-

schlugen, Wertfachen stahlen, den Schreibtisch des Hausherrn durchwühlten, um darauf befriedigt mit der Beute abzuziehen. Auch ihm blieb nichts übrig, als eilig zu Hause das Notwendigste zu sich zu stecken und dann dem Beispiel der früher Geflüchteten zu folgen. — — — —

Um die Mittagszeit schon hatte die Horde der Turgelschen Fabrikarbeiter das Gut M. überfallen, den alten Herrn, so krank wie er war, tobend umringt und nach Waffen verlangt. Sie hatten geschickt den Augenblick gewählt, wo sein treuer Kutscher mit einem Auftrage fortgeschickt war, und der Hausherr völlig schutzlos, vom übrigen Personal im Stich gelassen, ganz in ihre Hände fallen mußte. Man erzählt sich sogar, die eigenen Knechte hätten ihn geschlagen. Im allgemeinen Tumult, konnte er nicht einmal erkennen, wer ihm die Wunde am Hinterkopf, offenbar mit einem scharfen Gegenstande, beigebracht hatte; bewaffnet waren sie ja alle mit Flinten, Revolvern, Stöcken usw. Nicht einmal verbinden lassen konnte er die Wunde, so daß er durch den starken Blutverlust, der bis zum nächsten Tage anhielt, noch mehr geschwächt wurde. Die Teufel zwangen ihn, blutend selbst in den Keller zu gehen, ihnen Wein und Schnaps heraufzuholen, bevor sie weiterzogen nach Torri. — — — —

Um drei Uhr Nachmittags hört das junge Weib unseres Gärtners, der in einem Häuschen am Ende des Gartens wohnt, — der Mann selbst war gerade in Weizenstein bei unserem Umzug behilflich — lautes Gejohl und Geschrei und sieht eine Menge Schlitten, mit ca. 50 Bewaffneten zum Wohnhause heraufzufahren. Einige rufen: „Uha, uha“! andere; „Freiheit!“, andere: „Hochzeit!“ Erschreckt rafft sie ihr halbjähriges Söhnchen aus der Wiege und läuft mit ihm, was sie laufen kann über das Schneefeld in den Wald, zum nächsten Knechtshause, wirft das Kind einer Alten in den Schoß und stürzt zurück, um ihre Habseligkeiten zu bergen, findet die Tür ihres Häuschens aber schon eingeschlagen. Der alte Vater erzählt ihr, daß die „Streifer“ dringewesen und nach Waffen gesucht, jetzt aber das Gut schon verlassen hätten.

Droben beim Gutshause herrscht allgemeines Entsetzen.

Das alte Hüterweib hatte zuerst sie kommen sehen, zwei Mann vor die Tür des Gesindehauses hinter der Gutstüche, während die Masse von der anderen Seite ins Wohnhaus dringen wollte. Sie hatten die Alte mit ihren Gewehren zur Seite gedrängt, die Türe zum verschlossenen Zimmer des Nachtwächters erbrochen, der erst abends aufs Gut kam, seine Flinte herausgeholt — sie wußten genau Bescheid — dann waren sie zögernd vor der Küche des großen Hauses stehen geblieben, wo ihnen wohl die Erinnerung an manches Plauderstündchen mit den Mägden, an manche dort empfangene Medizin für ihre Kranken störend in den Weg trat, bis einer den andern anstieß: „Worauf wartest du? gehn wir hinein.“ Der Alten drüben in der Küche stand das Herz still vor Angst, doch die Neugier war noch größer. „Muß denn gestorben sein, so sei's“, dachte sie, „aber sehen gehn muß ich doch!“ und sie fand im Schlafzimmer schon die Wirtin und den Verwalter umringt und mit Revolvern und Flinten bedroht. Alle Schränke und Schubladen wurden geöffnet und durchwühlt, bis die herrisch geforderten Waffen gefunden waren, über deren Zahl und Beschaffenheit sie so genau unterrichtet waren, als ob sie selbst sie angeschafft hätten. Den Spazierstock meines Mannes mit Stahlgriff hatte einer aus der Ecke genommen: „Damit kann man gut einem Baron den Kopf einschlagen“ Die Wirtin war gerade vor der Kleele, ein paar hundert Schritte vom Hause gewesen, um das Schwein zu zerhauen, das ich für die Leute zu Weihnachten hatte schlachten lassen, als sie sich plötzlich von der Bande eingeschlossen sah. Der große, schöne Hofhund hatte drohend geknurr, im Begriff anzuspringen, von ihr jedoch in Seelenangst am Halsband festgehalten: „Was würde geschehen, wenn er bisse?“ Die Flintenrohre waren dicht an ihrem Gesicht. Der wohlbekannte Befehlshabergriff hielt das Tier im Zaum, das sich die ganze Zeit eng an ihr Knie schmiegte, sie so schützend. Wohl hieß es: „Der Erste, der hier auf dem Gute fallen wird, soll der Hund sein.“

„Der Herr muß noch einen Revolver haben, wir wissen es genau!“ Klirrend sprang die Glasscheibe des Bücherschranks. Das Telephon lag schon in Scherben, und im Schreibzimmer wurde

alles von oberst zu unterst gefehrt. Als im Hause nichts mehr zu suchen war, gings hinunter zum Verwalter. Dann aber Pferde! Der Kutscher nicht zu Hause. Die Fahrpferde, die zwei hübschen, jungen Engländer, der Stolz meines Mannes, sollten dem Gesindel in die Hände fallen! Weiberlist rettete sie, und die Tatsache, daß schon gestohlene Gutsperde genug der Bande zur Verfügung standen. Die kluge Kutscherfrau gab vor, den Stall Schlüssel verlegt zu haben und suchte ihn solange, bis sie es überdrüssig wurden. Das Vieh ließen sie ungeschoren, auf „Befehl von oben“. „Wir tun den Tieren nichts, nur die Herrschaften vertreiben und Waffen sammeln wir; nach uns kommen dann die „Anzünder“, die die Herrenhäuser verbrennen müssen, aber dann kommen die Letten — 6000 marschieren eben auf Telling — die sind wie die wilden Tiere und nehmen alles, was sie kriegen,“ — so referierte uns das Milchweib in Weissenstein, und man sah ihrem roh impulsiven Gesicht dabei das Grauen vor dem fremden Volksstamme an; mit diesen hier ließ sich doch noch reden! Man las damals in den Zeitungen, daß die Organisation des ganzen Unternehmens so gut eingehalten wurde, daß fast überall Wirtschaftsgeläude und Viehställe geschont wurden, weil diese dem späteren Eigentümer, dem Volk, nützlich sein konnten, ja auf einem Gute hatte das Feuer sogar nicht angelegt werden können, weil der Wind die Funken aufs Stalldach getrieben hätte, das zu schonen den Brandstiftern bei Strafe befohlen war. —

Verwalter und Wirtin taten ihr Möglichstes, ungeachtet alles frechen Schimpfens und provozierenden Auftretens der meist blutjungen Kerle, um durch Bitten und List unser Eigentum zu schützen. Auch bei uns hatte die Bande den Zeitpunkt schlau gewählt, wo Kutscher und Gärtner in Weissenstein waren, der Nachtwächter noch nicht gekommen, die drei freiwilligen nächtlichen Beschützer ebenfalls noch nicht eingetroffen und die Knechte alle in der Arbeit waren. Natürlich wußten sie genau Bescheid, daß Nachts hier das Einbrechen nicht ratsam gewesen wäre. Die vier netten Mädchen waren in ihrer Seelenangst ins Kalkunehaus geflüchtet, wo sie vor Furcht und Kälte zitternd hockten, bis die Luft wieder rein war. Die wüste Schar zog weiter mit

der Verheißung, daß nächstens angezündet werden würde, hinter sich Zagen und Verzweiflung zurücklassend: „Wo sollen wir alle hin mit unsern Kindern und unserm Kram?“

In A. saßen inzwischen im dämmerigen Saal die zwei Damen allein im großen, leeren Hause, als plötzlich unter den Fenstern sich ein wildes, graufiges Geheul erhob. Schnell zündete die jüngere Schwester die Lampen im Nebenzimmer an. Keine Seele kam ihnen zu Hülfe. Zurückkehrend sieht sie im großen Saal am anderen Ende ihre Schwester dicht umringt von derselben frechen Bande und kann sie nicht erreichen. Vorsichtig hatten die Mordbrenner sich erst vergewissert, ehe sie unbemerkt auf der Hintertreppe eindringen, daß die beiden Damen eben ganz ahnungs- und schutzlos allein wären, und daß die ältere Baronesse auch gewiß nicht schießen würde. — Auch hier hatten sie ganz genau gewußt, wo sie die Waffen zu suchen hätten; kein Wunder, schien doch das ganze Personal mit ihnen im Einverständnis, die Herrschaft völlig im Stich lassend. Und als der Verrathenen Zorn aufwallte und sich in Worten Luft machte, legte einer ihr den Flintenkolben an die Brust: „So spricht man nicht mit dem Volke; kennst du das?“ — Der aber wurde tüchtig abgefertigt: „Wie du noch in den Windeln warst, verstand ich schon die Flinte zu handhaben.“ Das traf. Ein Verweis des Führers schaffte der Dame, die von nun an höflich behandelt wurde, freien Weg, so daß sie die Räuber durch alle Zimmer führen konnte, damit sie selbst nach Waffen suchten. Sie kannten ihn ganz gut, den Bauernjungen, der jetzt sich als Herr der Situation fühlend, sie nach seinem Willen zwingen konnte. Die silbernen Löffel, die vor ihren Augen aus einem Schrank verschwanden, befahl er sofort wieder auszuliefern, aber hinter ihrem Rücken verschwanden Uhren, Brillanten u. a. m.

Dann ging's hinunter zum Verwalter, der, ebenfalls ein Deutscher, vielgehaßt war. In einem Sommerröschchen war er durchs Fenster über die Felder entflohen und hatte sich in einer Waldhütte verborgen. Ratschlagend suchten sie gierig seine Spuren im Schnee: fänden sie ihn, so würde es ihm sicherlich nicht gut ergehen! Andere holten sich Pferde aus dem Stall und zwangen den

Kutscher, sie um 11 Uhr abends alle weiter zu befördern. Es begegnete ihnen auf der Landstraße ein Zug Flüchtlinge vom Gute Röal, die sie in der Dunkelheit für Marktleute hielten und glücklicherweise passieren ließen. Da plötzlich bemerken sie hinter dem Zuge Dragoner. „Saksad, Saksad!“ ertönt es, und ein Feuer folgt der Schlittenreihe, als ob die Umgebung in Brand auflodere. An hundert Schüsse sollen sie auf die Fliehenden abgefeuert haben, von denen, — gute Schützen das! — nur einer einen Dragoner am Ohr streifte. In rasender Flucht jagten die Verfolgten nach Weissenstein; die Eskorte sprengte in den Wald, wo der arme K. sche Verwalter durch sie vor weiterer Verfolgung gerettet wurde. Ihr Sammelsignal erweckte bei der Bande die Befürchtung, es möchten noch mehr Dragoner in der Nähe sein, so daß die ca. 50 Mann sich schleunigst verzogen. „Ich bin doch sonst kein so schlechter Schütz,“ hatte der Vorderste gesagt, „merkwürdig, daß es nicht traf!“

In dieser Stimmung kehrten sie nochmals beim alten Herrn in M. ein, und in Torri, wo inzwischen unsere Leute aus Weissenstein heimgekehrt waren, stieß der Gärtner auf einzelne, die mit unseren Leuten in ein Gespräch vertieft waren. „Ihr Teufelschweine, wo habt ihr mein Weib gelassen?“ schnaubte er sie wütend an. Aber der bedächtige Nachtwächter faßte ihn am Rock und zog ihn fort: „So darf man heutzutage mit dem Volk nicht reden, welches Unheil hätte daraus entstehen können!“ — Noch einmal in der Nacht mußte der alte Herr in M. krank, verwundet, mutterseelenallein wie er war, sehen wie eine Schar auf den Hof zog, um sich den kostbaren Rest aus seinem Weinkeller selbst zu holen. Wenigstens ihn ließen sie diesmal unbehelligt. Am anderen Morgen beschworen ihn seine zwei treu gebliebenen Leute, Kutscher und Stubenmagd, doch ums Himmelswillen fortzufahren. Zäh wie er war, wollte er auch jetzt noch bleiben, hatte er doch allem Überreden der Nachbarn, von denen einer ihn selbst hatte fortbringen wollen, widerstanden! Endlich entschloß er sich und floh über Land von einem verlassenen Gute zum anderen, von starkem Blutverlust noch ganz geschwächt, bis er endlich in Petersburg in eine Klinik kam.

Von allen Seiten hörte man in Weizenstein die aufregendsten Fluchtgeschichten.

Ein Gutsbesitzer war mit seiner Frau vom Landtage in Reval noch nicht zurückgekehrt. Eisenbahnen gingen damals ja nicht. Da hieß es, daß die revolutionären Banden sich aus der Stadt über das flache Land ergossen hätten. Der Warnungsbrief, den die geängsteten Eltern auf einem Privatwege — denn die Post streifte ja — ihren in treuer Hut zurückgelassenen Kindern schickten, ging verloren; sie erwarteten sie vergebens in Reval. Ohne aus dem Wirrwarr der Schreckensnachrichten, die von Mund zu Munde liefen, etwas Bestimmtes über die Kinder heraus hören zu können, tagelang in dieser furchtbaren Spannung, erfuhren sie schließlich vom Brande ihres Gutshauses und daß in elfter Stunde die Kinder mit ihrer Gouvernante und einem Hausfreund das brennende Haus noch hatten verlassen können, ohne etwas zu retten. — — — — —

Von einem andern Gut traf ein einzelner Herr in Weizenstein ein, der, im Begriff zu fliehen, von seiner Familie getrennt worden war. Mit knapper Not war er entkommen, — in ein großes Tuch gehüllt, wie es die Bauerweiber um Kopf und Oberkörper geschlagen tragen. Die Damen und Kinder aber hatten nur noch Zeit gehabt, in den Wald zu fliehen, und von den Verfolgern in einem Gesinde aufgestöbert, in ein anderes zu flüchten. Über ihr ferneres Schicksal war nichts zu erfahren.

In wilder Hast floh ein anderer Gutsbesitzer durch Weizenstein nach Reval. Mit Sorge und Angst hatte er seine junge Frau und sein erst ein paar Wochen altes Söhnchen bei strenger Kälte durch tumultuierende Menschenmassen hindurch gerettet.

Grauenvoll genug sind diese hier geschilderten, knappen Tatsachen, aber noch viel grauenvoller waren die Gerüchte, in die gehüllt, sie uns damals erst nach und nach zu Ohren kamen, umgeben von der furchtbaren Ungewißheit: was ist wirklich geschehen? Die entfesselte Rache — wie man damals annahm — eines blutdürstigen Pöbels konnte die entsetzlichsten Früchte zeitigen; war doch die Parole ausgegeben, das „Volk“ fordere Genugthuung für die in Reval von den „Herren“ gefangen gehaltenen

„Volksvertreter“, die gerichtet werden sollten, und wer in seine Hände gerate, müsse für jene erlittene Unbill büßen. So wären, erzählte man sich, in unserm Kirchspiel einige von weithin kommende Flüchtlinge von Insurgenten gefangen und in einen Keller eingesperrt worden, wo man sie langsam verhungern lassen wollte! Wurden solche Gerüchte auch später zurechtgestellt, wie z. B. dieses letztere, — so erfüllten sie doch in jenem Augenblick die Herzen mit Grauen, und niemand konnte sich ihrer Wirkung entziehen. Übertraf doch das wirklich Vorgefallene oft noch alles Erdachte, so z. B. die entsetzliche Ermordung Herrn von Baranoff's in Penningby, die weithin die tiefste Theilnahme erregte. Vor den Augen seiner Frau und kleinen Kinder hatten die Teufel ihn zu Tode gepeinigt, und die flehentlichen Bitten seiner Kinder, die den Mördern auf den Knien ihre Sparsassen hinhielten, sowie das sich Dazwischenwerfen der Damen nicht beachtet, sondern den tödlich Verwundeten gewaltsam auf die Füße gestellt, um von neuem auf ihn zu schießen, bis er zusammenbrach. Und er war ein guter, geliebter Herr gewesen!

Jene in der Nähe von Weizenstein von einer Schar junger Burschen planlos herumgeschleppten Flüchtlinge mögen auch viel ausgestanden haben, wenn der Schlitten mit den kleinen Kindern in der Kälte stehen mußte, während die rohen Kerle, die sich seiner bemächtigt hatten, in den Häusern am Wege sich mit Branntwein erwärmten und berauschten, während dasselbe Moor, über das sie ihre Beute schleppten, einige Werst weiter vom Hufschlag der Dragoner erzitterte, die mit ihren Kumpanen kämpften. Ein mitleidiger Bauer hatte gefragt: „Was wollt ihr denn mit den kleinen Kindern und der unschuldigen Frau anfangen, sie werden ja in der kalten Nacht draußen erfrieren“ — „Ja, das sind ja welche von den Anführern des „schwarzen Hundert“, war die gewichtige Antwort gewesen. Mit diesem Popanz wurde das kindische Volk eingeschüchtert.

Jener Donnerstag, der 15. Dezember, dessen Tagewerk im Kirchspiel vorhin geschildert wurde, war erst der Anfang der Schrecken. In der Nacht, während ich in heißem Dankgefühl für unsere Rettung mühsam einen estnischen Brief an unsere

braven, treuen Leute zusammenstellte, der ihnen die Ankunft der Dragoner mitteilen sollte, waren die Übeltäter in Turgel im Vereinhause versammelt, um ihre Beute an Waffen zu mustern, im Übermut des Gelingens schwelgend. Der folgende Tag sollte noch schlimmeres bringen. Alle Bitten vom Lande um militärischen Schutz für die bedrohten Güter mußten abgeschlagen werden, da die Lage in Weissenstein bei beginnendem Markt noch bedrohlicher war, und die Kräfte zum Schutz der Stadt zusammengehalten werden mußten.

Die Revallsche Bande, ca. 100 Mann stark, war in Turgel eingetroffen und ins Pastorat gedrungen. Wohl hatte die behäbige Teemadame von gegenüber all ihre Beredungskünste angewandt, um sie davon abzubringen. „Brüder,“ hatte sie sie angerebet, sich ihnen in den Weg stellend, „was sucht ihr dort bei unserm guten Pastor? Er ist eben erst verheiratet, beide sind sie ganz jung und haben garnichts; wo sollten sie's auch herhaben: die Leute zahlen jetzt ja doch nichts. Kommt zu mir, ich gebe euch zu essen soviel ihr wollt! Laßt den Pastor in Ruh!“ Und sie hatte sie reichlich mit Nahrung und Rauchzeug traktiert und offenbar ihre Stimmung günstig beeinflusst: „So behaltet denn euern Edelstein, den Pastor,“ hatten sie erwidert. Aber so viel Geld wollten sie ihm doch abnehmen, daß sie ihr die Rechnung bezahlen könnten. Zwei Mann waren zur Hintertür hinein in die Küche gegangen, wo sie die junge Pastorin und die Magd trafen und sie um Galoschen baten, da sie beim schlechten Weg ihre Stiefel nicht verderben wollten. Die frisch errungenen estnischen Sprachkenntnisse der aus Kurland gekommenen jungen Frau müssen noch nicht glänzend gewesen sein, denn ihre Antwort erregte schallende Heiterkeit, in der die Spannung der Situation sich löste. Zu klein würden ihnen wohl die Damengaloschen sein, doch sie wollten probieren; aber als der Pastor dazu kam und sie aufforderte, ins Vorzimmer zu treten, meinten sie, sie fürchteten mit ihren lehmigen Füßen die Dielen zu beschmutzen. Ein früheres Lehrkind von ihm war der eine von beiden, der sich vergebens in Anonymität zu hüllen suchte. Draußen verhandelte derweil der Kutscher mit der Bande, die

schließlich mit etwas Heu für ihre Pferde befriedigt abzog. Das Prahlen mit der Absicht, in die Kirche zu ziehen und zur Orgel zu tanzen, blieb bloße Drohung. Von entscheidendem Einfluß auf die Vorgänge hier war wahrscheinlich die Tatsache, daß nicht weit von der Kirche entfernt ein Dragoneroffizier mit 22 Mann vorbeizog, um nach wohldurchdachtem Plan die Bande aufzuspüren. Von Turgel aus konnte man ihre Bewegungen beobachten, und alles schien gut werden zu wollen. Aber der Offizier — der, zu seiner Entschuldigung sei es gesagt, weder Lokal- noch Sprachkenntnis besaß — zog ruhig weiter nach Weißenstein! —

Die „Verfolgten“ begaben sich nun zum Fabrikdirektor, um dort zu speisen. Zwei junge Mädchen sahen die Schar heranziehen und photographierten sie schnell durchs Fenster. Keinen Menschen konnte man willig machen, Botendienste zu leisten; die Furcht der Leute war viel zu groß — oder die Sympathie? — So machte man denn gute Miene zum bösen Spiel. „Ihr habt uns überhaupt nichts anzubieten,“ meinten sie stolz, als man fragte, was sie essen wollten, „wir haben nur zu befehlen!“ Geistige Getränke aber waren strengstens untersagt, und die ganze Zeit über, während sie sich gütlich taten, wanderte einer der Führer auf dem Eisenbahndamm auf und ab, die Umgegend mit einem wahrscheinlich Tags zuvor in Torri gestohlenen Feldstecher rekonoszierend. Sein Kollege, ein jüdisch aussehender, fanatischer kleiner Mann, entwickelte solange auf dem Sofa des Direktors seine politischen Ideale. Er ist wohl später erschossen worden. „Wenn man uns doch von unserem Führer befreite,“ sollen seine Truppen geklagt haben, „er läßt uns keine Nacht schlafen und schleppt uns von Ort zu Ort!“ — Gleich nachdem sie abgezogen, flammte es an drei Stellen auf: Tefnal, Mehheküll und eine Scheune in Torri brannte. In Kollo hatten sie auch angesteckt, aber das Feuer war verlöscht und mußte später noch einmal angezündet werden, um dann das stattliche Haus, dessen Besitzerinnen im Auslande waren, ganz einzuzäschern.

Auch im Doktorat war eingebrochen und einiges geraubt worden. Auf dem Schreibtisch des Doktors standen Photo-

graphien. Das Bild eines der populärsten Gutsbesitzer hatten sie in Fetzen gerissen. Da legte einer von ihnen — ein Torgelscher — die breite Hand auf das Bild des verstorbenen, sehr beliebten Pastors: „Das nehme ich für mich“; er gab es an der Tür der Magd zurück. — Augenzeugen wußten von dem erhabenen Augenblick zu berichten, wo die Fabrikbande den Revaler Genossen in Turgel feierlich ihre Fahne nach dem Siege überreichte. — — — — —

Inzwischen wogte in Weißenstein das Marktgetriebe, durch das von außen her nur der Schein der Brände, aber keine sichere Kunde von den Geschehnissen auf dem Lande drang. Die ganze Aufmerksamkeit konzentrierte sich auf die kommenden Ereignisse des Tages. In der Nacht hatte der Rittmeister von S. Anschläge anbringen lassen; die der friedlichen Bevölkerung rieten, sich zurückzuziehen, da bei etwaigen Vorkommnissen nicht geschont werden würde. In aller Munde war das Gerücht: zu 3 Uhr ist der Angriff geplant. Wenige Eingeweihte wußten, daß das Signal für den ausgebrochenen Aufruhr Glockenläuten und das Feuerhorn sein sollte. Da, wie verabredet, um drei Uhr, erhebt sich unter den Marktleuten eine furchtbare Panik. Wer nur kann, flieht in rasender Eile aus der Stadt hinaus. Der erste Akt hat begonnen: eine Monopolbude wird geplündert. Und unheimlich drohend erschallt auf der Straße der Ruf: „Volk, erhebe dich! (rahwas touse!)“

Wie der Blitz waren die Dragoner zur Stelle und hieben mit flacher Klinge drein, daß die Menge wild auseinander stob. Später erst hörte man, L. selbst, der Advokat und Revaler Stadtverordneter, sei in jenem Augenblick zugegen gewesen, beim ungünstigen Verlauf des Angriffs auf die Monopolbude aber schleunigst geflohen. Seine Spur war von der Polizei bis an den estländischen Strand verfolgt worden, von wo er wohl nach Finnland übergesetzt worden war. Der Erfolg der Dragoner war aber auch glänzend: wenige Stunden nachher herrschte in den Straßen Totenstille. Die Marktleute waren wie unter den Boden verschwunden, und niemand wagte mehr den Angriff. Es war die Zeit der Moskauer Niederlage, von der wir aber

erst viel später erfahren. Die unerwartete Ruhe um uns her war aber nicht Beruhigung, sondern nur die unheimliche Stille vor dem Sturm.

Die Kinder waren still und entsetzt von all' den furchtbaren Dingen, aber den Kleinen schien es am meisten mitgenommen zu haben. In seinen großen, dunkeln Kinderaugen lag unfindlicher Ernst, daß es die Erwachsenen ergriff, die ihn so matt daliegen sahen. „Das sieht man gleich, daß er ernstlich krank ist“, sagte der herbeigerufene Arzt. Er schien trotz seiner vier Jahre auf alles Gehörte wie ein Erwachsener zu reagieren, und doch konnte ich es nicht hindern, daß in der allgemeinen Aufregung immer wieder an meinem Bett die Dinge besprochen wurden, die alle erfüllten. Da wandte ich die bei Kindern oft so wirksame Methode der Ablenkung an und suchte in meiner Phantasie nach lieblichen, wohlthuenden Eindrücken, um die Furchtgespenster zu vertreiben. Nur das Märchen konnte sie bieten. Aber zu tief war dem Kinde die seelische Erschütterung gegangen. Erzählte ich von schönen, rotbackigen Äpfeln, so sagte müde das weiche Stimmchen: „Gewiß waren sie vergiftet!“ Schilderte ich das gemütlich warme Stübchen der drolligen Zwerge, — „aber im Nebenzimmer war gewiß die böse Stiefmutter!“

Als mein Mann im Klub hören wollte, was inzwischen geschehen wäre, stieß er unterwegs auf einen Mann, der mit erhobenem Revolver in höchster Aufregung heranstürzte. Keiner verstand sein stoßweises Rufen. Hilfe verlangte er: „Es b — — br — —, es brennt!“ Der stotternde Zahnarzt war's. „Wo?“ — Man stürzte hinaus. Da loderte auch schon die Flamme auf. Das Haus eines Bäckers war in Brand gesteckt.

Draußen vor der Stadt stand eine kleine Gruppe Menschen und betrachtete den Feuerschein am Himmel. „Das Gut A. brennt“, hatte es geheißt. Ein Weib stürzt aus einem Hause, vor Entsetzen keuchend: „Mein Haus brennt!“ und eine Vorübergehende rennt laut rufend durch die Stadt, die freiwillige Feuerwehr herbeizuschaffen. Auf das erste Faß Wasser steht drei Rubel Belohnung. Es ist da in Windeseile. Einer aus dem Publikum wirft es um. Da macht der baumstarke Feuerwehrmann

kurzen Prozeß und prügelt ohne standrechtliches Verhör den Gauner, daß ihn die Knochen noch lange schmerzen werden. Darauf wird der Schlauch der Feuerspritze durchgeschnitten. Wie von bösen Naturgeistern wird die Löscharbeit gehemmt. Mit Vorbedacht war das Feuer in einem im Hof gelegenen Schuppen zur verabredeten Zeit angelegt worden, wo es sich unbemerkt verbreiten konnte. Das Signal tönt durch die Stadt. — Wird es nun wirklich losgehn? — Jeder Hausbesitzer denkt an sein Haus. Wie viele von ihnen haben Drohbriefe erhalten! — Die alte Dame am Markt sieht den Feuerschein; auch sie kommt keine Nacht aus den Kleidern vor Angst. Mein Onkel wacht heute dort als einziger Mann. Die Läden sind ängstlich geschlossen. Man ist wie eingemauert, aber nicht in Felsen, sondern in brennbares Holz. Will man um sich sehen, so muß man in den Hof hinaus und sieht dann taghelles Flackerlicht über den Himmel von allen Seiten, und rings die schweigenden, dunkeln Höfe und engen Gäßchen. —

Auch wir fanden natürlich keine Ruhe. Mein Mann wanderte rastlos zu einem unvermachten Fensterchen: „Ob Torri schon brennt?“ Rötlich leuchtete der Schnee auf den niedern Dächern. Das Bäckerhaus war gelöscht worden. — Hin- und hergerissen zwischen trüben Gedanken, über denen groß und dunkel das bange Rätsel unserer Zukunft hing! Wollte uns so das Schicksal gewaltsam zwingen zu einem Schritt, den wir seit Jahren zögernd hinausgeschoben, zum Teil durch die Verhältnisse veranlaßt, zum Teil aus nicht zu überwindender, treuer Herzensneigung und Pietät zum Bruch mit der Heimat, zum Lösen aller Bande, die den Menschen verknüpfen mit dem Fleck Erde, an dem der Eltern Segen hängt, das unser Werden und Wirken geschaut und unsere Hoffnungen und Träume getragen?

Alles Lebendige heißt Zukunft. Und welche konnten wir hier unsern heranwachsenden Kindern bieten? Seit dem Deutschtum, den Geist der Väter hier das Todesurteil gesprochen, konnten die deutschen Ostseeprovinzen nur noch ein Schattenreich ihrer eigenen, schönen Erinnerungen sein, nicht der Kampfplatz lebendiger Kräfte. Eine Ironie war das Dasein der Balten in den

letzten Jahrzehnten unfreiwilliger Verleugnung ihres eigenen Wesens, das nicht leben und nicht sterben konnte. Was hinderte sie daran, den Staub von den Füßen zu schütteln und dahin zu ziehen, wo sie freie Lebensluft, Geistesverwandte, ein Arbeitsfeld, — ein Vaterland fänden? — Die deutsche Treue! Die zähe Liebe des Balten zu seiner Heimat, seinen Stammesbrüdern, der Zug, der im Wechsel ihrer Geschichte, ihre Eigenart so rein erhalten hat. In der Enge seines Daseins hatte der Balte sich immer wieder der Selbsttäuschung hingegeben, daß es für ihn hier doch noch einen Lebenszweck gäbe, auch als schon die stolze Kulturaufgabe, die ihn mit dem Weltganzen verknüpfte, längst abgeschnitten war. Jetzt war der Augenblick gekommen, der alle Täuschung unmöglich machte: Verraten von den Heimatgenossen, — was sollten wir noch länger hier? Nie und nimmer kann die demütigende, düstere Erkenntnis dieser Stunde von der Geschichte wieder verwischt werden.

Der Morgen dämmerte grau und unfreundlich, als mein Onkel durch die Straßen streifte, das Öffnen der ersten Läden erwartend, um zu hören, was geschehen. „Torri ist abgebrannt“, sagte ihm freundlich lächelnd der Kommiss hinter dem Ladentisch, und er eilte, es uns zu erzählen. Aber das Milchweib wußte es besser: Torri stand noch. In größter Spannung stürzten die Hausgenossen an mein Bett, an dessen Pfosten in diesem großen Augenblick, aller Etikette spottend, der breite Rücken der ungeschlachten, aber gutmütigen Person sich rieb, während sie laut und aufgeregert erzählte, wie der gestrige heiße Tag und die vorangegangene Nacht in Torri abgelaufen waren. Die Kinder, noch in den Betten, lauschten atemlos aus dem Nebenzimmer. Wie ich angeordnet, hatten alle Leute im großen Hause gespeist und die Nacht gewacht. Die Wasserküben waren gefüllt, die Wächter vollzählig erschienen, ohne Waffen, denn diese waren ja geraubt. Nur einer hatte noch eine Flinte, die hinterm Schrank nicht gefunden worden war. Im dämmerigen Garten hört er ein Rascheln und rätselhaftes Tönen zwischen den Sträuchern. Überreizt von der Spannung dieser Tage, rennt er hinaus, das Ge-

wehr im Arm, die erwarteten Brandstifter niederzuschießen. Ein Weiberrücken ist zwischen den bereiften Stachelbeersträuchern sichtbar; seine Besitzerin gräbt eifrig in der harten Erde, um ihren Schatz zu bergen vor den Zerstörern: alte Lonschüsseln, ein Blechtopf, Kleider u. a. m. Im Hause aber trifft er einen Mann an, der sich im Schlafzimmer länger aufgehalten und an Möbeln und Schattullen mühsam die Schlösser zu öffnen gesucht hat. Niemand hatte gewagt hineinzugehen, um zu sehen, was er macht. Sieben junge Burschen hatten sich eingefunden mit der Schreckensbotschaft: „Nach uns kommen hundert; dann wird angezündet. Aber wehe, wenn einer es wagt, etwas von der Herrschaften Sachen auch nur zu rühren! Euch tun wir nichts, euer Eigentum könnt ihr hinaustragen und für euch nehmen, was ihr wollt.“ So weckten sie geschickt die schlummernde Begierde und wußten auch zartere Gewissen zu beschwichtigen. Nachdem alles Bitten und Beschwören umsonst gewesen, stürzte eine Menge Habgieriger ins Haus und raffte, was zu raffen war. „Aber man wird uns später zur Verantwortung ziehen,“ sagte ein strupelhafterer, anständiger Knecht. „Wer denn,“ war die im Brustton der Überzeugung gegebene Antwort, „die Herrschaften kommen ja nie zurück. Die werden alle totgeschlagen, wo man sie findet, und niedergebrannt wird doch gleich.“ Wie sollten da die ohnedies auf dem Punkte der Ehrlichkeit nicht sehr festen, volkstümlichen Begriffe nicht völlig gelockert werden?

Zweimal hatte sich dieses Manöver wiederholt, jedesmal mit der wirksamen Drohung: „Wer für die Herrschaft etwas rettet, ist des Todes!“ Alle hatten sich vereinigt im Bitten, Abstand davon zu nehmen. Der Nachtwächter in seiner kindlich treuherzigen Art hatte erzählt, was der Herr ihm gutes getan, als sein Kind vor einem Jahre krank gewesen; andere hatten andere Mittel versucht, die Bedroher zu erweichen, die zum Teil ja gute Bekannte aus der Fabrik waren. Was schließlich den Ausschlag gab, ist immer ein Rätsel geblieben, — wahrscheinlich wohl die Erwähnung der Dragoner — aber sie gaben den Bitten doch nach, zogen die Liste der einzuäschernenden Güter hervor, an deren Kopf Torri stand, und lasen, was dann folgte: „Teufel.“

Raum sind sie fort, so flammt es auf: Tectnal brennt schon! Zugleich steigt eine Feuersäule von einem Torri gegenüber liegenden Hügel auf: das Wohnhaus in Mehhefüll! Und noch einmal von der dritten Seite: eine Torriſche Scheune! Wie eingefangen in jener entſetzlichen Drohung, vor der ſie nun ſchon zwei Tage und Nächte gezittert, ſind unſere armen, geängſteten Leute mitten darin. Der Gärtner will hinlaufen, um zu ſehen, was in Mehhefüll los iſt. Sein junges Weib beſchwört ihn dazubleiben. Er läßt ſich nicht halten und kommt nach kurzer Zeit zurückgerannt mit zitternden Gliedern: dort iſt die Hölle los. Der Herr am Vormittag fortgefahren. Die eigenen Knechte haben das Wohnhaus angeſteckt und weiden ſich jezt am Anblick. Ein ſchadenfroher Menſchenhaufe, zum Theil ſinnlos betrunken, aber auch verſtändige, geachtete Männer darunter, ſtehen herum und beraten, ob man nicht auch die Equipagen aus dem Schuppen ins Feuer ſchleppen ſoll, damit alles zuſammen vernichtet werde. „Sind wir hier erſt fertig, ſo kommen wir nach Torri herüber, und was die Streifer nachlaſſen, das verbrennen dann wir!“ Genau iſt man hier unterrichtet vom Heranziehen der Kevaler Bande und von den 6000 Letten, die vor Zellin ſtehen, und die alle zuſammen zum Markt in Weißenſtein einbrechen ſollen, um die Herrſchaften zu töten und die Stadt niederzubrennen. — Mit Graußen ſetzt ſich der Gärtner in ſeinem Häuschen nieder, um uns all' dieſe Dinge zu ſchreiben und uns zu warnen. Dafür haben ſie ſpäter ſein Leben bedroht, ſo daß er einige Tage nicht ins große Haus zu gehen wagte, wo alle Augenblick Fremde durchgingen, bewaffnet, unheilverkündend, alles in ſtarrem Schrecken erhaltend.

Der Brief lautet in deutſcher Überſetzung:

„Ich will Ihnen über unſer Leben berichten. Ihnen allen viele Grüße von uns und wir haben alle von Herzen und mit Tränen Gott gebeten für Sie und Ihre unmündigen Kinder. Unſere Lebenstage ſind ſehr traurig. Ein heißer Stoß folgt dem andern. Fremde Geſellen gehen durch alle Ihre Zimmer und betrachten Ihre teuern Sachen und Kinderspielzeug. Niemand darf ſie ſchelten; ſchweig ſtill und bitte einer den andern! Dieſe Fremden ſpielen Klavier und tanzen in Ihrem Saal. Wir er-

warten jede Minute den Anfang des Feuers; aber eben steht das Haus noch. Gestern Abend vier Uhr fing das Tacknalsche Haus an zu brennen; gleich darauf das Mehhefüllsche Wohnhaus und dann die leere Scheune in Allenfüll. Gestern um zwölf Uhr ging ich nach Turgel, die dort zu sehen. Die Dragoner zogen ab. Die Revaler Genossen kamen bei der Fabrik zusammen, die Gutsperde von Kollo blieben im Dorf Meljakulla zurück. Man hielt Rat und ging ins Pastorat und wollte in die Kirche gehen, aber auf des Pastors Bitte gingen sie nicht (irrtümliches Gerücht). Den Pastor haben sie unberührt gelassen. Von dort fuhren sie nach Tacknal und dann nach Kollo. Aber unterwegs haben sie sich ein wenig verirrt. Heute kommt Allenfüll dran und dann sollen sie nach Weißenstein fahren. Ich bitte Sie, Herr, wenn es Ihnen irgend möglich ist, aus Weißenstein fortzufahren, so schnell es nur geht. Ihre Zahl ist ja groß; — die Letten sind schon in Rätla in der Nacht mit sehr vielen Waffen gewesen. (Letzteres falsches Gerücht.) Unsere Sachen sind alle fortgebracht. Kutschers Lise brachte ihre in der Nacht hinaus, als die Feuer brannten, und ihre Kinder zur Nacht zu uns. Der Herr braucht nicht zu fürchten, daß wir dem Herrn was böses tun, der Herr ist gegen uns sehr gut gewesen und hat in jeder Not geholfen. Die Knechte und wir alle, die hier auf dem Gute leben, bitten alle von Herzen Gott, daß er Ihr ganzes Haus mit seiner teuern Gnade schütze. Die M'schen Männer sind sehr böse und haben ihres Herrn Haus geplündert und niedergebrannt.“ — Die Unterschrift war vorsichtshalber ausradiert.

Eine neue Angst befiel mich beim Lesen dieser Zeilen: was für eine Rolle spielte eigentlich Torri? War es in Händen der Revolutionäre? Woher diese unmotivierte Schonung? Weshalb schwiegen Verwalter und Wirtin? und was bedeutete das breite Lächeln des Milchweibes, aus deren konfusem Reden man heute gar nicht flug werden konnte? Die oben geschilderten Einzelheiten erfuhren wir erst lange nachher. Warum gingen die jungen Mägde aus Torri nicht, wie ich ihnen dringend geraten hatte, nach Hause? Alles fand die Person jetzt gut

und schön! Alle zusammen seien Nachts im großen Hause; und sie nannte Namen junger Burschen dazwischen, die notorisch nicht auf unserer Seite standen. Man las damals in den Zeitungen von den Vorschriften, die die Revolutionäre den Banden erteilten, u. a. auch solche Gutshäuser vor dem Feuer zu bewahren, die sie sich als Standquartier vorbehalten hatten. Was konnte unter solchen Prämissen alles dort geschehen! Dinge und Zustände, die fürchterlicher wären als Brand und Verwüstung. Bis zum nächsten Vormittag mußte ich in dieser furchtbaren Spannung bleiben mit der schweren Verantwortung für meine Leute, für die Handvoll netter Mädchen, die zu Hause geblieben waren. — — — — —

Ein neuer Feuerschein! Das Laupasche Wohnhaus. Die Revaler Bande hatte es zum Abschied noch angesteckt, bevor sie, den Dragonern weichend, sich aus unserer Gegend verzog. Auch die Brennerei wurde geplündert und die ringsum tätigen Brandstifter und Zerstörer sollen sich dort mit Spiritus versorgt haben, den sie zur eigenen Anregung wie zum Begießen der Häuser benutzten. —

Nach langem, vergeblichem Bitten hatten die Damen aus R. doch erreicht, daß ihnen zehn Dragoner zukommandiert wurden, damit sie aus ihrem preisgegebenen Hause noch einiges Mobiliar retten konnten, um sich damit in Weizenstein einzurichten. Wie die Fuhrn in Weizenstein anlangten und ins Abstellquartier abgeladen werden sollten, umstellte sie eine schreiende Volksmenge, um es zu verhindern. Ein junges Mädchen lief eilig auf Bitte der Damen in den Klub, wo die Dragoner einquartiert waren, und im Nu war der Offizier zur Stelle, verhaftete einen Wortführer und schaffte Ordnung. Stumm ließ der eben noch so Dreiste sich abführen, und das Publikum verstummte gleichfalls im Schreck. Heimlich aber wirkte die Rache des Pöbels fort. Der Mutter jenes hilfsbereiten jungen Mädchens wurden Drohungen ins Haus getragen, man wolle ihre Tochter zur Strafe töten, die Vermieterin des Abstellraumes wurde mit Drohungen verfolgt, man werde bei ihr anstecken, so daß sie keine ruhige Stunde hatte, und an zwei Seiten

ihres Hauses Wächter aufstellen mußte. Nicht genug: wo in der Stadt die beiden Damen hinkamen, waren auch gleich in Küche und Leuteräumen dieselben Drohungen, die die Dienstboten angst-erfüllt weitergaben. Man empfing sie nicht gern im Salon, der nach der Straße lag, schloß wenigstens behutsam die Läden, ehe die Lampe angezündet wurde. Ähnliche Erfahrungen sollen Flüchtlinge vom Lande auch in Livland gemacht haben.

Mein Mann, der Zeuge jener Straßenszene gewesen, wurde in einer Nebenstraße vom früher erwähnten renitenten Wächter gestellt, der seine Forderung auf Zurücknahme der Klage frech wiederholte. Wie er auf Widerspruch stieß, war plötzlich eine Schar von Aufwiegeln wie aus dem Boden geschossen, die lärmend meinen Mann umringten, der dadurch noch weniger zum Nachgeben geneigt wurde. Und doch lag der Gedanke an Pachtzahlungen jetzt so fern, wo die ganze Zukunft unsicher geworden war. Wäre in diesem Augenblick der eitle Prahler dem Militär überantwortet worden, er wäre vielleicht vors Kriegsgericht gekommen, obgleich seine Sache unpolitisch war. Ihm lag nur daran, sein Geld zu behalten: „Nimmt der Herr die Klage zurück, so gebe ich die Parole aus: der Torri'sche Herr ist ein guter Herr und dann stehe ich dafür, daß in Torri nichts geschieht; wenn nicht, dann nicht.“ Mein Mann erwog, daß eben eine gerichtliche Verhandlung sowie Urteilsvollstreckung so wie so ausgeschlossen wäre und im Gedanken an die zu Hause in Angst und Sorge sich verzehrenden Leute, nahm er das umstrittene Dokument und riß es vor ihren Augen mitten entzwei: „Für den Augenblick tue ichs, aber später werde ich von neuem klagen, falls ihr euch weigert zu zahlen“, was drei Wochen später ausgeführt wurde. Die drohende Stimmung schlug um in den im Chorus gemurmelten Ruf: „Der Torri'sche Herr ist ein guter Herr!“ und sie ließen ihn aus ihrer Mitte heraus. —

Unterdessen saßen Gäste bei mir. Da trat mein Mann herein und der ungewöhnliche Ernst in seinem bleichen Gesicht ließ die Anwesenden auffahren. „Der erste Schuß ist gefallen, einer ist getötet.“ Sie begannen eben wieder eine Monopolbude zu plündern. Eine Frau meldete es atemlos im Klub, von

wo mein Mann die Dragoner hinausrennen sah, sich nicht die Zeit nehmend, zu Pferde zu steigen. Bald darauf kehrte der junge Offizier zurück und meldete seinem Vorgesetzten lakonisch: „Ihr Befehl ist erfüllt! Ein Toter.“ — „Das habe ich nicht gesagt,“ fuhr der Russe auf. Und doch wirkte dieser eine, der gefallen, mehr als eine Massenverhaftung hätte tun können. Er war, die Taschen voll Schnapsflaschen, aus dem Hause gekommen. Einige andere kletterten schleunigst über einen Zaun nebenan, da fiel der Schuß. „Gott fällt ihn zu Boden“, berichtete später ein Zuschauer. Würde das nun eine Entscheidung herbeiführen? Vielleicht war's das Signal zum endgültigen Ausbruch des Aufstandes. Der Eindruck des eben Geschehenen war tief und erschütternd. Schnell, ohne ein Wort zu verlieren erhoben sich die Gäste, um ihre Wohnung noch zu erreichen. —

Unter den Ersten, die in die Schnapsbude eingedrungen, war, wie wir später hörten, der früher erwähnte Torrische Hans, derselbe der „seiner Dame“ zu Ehren die rote Schleife getragen, und bei unseren Mägden in der Küche als Held des Tages gefeiert worden war. Auch jetzt kehrte er in Torri ein, wagte es sogar, dort zu übernachten, mit ihm ein „Revaler Junge“, wie sie ihn nur nannten, weil niemand ihn kannte. Beide hatten sich die Zeit über bei den bekanntesten Agitatoren aufgehalten. Bei uns ging der Revaler durch die Zimmer und hielt sich besonders im Schreibzimmer meines Mannes auf, wo er unter anderem die Bilder an den Wänden auf ihre Unterschriften prüfte. Der alte Fritz, Wilhelm II., die großen englischen Staatsmänner und Bonaparte mögen ihn wohl seltsam genug angesehen haben! Der Hans erzählte den Mägden vom Sturm auf die Monopolbude und von dem blutigen Ausgang. „Wer weiß, wie es mir noch ergehen wird!“ sagte er derselben kleinen Kindermagd, die damals so ergriffen das Gedenkblatt der „Oktobermartyrer“ studiert hatte, „ich fühle schon das Blei an meiner Stirn.“ Und er wurde wirklich einige Wochen später standrechtlich erschossen, nachdem er sich vorher noch vielfach an der revolutionären Bewegung beteiligt hatte. Ich vermute, daß er es gewesen, der vielleicht aus einem

weichen Gefühl heraus unsern Mägden die Warnung hatte zukommen lassen mit der Unterschrift „Sozialdemokrat“.

Eine schweigsame Gesellschaft saß an diesem Nachmittag um den Kaffeetisch der Doktorin in einem zum Hof zu gelegenen Zimmer. Da hörte ich in der Stille meines nach vorn gelegenen Schlafzimmers erst leise, dann immer lauter die Kirchenglocken läuten! Auf dieses heimlich verabredete Zeichen war ich ja vorbereitet und schickte schnell ein Kind zu meinem Mann: „Die Glocken läuten“ Die Übrigen begriffen nicht, warum er erschreckt vom Tisch aufsprang und zu mir eilte: es war ja nur die Besperglocke, die den Sonntag einläutete.

Am Sonntag vormittag war der Gärtner mit der Milch gekommen, um mir genauen Bescheid zu geben. Unauffällig, auf schlaun Umwegen mußte das so eingerichtet werden; die Magd wagte nicht, es ihm zu schreiben, ich wollte es nicht, um ihm nicht etwa zu schaden. Und doch waren uns plötzlich Zweifel an der Aufrichtigkeit des Milchweibes erwacht, die als Tante des bekannten Agitators Josiah, wohl auch in nicht ganz reinen Schuhen stecken konnte. Ich tat der einfältigen Seele, deren Gedanken und Begriffe überhaupt nicht über ihren engsten Lebenskreis hinausragten, unrecht: aber das ist ja der Fluch solcher Zeiten, daß sie wider Willen das Mißtrauen wachsen lassen. —

Meine Befürchtungen betreffs Torri bestätigten sich nicht, obgleich es nicht schön war, was der Gärtner zu berichten hatte. Das Haus war Tag und Nacht ein Durchgangsort für alle möglichen bekannten und unbekanntem Individuen. Abzuschließen wagte man nicht, sonst schlugen sie fluchend und drohend mit den Flintenkolben an die Türen, bis aufgemacht wurde. Das erste war, daß sie gebieterisch zu essen verlangten, worauf dann die Wirtin Speck, Butter, Schinken usw. herbeischleppen mußte. — Mit echt weiblicher Schlauheit hatte sie das frisch geschlachtete Schwein an einem unmöglichen Orte verborgen und wußte durch das Resolute ihrer Erscheinung doch wohl übermütigere Forderungen zu dämpfen und Weine, Früchte und andere schöne Dinge vor der Gier der Hungrigen zu schützen, obgleich diese ihr in die Schafferei nachgingen, überall selbst hineinguckend. Dann

wurde im Hause herumgeschnüffelt und jeder bedroht, der sich ihnen in den Weg stellte; auch viele Gebrauchsgegenstände verschwanden in dieser Zeit; — Briefe breiteten sie aus, um sie zu durchsuchen, schwarze Fingerspuren fand ich später in vielen Büchern, sogar in meiner Bibel. Eines Tages war der Fußboden des Schlafzimmers mit Glasscherben überdeckt, und in meinen Bettpfosten schien geschossen worden zu sein. Dazwischen trieben sie Allotria mit Toilettegegenständen, ja fünf junge Burschen begaben sich ans Klavier, um zu geübter Begleitung zum Teil frei, zum Teil vom Blatt ihre revolutionären Lieder zu singen: es waren dieselben, die auf unerklärliche Weise später den Nimbus unserer Retter erhielten, weil sie das Feuer abgewehrt haben sollten, richtiger wohl die heranziehende Revolver Bande vor den Dragonern gewarnt hatten, die ihren Weg kreuzen mußten. Getanzt wurde auch, und als die eifrige Stubenmagd um Schonung der Saaldiele bat, wurde sie so angefahren, daß sie nicht mehr dreinzureden wagte. Als Schlusseffekt sollte das Klavier mit einem Beil zertrümmert werden, was der alte Verwalter durch sein eindringliches Bitten verhütete.

All' diese Dinge erschienen auf dem düstern Hintergrunde jener angstvollen Tage in ganz anderem Lichte, weil das kleine Häuflein Schutzloser, das diesem Übermut preisgegeben war, bei alledem seines Lebens nicht sicher war, denn an allen Ecken und Enden drohten Flinten und Revolver in diesen strupellos rohen Händen, und das Bewußtsein der völligen Isolierung der Treuen in diesem überall herrschenden, wüsten Treiben war verzweifelt. Dabei schien keiner dem andern ganz zu trauen. Jeden Augenblick erwarteten sie den immer wieder neu angekündigten Brand, keine Nacht kamen sie aus den Kleidern und schließlich waren sie so aufgerieben, daß beim ersten Wiedersehen mit uns in W. die kräftigen Männer in Tränen ausbrachen. Als die Drohungen, die den Terror aufrecht erhielten, sich nicht erfüllten, hatte der Gärtner sich daran gemacht, die alte, englische Standuhr im Speisezimmer auseinander zu nehmen, um sie zu verstecken. Aufgeregt stürzt die Köchin aus der Küche: „Was wagt Ihr, sie werden euch todschlagen!“ Dabei entleerten sich langsam die Zimmer

von kleineren Möbeln; in einem waren die Stühle schon alle verschwunden. Ein Trupp Leute kam aus dem Hause mit allen im Schrank vorgefundnen Kopfbedeckungen versehen, andere hielten sich an alte Kleider, die aber später zum Schrecken meiner Tante, sich wieder einstellten, als das Kriegsgericht in der Luft war. Damals stand die Überzeugung ganz fest: die Herrschaften sind jetzt ein für allemal vertrieben. Charakteristisch war die Angst eines Handwerfers aus Turgel, dem ich ca. anderthalb Rubel schuldete: „Wer zahlt mir's, wenn die Herrschaften alle totgeschlagen sind?“ mit diesen Worten kam er zur Wirtin gerannt, die dafür einzustehen versprach. — Eines abends erschienen wieder Bewaffnete, die in alle Winkel spähten, wie sie sagten, um dem Bruder des Müllers und den beiden Wirtssöhnen, die gewacht hatten, an den Kragen zu gehen. Heimlich machten sich diese aus dem Staube, natürlich um nicht wiederzukehren, denn über ihnen schwebte die Gefahr jener zahllosen Racheakte, wie sie andernorts ganz an der Tagesordnung waren. Das Schrecklichste blieb aber die Gefahr, die unsern Leuten von Mehheküll her drohte. Dort hatten sie die Dreschriege in Brand gesteckt und hausten wie die Wahnsinnigen, immer das Versprechen festhaltend, bei uns fortzusetzen, was sie daheim begonnen. Der Gutsverwalter war von ihnen abgesetzt worden, und die Leute hatten sich selbst der Wirtschaft bemächtigt, deren Einkünfte verteilt wurden; ja die täglich zur Meierei geschickte Milch war mit neuen Abmachungen abgeliefert worden, und das Geld für verkaufte Vieh denselben Weg gegangen. Kurz, sie fühlten sich als unbeschränkte Herren der Situation, und die wenigen Getreuen, der alte Verwalter, Kutscher und die Stubenmagd kamen dagegen nicht auf. Das Feuer drüben schien gar nicht verlöschen zu wollen, und bei der großen Nähe, — unsere letzten Knechtshäuser lagen nur wenig entfernt, — mußte die Angst unserer Leute Tag und Nacht eine beständige sein, die Verantwortung unseres Verwalters eine erdrückende. Denn wenn auch zu unserer großen Freude die schwere Zeit manche unsicheren Elemente im Rechtun gefestigt hatte, so z. B. alle Knechte bei uns sich ausdrücklich auf die Seite der Herrschaft stellten, — wer konnte dafür

stehen, daß es so bliebe, wenn von drüben jene schrankenlose Willkür der Orgien feiernden Brutalität sich auch zu uns herüber ergösse? Ganz besonders gefährdet war die Wirtin, stets jener persönlichen Drohung eingedenk und Tag und Nacht der ungehinderten Rache der M'schen Knechte gewärtig. Sie war in wenig Tagen ergraut, und doch hielt sie auf dem Posten aus, nur eine Nacht versteckte sie sich bei Bekannten. Die Wut gegen die von drüben steigerte sich täglich. Ich sehe sie noch, wie sie mich zum erstenmal in Weißenstein aufsuchten, sehe das eingefallene, elende Gesicht des Verwalters, der sich kaum mehr auf den Füßen halten konnte vor körperlicher Schwäche; ca. zehn Tage und Nächte weder Schlaf, noch aus den Kleidern, noch Appetit! Denn das ist bei unserm Landvolk allemal so: Gemütsbewegung ist selbst bei den Derbsten ein absolutes Hindernis zu essen. Der sanfte Pridik war wie umgewandelt; sein sonst so wohlgepflegter, blonder Kutscherbart, der beim Anspannen mindestens so viel Zeit beanspruchte wie die Pferde, hatte Büschel weißer Haare, und seine phlegmatische Stimme war rauh und aufgeregt, als er mir sagte: „Wir warten immer darauf, daß sie herüberkommen; sie haben's ja versprochen! Tun sie's aber, so nehmen wir, was wir zur Hand haben, und gehen meinetwegen mit Beilen auf sie los.“ Und man sah es ihm an, daß es ihm blutiger Ernst damit war.

In unserem Dorf ging inzwischen die wüßteste Agitation ihren Gang ungehemmt fort. Die fürchterlichsten Drohungen gegen die Herrschaft, der Plan, aufs Gut zu fahren, den Inhalt der Kornkleete auszuteilen und sich der Stallpferde zu bemächtigen wurde laut unter einem Teil der Pächter verhandelt, ohne daß auch nur ein Schatten von Furcht vor militärischem Eingriff unter sie gefallen wäre. —

Es war der Tag vor dem Kampfe bei Ollepäh! Die Besitzerin von A. war eben zu Fuß von ihrem Gute zu uns gekommen. Der eigene Kutscher hatte sich geweigert sie zurückzufahren, vom übrigen Personal bedroht. Im Hause hatte sie reges Treiben gefunden: was an beweglichem Inventar vorhanden, wurde von einer geschäftigen, sich vom Hof und von

fernen Gefinden rekrutierenden Schar auf Schlitten, zum Teil mit Gutsperden, fortgeführt. Der Anblick der heimgekehrten Herrin machte sie nicht irre. Wohl die grellste Beleuchtung der ohnmächtigen Lage, in der wir alle waren: konnte doch keiner von uns einen Finger rühren, um zu helfen, und jeder mußte sein Eigentum diesem Schicksal preisgeben!

Noch war man in der Stadt nicht sicher, solange der Markt sich nicht ganz verlaufen hatte. Der Schwerpunkt unserer revolutionären Bewegung, deren politische Seite natürlich die ernsteste Aufmerksamkeit beanspruchte, lag nach der andern Seite von Weißenstein, wo in Assit ein ganzer Herd der Revolution sich gebildet hatte, ohne daß es bei der allgemeinen Verkehrshemmung weiterhin bekannt geworden war. Die Militärstreifzüge in die Umgegend wurden heimlich und mit großer Vorsicht unternommen, da die ca. 70 Dragoner nicht für Stadt und Land ausreichten. Gegenüber der ernstesten Gefahr, die die Gesamtheit bedrohte, mußte das persönliche Interesse der Gutsbesitzer sich völlig bescheiden, was wohl hohe Anforderungen an die Selbstentäußerung des Einzelnen stellte. — Doch schien sich allmählich bei uns in der Stadt die Wirkung des energischen Auftretens des Militärs fühlbar zu machen. Auf den Straßen herrschte Stille; die frechen herausfordernden Mienen und Auftritte, die vorher an der Tagesordnung gewesen, verschwanden mehr und mehr, ja die feindseligen Blicke der Leute, auf die die Offiziere gestoßen, verwandelten sich in schüchternes Grüßen, und etwas wie Abflauung lag in der Luft. Während vor wenigen Tagen die Wände der Badstube lettische Reden so fürchterlicher Natur belauscht, daß die Fama nicht einmal wagte, ihren genauen Inhalt wiederzugeben, verbreitete sich jetzt im Volk das Gerücht von der überwältigenden Zahl der Dragoner, die Augen und Ohren offen hätten, wie der Blitz überall zugleich wären und von deren Zuge durch die Stadt das Ende nicht mit einemmal abzusehen wäre. Das beruhte auf einer sehr einfachen, unbeabsichtigten Täuschung, wie sie auf Liebhaberbühnen bei mangelndem Personal angewandt wird: die Dragoner mußten nämlich von ihrem Standquartier aus zu jeder Mahlzeit durch einen Teil der Stadt reiten, so daß dieselben Leute auf

dieser Strecke immer wieder in Bewegung waren, den staunenden Vorübergehenden den Eindruck ungezählter Massen bereitend. Und das war ein Glück; denn was aus unserer ganzen Gegend geworden wäre, ohne die kleine Schaar des kühn und energisch überall mit fester Hand eingreifenden Rittmeisters von S., dem wir speziell unsere Rettung verdanken, das sträubt die Phantasie sich auszumalen. Der folgende Tag lieferte dafür glänzende Beweise.

Am Vormittag erschien im Klub der Turgelsche Landpolizist mit der Nachricht, das Gutsgebäude von K. brenne. Um die Bande zu umgehen, hatte er auf einem Umweg Weizenstein aufgesucht. Endlich mit der bestimmten Aussicht, die Bande fassen zu können, sprengten sofort die Dragoner dahin ab. Zu Fuß machten sich die beiden armen Besitzerinnen auf, um das traurige Schauspiel mit anzusehen. Die eigenen Leute hatten ihr Wohnhaus angesteckt, indem sie in den Zimmern des oberen Stocks hohe Haufen von Büchern auf den Fußboden zusammengetragen und diese mit Petroleum und Spiritus begossen hatten, — die Bande war gar nicht hingekommen. Jäh schlugen die Flammen unter dem Dach heraus zum Himmel empor; an allen vier Ecken zugleich schien der ganze, starke Bau in Brand zu stehen. Entsetzt sahen es die beiden Damen von der Straße aus. Da sprengten auch schon die Dragoner heran. Ein Haufe Fliehender stürzt von der Brandstätte über den nahen Hügel, im Laufenden sich auflösend. Anatternd folgte ihnen eine volle Salve, und vier sah man stürzen, die andern entrinnen. Doch fand man nur einen toten Knecht nicht weit auf dem Felde liegen, die drei andern waren wieder aufgesprungen und hatten, ob verwundet oder nicht, das Weite gesucht. Einen als Hauptübeltäter Angegebenen schoß der Offizier auf dem Hofe nieder, ihn am Unterkiefer verwundend; doch auch er entfloh. — Nun begann das Löschen. Hämisch weigerten sich die Hofesleute, mit Hand anzulegen, als die flinken Dragoner die Arbeit begannen und ihr Führer selbst mit dem Wassereimer die große, hölzerne Treppe auf- und abließ. Er machte kurzen Prozeß: rechts und links flogen nur so die Ohrfeigen, die er austeilte, so daß ihm noch lange Zeit nachher das Hand-

gelenk schmerzte; und das wirkte mehr als die gebieterischsten Worte. Der Schreck tat das Seinige dazu, der Eindruck des geflossenen Bluts. Und es gelang, das Feuer zu löschen, bevor das Dach selbst in Brand geraten war.

Unterdeß war mein Mann in Weißenstein in großer Unruhe; es dunkelte schon, Passanten brachten aus K. schreckhafte Gerüchte, und die beiden Damen waren verschwunden. Stundenlang durchsuchten er und ein anderer Nachbar die Stadt, von Haus zu Haus, immer nur hörend, niemand wisse etwas von ihnen. Die Sorge wuchs: wem würden die schwer Betroffenen sich alles aussetzen können! Was tun? Sollte man nach K. schicken? Da endlich traf die jüngere Schwester mit dem Verwalter in Weißenstein ein; die ältere wagte es wirklich, die Nacht auf dem Gute zuzubringen! Der einzige Treugebliebene dort, ihr Gärtner, stellte der armen Herrin sein eigenes Zimmerchen zur Verfügung. So gut es ging, machte sein Weib es für sie zurecht. Voll aufrichtiger Teilnahme suchte sie nach Trost und Zerstreuung. Schließlich kam sie mit einem Licht herein, stellte es vor die Herrin hin und brachte ein Buch, das sie auf dem Hof gefunden, den einzigen Überrest der verbrannten Bibliothek. Es war Shakespeares Richard III., das Trostmittel in dieser trostlosen Verlassenheit! Vor ihrer Schwelle legten sich Mann, Weib und Kind auf den Fußboden, um Wache zu halten. Und wunderbar: nach allem Zerstörenden, Aufwühlenden des Tages stellte sich fester, tiefer Schlaf lindernd ein.

Die Dragoner waren weitergezogen. Die in Weißenstein eingerückten ca. 115 Marinesoldaten hatten ihren Abmarsch ermöglicht. Nur Rittmeister v. S. blieb noch einen Tag. Von K. zog er nach Mehkefüll, wo er Verhaftungen vornahm, und dann durch Torri durch, wo er an der Straße einen oder den andern vom Hofpersonal sprach, ohne einzufehren. Aber von dem Augenblick an stand es in der Gegend fest: „In Torri stehen Dragoner.“ Dieses Gerücht schützte uns vor einem weiteren Überfall.

Zwölf Bewaffnete von der Bande, die bei Ollepäh besiegt worden war, hatten sich in unsere Gegend verirrt und erschienen eines Abends in der Torri'schen Mühle, drangen ein und ver-

langten Auslieferung der Waffen. Die rüstige alte Müllerin trat ihnen entgegen und wußte mit Weiberlist ihre Aufmerksamkeit vom Zimmer ihrer Söhne abzulenken, die inzwischen mit ihren Gewehren im Hintergrund der Mühle bereitstanden. Zufällig war eine Menge Kunden mit dem Mahlen beschäftigt, so daß ein Angriff nicht günstig gewesen wäre, und die wohl auch von der eben erlebten Niederlage in Ollepäh mutlos Gewordenen beschränkten sich darauf, nach dem Weg zu fragen, der sie über Torri nach Turgel führen sollte. „Was wollt Ihr dort,“ fragte die würdige Matrone, „in Torri stehen ja Dragoner!“ Da ging's denn ganz heimlich, von einem gefälligen Torrischen Wirte geführt, im Bogen um unser Heim herum zur Teemadame in Turgel, die wieder füttern mußte.

Das energische Auftreten des Rittmeisters v. S. hatte den Leuten überall imponiert. Nicht wenig trug dazu bei, daß er, selbst in Livland auf dem Lande aufgewachsen, der Sprache des Volkes völlig Herr war und seine Eigenart gut kannte.

Eine schaurige Nacht breitete sich über die Greuel des Tages. Schwarzes Schweigen lag über dem Hügel von K., über den die Kugeln gesaut, auf den Dächern, die die erschreckten bösen Gewissen bargen, und auf der frischen Blutspur im Schnee. Kein Segen in der Ruhe dieser Nacht! — Heulend tobte der Sturm und beugte die Bäume. Als ob er die freule Menschenarbeit fortsetzen wollte, jagte er durch die zertrümmerten hohen Fenster, über die ausgebrannten Dielen, durch die rauchgeschwärzten Säle und Kellergewölbe und fuhr am Dach empor, wie die züngelnden Flammen es noch vor wenig Stunden getan. Entfesselt war das Element, jenem äußern Zwange des bergenden Dunkels der Nacht keine besänftigende Gewalt über sich gebend, — Angst in den Gemütern der Menschen. — — — — —



Ein Gedicht

von

weil. Superintendenten **Alexander Jentsch.**

Es hängt zu meines Bettes Häupten
Ein schlicht und einfach Christusbild;
Des Mittlers Antlitz ist so heilig,
Sein Blick so schmerzvoll und so mild.
Oft wenn ich Nachts, wo alle schliefen,
Der Letzte leis' ins Zimmer schlich,
Dacht ich, dem milden Blick belegend:
„Dein Heiland schaut herab auf Dich!“

Und wenn ich bei der Lampe Schimmer
Mit Sorg' und Kummer schlaflos rang, —
Wenn alles Weh in mir erwachte,
Was ich bei Tag mit Müß bezwang,
Da hob die tränenfeuchten Augen
Ich unwillkürlich über mich
Und rief erleichtert und erleuchtet:
„Dein Heiland schaut herab auf Dich!“

Oft auch in banger Zweifelstunden
Wo sich die Seele selbst verliert,
Wo Schuld sich mit Verdienst vermengt
Und Sündennot viel Angst gebiert, —
Da, wenn ich hinsank abgemattet,
Betrübet über Welt und mich,
Ein Blick nach oben und ich fühlte:
„Dein Heiland schaut herab auf Dich!“

Wenn in der Krankheit Fiebergluten
Auf meinem Bett ich stöhnend lag,
Und ungeduldig Stund' um Stunde
Nachzählte jeden Glockenschlag —
Da blickt' ich hin zu jenem Dulder,
Der soviel mehr noch litt als ich
Und spürte Trost in dem Gedanken:
„Dein Heiland schaut herab auf Dich!“

Und lag mir krank Eins von den Meinen
Und wußt ich in Gefahr mein Kind,
Und bangte mir ums Loos der Freunde,
Sah ich zum Bild empor geschwind;
Nicht faßte ich's in schöne Worte,
In keiner Formel betet' ich
Und doch, mir schien das Bild zu sagen:
„Dein Heiland schaut herab auf Dich!“

Darum zu Häupten meines Bettes
Verbleibt das Bild mir für und für,
Ein Trost für mich und Euch, Ihr Lieben,
Pocht einst der Tod an meine Tür —
Und wenn ich stumm und starr da liege
Zum Segen spricht dann über mich:
„Im Tod auch liegst du nicht verlassen — —
Dein Heiland schaut herab auf Dich!“





Bur Frauenfrage im mittelalterlichen Livland.

Von

Joseph Girgensohn-Frankfurt a. M.

„Wir haben keine Salons, in welchen geistreiche Frauen Schriftstellern und Künstlern Anregung und den Konversateurs von Beruf die Parole geben; wir haben keine Emanzipierten, welche die Literatur mit dem Klirren der Ketten erfüllen, in welche sie ihr Geschlecht geschmiedet wähen, keine Prophetinnen, welche auf Straßen und Märkten Mäßigkeit predigen und für die Unmäßigen beten; wir haben auch keine Löwinnen, welche ihren Triumphwagen mit greisen Gecken und phantastischen Knaben bespannen. All diese krankhaften Erscheinungen weiblicher Herrschaft und Schwäche stehen uns fern.“ So schrieb Leopold Bezold in einem feinsinnigen Essay über die livländische Eigenart in der „Baltischen Monatschrift“ vor einem Vierteljahrhundert. Die Verhältnisse haben sich auch in dieser Beziehung vielleicht geändert, gewiß aber waltet das ritterliche Verhältnis zu den Frauen in Livland heute noch fort, das Bezold in der „angestammten“ Periode begründet findet. Der ehelose deutsche Orden und der ehelose Priesterstand mit Bischöfen und Mönchen

bewirkten, daß die tugendhafte Hausfrau des Ritters und Bürgers um so höher geschätzt wurde, als ihre Anzahl geringer als im Mutterlande war. Ähnlich ist es heute in Südwestafrika. Die Frauenfrage nimmt dort die Gestalt an: Wo nehmen wir genug Frauen her, um die Männer zu versorgen? Während im Mutterlande die bange Frage sich täglich verschärft: Wo bringen wir den Überschuß der unverheirateten Frauen unter?

Es ist nicht ohne Interesse, in das Mittelalter unserer Heimat zurückzuschauen, um die Frauenfrage hier und im Mutterlande vergleichend zu würdigen. Das Bild, welches ich zeichnen will, wird vielleicht nicht in allen Zügen deutlich und lebhaft sein, allein die Grundlinien werden erkennbar werden, besonders, wenn ich das Thema recht materiell fasse: Wie stand es in jener Periode mit der Frauenerwerbsfrage?

Bekanntlich überwiegt heute in fast allen europäischen Staaten unter den Neugeborenen die Zahl der Knaben. Durch rasches Absterben der männlichen Kinder gleicht sich das Zahlenverhältnis zwischen beiden Geschlechtern bis zum 17. oder 18. Jahre aus. Vom 30. Jahre ab gewinnt das weibliche Geschlecht das Übergewicht und steigert dasselbe von Jahrzehnt zu Jahrzehnt¹⁾. Dazu kommt, daß etwa 10 Prozent der Männer nicht heiraten; dadurch ist einer großen Zahl von Frauen die Möglichkeit genommen, den eigentlichen Beruf ihres Geschlechtes auszuüben. Im Mittelalter scheint es damit noch schlimmer gestanden zu haben. In Nürnberg kamen unter den Erwachsenen im Jahre 1449 auf 1000 Männer 1207 Frauen, in Basel 1454 auf 1000 Männer 1246 Frauen, in Frankfurt war das Verhältnis im Jahre 1385 mindestens wie 1000:1100, wahrscheinlich aber noch viel ungünstiger für die Männer. In unseren Städten, besonders aber in der deutschen Bevölkerung auf dem Lande hat es wahrscheinlich nicht so viele Frauen im Verhältnis zu den Männern gegeben, wie im Mutterlande. Zwar hat man bisher noch keine statistischen Untersuchungen über die Bevölkerungszahl im mittelalterlichen Livland angestellt, man darf aber aus

¹⁾ Bücher, Die Frauenfrage im Mittelalter, S. 3 ff.

gewissen Umständen schließen, daß der Frauenüberschuß in Livland, wenn überhaupt vorhanden, geringer war, als im Mutterlande. In Frankfurt a. M. machten in den Jahren 1354—1463 die Frauen den sechsten bis vierten Teil aller Steuerpflichtigen aus. Dabei muß man an alleinstehende, selbständige denken. Dazu kommen die zahlreichen in dienender Stellung befindlichen und geistlichen Genossenschaften angehörigen Frauen, wie die in den Familien lebenden verheirateten und unverheirateten.

Besonders die Sorge um die ledigen Frauen sehen wir in den meisten Städten Deutschlands von Jahrhundert zu Jahrhundert sich steigern. Die Männer waren keineswegs rascher mit der Heirat bei der Hand als heute. Im Gegenteil! Man könnte sagen: die Männer haben sich im Mittelalter durchweg spät oder überhaupt nicht verheiratet¹⁾. Von einer Romantik der Liebeswerbung haben sich aus jener Zeit wenig Spuren erhalten, von genau ausgetüftelten Ehekontrakten eine ganze Anzahl. Die Lehrzeit im Kaufmanns- und Handwerkerstande dauerte lange. Das Selbständigmachen war sehr erschwert durch Bestimmungen von Gilden und Zünften. Dazu kam, daß eine große Menge der Männer durch den geistlichen Stand absorbiert wurde. In Lübeck gab es im Jahre 1530 außer den Domherren, den Hauptpriestern an den fünf Kirchen und den Mönchen 250 Vikare, d. h. Geistliche, welche an den in den Kirchen gestifteten Familienaltären Messe zu lesen hatten, und es kamen auf etwa 29 000 Einwohner 400 Geistliche. Riga, das vielleicht noch einmal so wenig oder noch weniger Einwohner besaß, hatte doch mindestens hundert Altäre mit Vikaren zu versorgen. Zwei Mönchsklöster, ein Domkapitel und vier Hauptkirchen beanspruchten zwei bis drei Duzend Priester und Religiösen. Es herrschte der Zunftzwang wie im Reich, der Kaufmann wurde auch hier spät selbständig. Dennoch scheint das Bedürfnis nach Versorgungsanstalten für das weibliche Geschlecht verhältnismäßig nicht groß gewesen zu sein.

¹⁾ J. Hartwig, Die Frauenfrage im mittelalterliche Lübeck. (Hans. Gesch. Bl., Jahrg. 1908, S. 35 ff.)

Grundsätzlich war in Riga, wenigstens bis zum Jahre 1300, die Frau nicht von der gewerblichen Arbeit ausgeschlossen¹⁾, nicht einmal von der Teilnahme an der Zunft. Es werden uns Frauen als Mitglieder von Zünften namhaft gemacht. Später, als die Zünfte politische und militärische Funktionen übernahmen, wurde der Zutritt den Frauen sehr erschwert. Allerdings bleibt die Frau nicht ganz ohne gewerbliche Beschäftigung, aber sie wird nicht als gleichberechtigt mit den männlichen Hilfskräften der Zunft angesehen. Sie wird in ihrer eigenen Behausung beschäftigt, oder sie ist als Gehilfin des ihr verwandten Meisters tätig, sie erscheint nur selten als selbständige Meisterin. Wenn sie als Witwe das Geschäft des verstorbenen Mannes fortsetzte, so konnte das nur mit Hilfe eines in normalem Entwicklungsgange ausgebildeten Gefellen geschehen.

Abgesehen von ihrer Tätigkeit als Geburtshelferin findet man die Rigasche Frau im 14. Jahrhundert nur als Rotweberin, Tuchwäscherin und Altkleiderhändlerin, im 15. Jahrhundert auch als Anfertigerin der aus Kork und Leder gearbeiteten Überschuhe, der sogenannten Glogen, beschäftigt. Später verschwindet die Frau als selbständige Gewerbetreibende ganz. Dagegen ist ihre Tätigkeit im Hause sehr mannigfaltig. Der Bedarf an häuslicher Arbeit ist immer geringer geworden, da eine weitgehende Teilung auf allen Arbeitsgebieten stattgefunden hat. Im älteren Mittelalter hatte die Hausfrau auf dem Lande einen beträchtlichen Anteil der Wirtschaft in ihren Händen; besonders lange erhält sich die Viehzucht und Milchwirtschaft als weibliche Beschäftigung. Die Gewinnung und Bereitung von Wolle und Flachs hängt mit der weiblichen Kunst des Spinnens und Nähens, Webens und Färbens zusammen. Das Lichteziehen habe ich noch in meiner Kindheit als häusliches Gewerbe von Damen in der Stadt Wolmar verrichten sehen. Natürlich war das Bleichen, Baden und Bierbrauen mit dem Kochen Sache der Hausfrau. Es gab also für die unverheirateten weiblichen Familienglieder im

¹⁾ „Schragen der Gilden und Ämter der Stadt Riga bis 1621.“
Her. von Wilhelm Stieda und Constantin Mettig. Riga 1896, S. 83 f.

Hause Tätigkeit genug. Ohne zur Zunft zu gehören, haben die Frauen ihren Männern, die Töchter ihren Vätern bei der Arbeit nach Möglichkeit geholfen.

Dennoch blieb viel mehr Frauen als heute, besonders älteren, keine andere Art der Versorgung übrig als das Kloster. Mit dem Auftreten der Bettelorden nahmen die Frauenklöster in den Städten zu. Getäuschte Hoffnungen, überstandene Angst und Bekümmernis, Verlust von Angehörigen, oft tiefinnerstes religiöses Bedürfnis trieb einen großen Teil des Frauenüberschusses an, den Schleier zu nehmen. Hier gab es nach der Unrast des weltlichen Treibens ein beschauliches Dasein, das genügend Zeit ließ zur Pflege von Lektüre und Kunstfertigkeit, zur Erziehung heranwachsender Jungfrauen und Freude an Ruhpflanzen und Zierblumen.

Ein mittelalterliches Gedicht schildert anschaulich das Leben der Nonnen¹⁾:

„Da waren vrouwen inne, die dienten Gott mit sinne;
 Die alten und die jungen lasen und sungen
 Ze ieslicher in tage zit, si dinten Gote ze wider streit,
 So si allerbeste kunden, und muosen under stunden,
 So si niht solden singen, naen oder borten dringen,
 Oder würcen an der ram, ieglichin wold' des haben scham,
 Die da muezif waere beliben; sie entwurfen oder sriben.
 Es lert die schuole meisterin
 Die jungen singen und lesen, wie sie mit zühten solden wesen,
 Beide: sprechen und gen, ze fore nigen unde sten.“

Es gab also damals eine Art Kalisthenie und Anstandsunterricht, wie er in neuester Zeit in Frankfurt a. M. an mehreren Anstalten gelehrt wird.

Aber das beschauliche Leben in den Klostermauern ward nicht so ohne weiteres den suchenden Seelen zuteil. Das Gelübde der Armut, das die Nonnen ablegten, hinderte nicht, den klösterlichen Seelenfrieden zu verkaufen. Seit dem 13. Jahrhundert steigerte sich der Einkaufspreis, und manche Nonnen duldeten nur adlige Mitschwestern. Ein eigentümliches Gemisch

¹⁾ Bücher, S. 18.

von Kloster und Frauenklub boten die Beginenhäuser dar. In ihnen fanden ärmere Witwen und Jungfrauen, die sich nicht entschließen konnten, auf immer dem weltlichen Leben zu entsagen, Zuflucht. Sie leisteten das Gelübde der Keuschheit, aber nicht der Ehelosigkeit; denn sie durften aus ihrer Gemeinschaft austreten und heiraten, wenn die Gelegenheit sich bot. Die Beginenhäuser waren daher verlockender als die Klöster, und in der Rheingegend bis zur Mündung des Flusses hinab gab es zahlreiche derartige Anstalten; in Straßburg z. B. zählte man im 14. Jahrhundert gegen 600 Beginen, in Frankfurt 200, Köln soll 2000 gehabt haben. Ganz Livland konnte nur einen Beginenhof aufweisen, ein Haus an der Nordseite von St. Peter in Riga. Auch an Klöstern war unsere Heimat arm. In Riga, Dorpat und Reval gab es je ein Nonnenkloster, bei Reval eines auf dem Lande, der heiligen Brigitta geweiht. So dürfen wir schließen, daß schon in alten Zeiten die livländische Jungfrau viel umworben war und die verheiratete Frau in hohen Ehren stand, so daß die Frauenfrage bei uns nie so brennend war wie im Mutterlande. Besonders hat die „angestammte“ Periode lichtere Bilder aufzuweisen als z. B. Lübeck oder gar die dichter bevölkerten Gegenden in Westdeutschland.

Ein Irrtum wäre es zu glauben, daß bei den vorzugsweise kriegerischen Aufgaben des Kolonialvolkes die Frauen nicht die Berücksichtigung fänden, die ihnen gebührte oder daß sie unter Gefahren und bewegtem Leben ihre Weiblichkeit verloren. Wir hören selten etwas vom Hervortreten einer Frau in der livländischen Geschichte, und wo wir etwas von ihr vernehmen, zeigt sie sich meist in ihrem besten Lichte, als Muster der Treue, wie z. B. die Gattin des Bannerherrn Heinrich von Tiesenhäusen (im 16. Jahrhundert). Indessen hören wir auch von selbständigen kräftigen Charakteren, die sich nicht scheuen gegen Vorurteile und verkehrte Ansichten aufzutreten und dem Liebsten bis in den Tod Treue zu halten, wie jene Barbara von Tiesenhäusen, die Meister Pantenius in seinem Roman „Die von Kelles“ verewigt hat.

Freilich fehlt es nicht ganz an emanzipierten Frauen, die eine

größere Rolle in der Stadt- und sogar in der Landesgeschichte spielten, z. B. jene Odele Stockmann, die Frau des hochangesehenen Rigaschen Ratmanns Albrecht Stockmann, die am päpstlichen Hofe gegen die Vaterstadt agitirte und sie zwang, die größten Unkosten für ihre Bekämpfung zu übernehmen. In der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts lebend, hatte sie nach dem Tode ihres Mannes gegen dessen Kompagnon, den Lübecker Kaufmann Klemow, Klage erhoben, weil dieser bei der Auszahlung der ihr gebührenden oder von ihr beanspruchten Anteilsumme Schwierigkeiten machte. Der Ordensmeister Sigfrid Lander von Spanheim scheint Frau Odele beigestanden, vielleicht überhaupt nahegestanden zu haben. Er verließ ihr die Bertholdsmühle (bei Riga am Ende der heutigen Moskauischen Vorstadt gelegen). Die Stadt Riga nahm sich Hermann Klempows an, den der Ordensmeister des Betruges beschuldigte und den Rat anklagte, einen Unwürdigen zu verteidigen. Es kam zu einem Riesenprozeß zwischen der Stadt Riga und der Frau Odele, die sich zum zweiten Mal vermählte. Ihr zweiter Mann, Hermann Tzettrest, unterstützte sie bei der Klage gegen ihre Kinder erster Ehe auf Auszahlung der Erbschaft. Odele machte sich heimlich aus Riga davon und suchte beim Papst Hilfe. Das Ende der ganzen Angelegenheit ist in Dunkel gehüllt. Die Aufzeichnungen des Kämmererbuches über Rigische Gesandtschaften nach Rom sind die letzten Spuren dieser merkwürdigen Geschichte, die bald im Volksmunde romanhafte Gestalt annahm und, in Lübecker Chroniken aufbewahrt, vortrefflichen Stoff zu einer Erzählung böte.

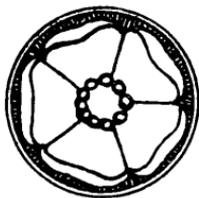
Von einer anderen Emanzipierten, die über Rigas Mauern hinaus zu reden gab, berichten uns Briefe aus der Reformationszeit; selbst der große Reformator in Wittenberg ist in deren Prozeß um ein Urtheil angegangen worden, mit dem der allzeit schreibfertige nicht zurückhielt. Eine Bürgerin Barbara Goeche hatte sich auf Betreiben ihres Vormundes, des Bürgermeisters Muther, mit dem Johannes Kannegießer verlobt. Das Verlöbniß war unter Festlichkeiten in der Kirche und im Hause des Bürgermeisters vollzogen worden, aber nach vier Wochen erklärte Barbara, sie wolle sich von Kannegießer trennen. Obgleich

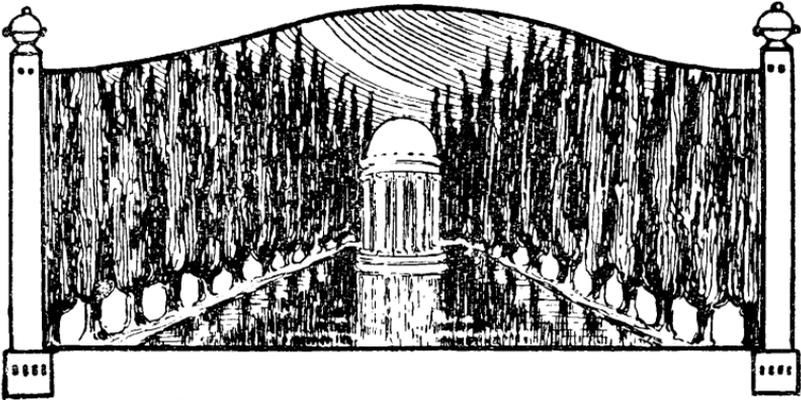


Karl von Freymann.

zwei Pastoren, Andreas Knöpfen und Sylvester Tegetmeyer, nebst zwei Ratsherren die hartnäckige von ihrem Widerstand abbringen wollten, blieb Frau Barbara bei ihrer Weigerung, und schon ins sechste Jahr versuchte man vergeblich sie zu erweichen. Endlich wurde der Dr. Luther um sein Urteil gebeten, und er erklärte die Barbara schuldig, ihren Mann zu heiraten. Im Weigerungsfall sollte ihr verboten werden, einen anderen zu ehelichen, während Kannegießer freistand zur zweiten Ehe zu schreiten. Ja, Barbara sollte aus Riga ausgewiesen werden. Sie setzte aber trotz Konsistorium und Luther durch, daß sie den Hans Holst heiratete, wie aus den Notizen des Stadterbebuches hervorgeht.

Die Frauenfrage im alten Livland wird dann erst gründlich untersucht werden können, wenn sich Freunde der Statistik an die Erforschung der Zahl der Einwohner und deren Berufe im Mittelalter gemacht haben. Möchten diese Zeilen dazu die Anregung geben.





Karl von Freymann.

Ein Frühvollendeter

von

John Siebert-Dorpat.

„Es hat der Gram sein Alter, wie die Jahre,
Und wer der Zeit voraus eilt
Kommt früh ans Ziel.“

Mit diesen Worten der Grillparzer'schen „Medea“ möchte ich meine Abhandlung über unsern frühvollendeten Karl von Freymann beginnen. Sie scheinen mir als Merkwort geeignet, wie kein anderes. Und sie drücken ein Dreifaches aus. Einmal reden sie vom Gram, jener Stimmung des Geistes, die uns nur zu oft mit ihrer dunklen Schwinge berührt, wenn wir an den Gräbern der Vergangenheit stehn, oder wenn wir das Erstrebt mit dem Erreichten, das Zauberreich der Ideale mit dem grauen Alltag vergleichen. Es ist das der Schmerz um das Unzulängliche, das Stückwerk, das Bewußtsein der Endlichkeit, das Gefühl der Trennung und des Scheidens, wo man gern zusammen bleiben würde und sich nicht losagen wollte von dem, das man liebt. Und dieses Gefühl kleidet man in Worte, ein jeder nach seiner Art, und mir scheint, daß es nichts als Gram gewesen, was Karl v. Freymann veranlaßte seine Zuflucht zu beißender

Satire und schneidendem Sarkasmus zu nehmen. Dann aber redet unser Dichterwort von einem Vorauseilen vor der Zeit. Es hat immer Geister gegeben, die, ob schon in ihrer Zeit lebend, dennoch im Grunde weit voraus gewandert waren, die Bürger kommender Jahrhunderte gewesen sind, und die mit ihren bahnbrechenden Gedanken befruchtend und anregend auf ihr Geschlecht gewirkt. Das sind Genies. K. v. Fr. ist kein Genie gewesen, wohl aber einer aus jener auserwählten Schar, von denen das Horazische Wort gilt:

„Quem te Melpomene semel
nascentem placido lumine
videris

Er ist einer von denen gewesen, denen es vergönnt war das Land der Verheißung von dem Berge der Kunst zu erschauen, aber bevor der heilige Boden betreten werden konnte, abgerufen wurde aus den Reihen der Kämpfenden.

Und das führt uns zum dritten. Auch er ist früh ans Ziel gekommen. Nicht mitten aus der Bahn, sondern aus dem Anfange derselben. Er ist wie ein Baumeister gewesen, der zum Werke seines Lebens keinen vollendeten Plan, sondern nur eine flüchtige Skizze hat liefern dürfen, eine Skizze, an der man jedoch den großen Stift nicht verkennt und die Hand des werdenden Meisters. Ja, früh ans Ziel!

Es ist mir von jeher eine der liebsten Aufgaben gewesen, im Geiste an den Gräbern jener Dichter zu stehen, die, bevor sie ihre Höhe erreichten, Feierabend machen mußten. Das Kombinieren ist immer interessanter als das Referieren. Vom religiösen Standpunkte aus betrachtet, ist es ja vielleicht richtig zu betonen, daß niemand zu früh oder zu spät stirbt, und daß alles „Kommen und Gehn“ von einem Höheren geregelt wird, inbezug auf die Kunst stimmt das nicht. K. v. Fr. hätte noch viel zu sagen gehabt. Wenn man sein Leben in das Bild einer Ellipse stellen könnte, so müßte man sagen: Der zweite Brennpunkt ist noch nicht in die Erscheinung getreten, und es ist höchst wahrscheinlich, daß das Wesen dieses ein ganz anderes, ja ein diametral entgegengesetztes geworden wäre, denn es heißt: „Wer

sucht, der findet.“ Und ein Suchender ist er alle Tage gewesen, einer, dem es ein heiliger Ernst um die Erkenntnis der Wahrheit gewesen, der alles Konventionelle glühend gehaßt, und dem sich das Gemeine in wesenlosen Schein gehüllt. Ein todes-
trauriger, aber auch ein todesmutiger Jüngling und Mann, betrat er, wehmütig, lächelnd die Bahn der Kunst — er hat es gewußt, daß er nicht lange zu wandern haben würde.

„Es hat der Gram sein Alter, wie die Jahre!“

Wenn ich nun auf Grund seiner hinterlassenen Schriften und der mir von hochverehrter Seite freundlichst zur Verfügung gestellten biographischen Daten und Manuskripte, mich an die Besprechung unsres Karl von Freymann machen will, so erheben sich mannigfache Bedenken. Wird es mir möglich sein ein auch nur annähernd richtiges Bild zu zeichnen, weil die Gefahr keine kleine ist, den kritischen Blick und die objektive Betrachtungsweise zu verlieren, wo es sich um die Schilderung eines Heimatgenossen handelt, der, verklärt von der Majestät eines frühen Todes, fern der Heimat, sein letztes Quartier bezogen hat; und wird es mir möglich sein, über einen Dichter zu reden, den ich nur aus seinen Schriften kenne, und das vor einem Lesepublikum, in dem so manche sich befinden, die ihn persönlich gekannt und geliebt haben?

Ich will es versuchen auf das Wort Geibels hin: „Das wahre Leben des Dichters sind seine Gedichte“.

* * *

Karl Johann von Freymann wurde am 16. Juli 1878 in Dorpat als jüngster Sohn seines Vaters Georg von Freymann, des Sekretärs des Livländischen Gegenseitigen Feuerversicherungsvereins, geboren. In den Räumen des von Zeddelmannschen Privatgymnasiums ist er aufgewachsen. Im 2. Semester 1885 trat er, sieben Jahre alt, in die unterste Vorbereitungs-klasse ein. Im Jahre 1896 hatte er die Prima absolviert. Er ist ein stiller, begabter Schüler, voll reichen Innenlebens, mitunter wie aus Träumen erwachend. Die beiden letzten Schuljahre ist er Pensionär im von Zeddelmannschen Hause. Der älteste Sohn des Pensionäters ist sein intimer Freund. Dann tritt er in die

siebente Klasse des Narvaschen Gymnasiums, bleibt aber dort wegen der unmöglichen Verhältnisse daselbst nur bis zum November 1897, und geht ins Bernausche Gymnasium, wo er im Mai 1898 das Abiturium ablegt. Im zweiten Semester 1898 wird er auf unsrer Landesuniversität Student der Geschichte und beendet sein Studium im Jahre 1903 mit dem Kandidaten-Grade. Das Farbenband der „Livonia“ hat seine Brust geschmückt. Daseinsfreude und Lebenslust erfüllten sein Herz, wenn auch nur für wenige Jahre lustigen Burschentums. Spärlich, sehr spärlich fließt der Strom seiner Lyrik. Aus dem 1901 verfaßten „Trinkliede“ zitiere ich den Anfang, der unsres Dichters Lebensauffassung charakterisiert:

„In dem großen Mummenschanze, Brüder, den man Leben nennt,
Eh' zwei Menschen sich verstehen, hat das Leben sie getrennt.
Wie zwei Masken, die im Ballsaal plaudernd beieinander stehn,
Lächelnd ein paar Worte wechseln, lächelnd auseinander gehn“

Im Jahre 1902 schreibt er ein von dem Preisrichteramt der „Livonia“ mit dem ersten Preise gekröntes Gedicht, betitelt: „An die Livonia“

Noch sind wir jung, es stammt in unsern Hirnen
Die Lust am Denken und die Lust am Leben,
Noch können wir vom Alltag uns erheben
Beim Becherklang und mit umkränzten Stirnen.

Einst wird der Wille matt und schlaff das Streben,
Wir blicken müde auf zu den Gestirnen,
Und neidlos sehn wir von des Alters Firnen
Hinab auf unser starkes Jugendleben.

Und heute, eh' die schöne Zeit enteilet,
Die ihr mit mir der Jugend Lust geteilet,
Die ihr ein Teil der schönsten Lebensstunde,

Wo ich ein Leben kannte ohne Schwanken —
Aus vollem Herzen will ich heut auch danken,
Euch und dem freiheitschönen Jugendbunde.

Das mit dem zweiten Preise ausgezeichnete, gleichfalls aus dieser Zeit stammende Gedicht, spricht vom Verhältnis des Dichters zur Kunst, und enthüllt die reine Demut seiner Dichterseele. Es heißt: „Der Anblick der Schönheit“ und lautet:

Inmitten ernsthaft schweigender Cypressen
Sah ich der Schönheit Wundertempel ragen,
Und halb in Freude, halb in bangem Zagen,
Hab ich gesenkten Haupt's den Weg durchmessen.

Ach, nimmermehr werd' ich den Schmerz vergessen,
Da ich zu ihr die Augen aufgeschlagen:
Wie Frühlingsstürmen und wie Liebesflagen
So war der Göttin Hoheit unermessen.

Ha, nur wer stark sich hebt zu reinen Höhen,
Der darf der Schönheit frei ins Auge sehen —
Doch ich, da ich am Ziel zu stehen meinte,

Da fühlt ich nur ein schwächlich qualvoll Sehnen,
Es quoll aus meiner Brust ein müdes Stöhnen,
Und ich verhüllte still mein Haupt und weinte.

Im Piersonschen Verlage in Dresden erschien im Jahre 1904 ein Novellenband: „Pupa und Anderes“ Über die Geschichte „Pupa“ ist nicht viel zu sagen. Sie schildert uns einen Studentenulk in satirisch=parodistischer Färbung. Ganz andere Töne schlägt das folgende Zwiegespräch „Im Dunkel“ an. Zwiegespräch? Ach nein, im Grunde ist es nur der Dichter selbst, der uns hier einen tiefen Blick in sein Herz tun läßt. Es ist hier das aus dem toten, furchtbaren Dunkel sich zu Licht und Sonne sehrende Verlangen der Dichterseele, jener Seele, die zu meist unverstanden sich durch das Labyrinth der Qualen windet, ohne zum Ziele zu gelangen. Es ist ein Selbstbekenntnis, erschütternd und überzeugend zugleich. Eine Tassonatur, einer aus der Reihe jener Dichtergeister, die im Elend starben, behaftet mit den Zügen und Zeichen einer unglückseligen, hoffnungslosen Leidenschaft, nicht pathologisch genug, um die Krankheit erkennen zu lassen, aber dennoch todgeweiht. Einer von denen, die sich nicht einschachteln und ein kapseln lassen wollen in die gebräuchlichen Kategorien dieses Lebens, jene Landstreicher des Geistes, Wanderer im Tale, Sonnensehnsucht im Herzen — aber dennoch hoffnungslos. Dieser Pessimismus im Charakter Freymanns, der glücklicherweise nur äußerst selten zum Durchbruch kommt, braucht nicht durchaus auf den Einfluß Nietzsches zurückgeführt

zu werden, der bei der Umwertung aller Werte schließlich einen jeden Maßstab verlor — es ist vielmehr jener dunklen Stunden eine, wie sie schließlich alle, die nicht ganz gedankenlos durchs Leben pilgern, durchmachen müssen, und nur so versteht man den bitteren Schluß seines Monologes: „O, Königin, das Leben ist nicht schön!“

Herta, die Dame seines Herzens, die im Dämmerlicht des sinkenden Tages ihm gegenüber sitzt, bemerkt tröstend, daß es dennoch vorgekommen sei, daß Königstöchter solcher Unglücklichen sich erbarmt aus lauter Liebe, und sie erinnert ihn an das Märchen von der schönen Königstochter, und fragt ihn, ob er daran glaube.

„Ja, ja, Fräulein, ich glaube daran. Aber das waren Wunder!“

„Wunder?“

Wir hörten Schritte, es war die Magd, die Licht brachte. Ich küßte Fräulein Herta die Hand und ging!“

So schließt diese wunderbare und feine Stimmungsskizze. „Dr. Müllers Einsargung“ und „Ein gut gekleideter Herr“ dagegen sind Entgleisungen. „Der Lohn“ hinwiederum ist eine prachtvolle Leistung, meiner Ansicht nach die beste erzählende Arbeit unsres Dichters. Wie prächtig sind hier Sara und Isak Rosenstern geschildert, wie ergreifend ihr Kampf um die ewige Seligkeit, die Tiefe und Reinheit ihrer irdischen Liebe: Und dann der wunderbare Schluß: „Als sie aufblickte, sah sie um seinen Mund das Lächeln, das sie liebte“.

Wahrlich, hier hat Freymann gezeigt, daß er auf dem Gebiete der Ethik auch sein Wörtchen mitzusprechen hat, und daß es für ihn etwas Erstrebenswertes auch nach dem Tode gibt. „Mein Onkel Adolar“ endlich ist eine recht kraße Satire auf des Prophetentum der Heilsarmee und ihre Vertreter. Der Humor, auch der übertreibende, zwingt — und das ist ja grade die Kunst — zum Lachen.

Einseitig ist Karl von Freymann nicht, wie wir gesehen haben. Um seine erzählende Dichtung abzuschließen, wende ich mich hier gleich dem andern Büchlein zu, das ein Jahr darauf

im selben Verlage erschien und die Überschrift „Aus verlor'nem Winkel“ trägt. Freymann ist ein vorzüglicher Schilderer der Natur. Aber er führt seine Bilder nicht aus. Er deutet nur an. Er liebt das Halbdunkle, das rätselhafte Schweigen. Meisterhaft gelingen ihm Nebel und Regen, schimmernde Ellern und Birkenstämme, Waldseen vom matten Lichte des Mondes bestrahlt, ernste Kiefern, moosbedeckt, über denen es erschallt wie der rauschende Flügelschlag eines gewaltigen Riesenvogels, der die Seele des Dichters umklammert mit seinen starken Fängen. Und in diese Natur hinein setzt er seine Menschen, die zu ihr passen, wie die Kinder zur Mutter, wie die Teile zum Ganzen, wie die Abendwolken zur untergehenden Sonne. Ebenso schemenhaft, so unbestimmt, so dunkel in ihren Trieben. so rätselhast in ihrem Sehnen. Naht man sich ihnen mit kühl abwägendem Verstande, so zerfließen sie wie der Nebel, der über den Schluchten seiner Landschaft lagert, aber Stimmung ist über sie ausgegossen, erschütternde Stimmung.

Ein Kampf auf Leben und Tod zwischen zwei einstigen Freunden im Ellerngehölz des Schloßparkes, dessen Blätter und Zweige in den feinen, weißen Streifen des Regens wie Milch durch die Dämmerung schimmern; ein junges Paar, für einander bestimmt, und dennoch für ewig getrennt, berufen zum Meiden und Scheiden, wandernd durch das Strauchland der Heimat, über welches der Regen, der alles verwischende rauscht. Und dann wieder: ein Licht, rot leuchtend durch den Regen, am offenen Fenster der Schatten eines Kopfes, sich matt gegen das weiße Fensterbrett abzeichnend — das Opfer, und vor ihm im fallenden Regen, im fließenden Wasser, mit schußbereitem Gewehr, im Gebüsch versteckt — der Mörder, der nicht eher ruht, bis er sein Werk getan, der Hand des Todes gleich, die unerkennbar, geisterhaft aus dem Dunkel ins Leben greift.

Trozhige, herrische Gestalten, schwerflüssiges Westfalenblut, nicht so verworfen, wie halsstarrig, energisch und willensstark, auch wo es gilt ein Verbrechen zu begehen; Naturen, die nicht müde sind, und die, wenn sie das Leben nicht zwingen können nur einen Schlaf des Vergessens kennen — den Tod.

Wahrlich, dunkle Bilder, Nachtbilder, sternenlos, aber dennoch geschöpft aus der Seele des Menschen, in deren Tiefen, seit Kain, das Licht mit der Finsternis ringt.

In der eben geschilderten Skizze „Regen“ zeigt uns der Dichter die Gottfernen, in der folgenden, „Unter Heiligen“ genannt, will er uns bekannt machen mit den Gottnahen. Es ist jener Menschenschlag, der sich durchgerungen zu haben wähnt auf die unangreifbare Höhe der wahren Kinder Gottes, und der nun, mit der Herzarbeit fertig, sich am Lippenwerk genügen läßt. Wie erbarmungslos schwingt hier der Dichter die Geißel des Hohnes!

Es ist das eine nicht so unwahrscheinliche Gesellschaft dieser Onkel Gustav, diese Base Mirjam, und die beiden Herren Baumgart und Sakkala, mit denen der Nefte des erwähnten Onkels ein Zusammenleben führen muß. Tischgebete, Tischgespräche über das jüngste Gericht und das Weltende, Abhandlungen über die Offenbarung Johannis und den Beginn des tausendjährigen Reiches mit einer Sicherheit und Ruhe geführt, als ob es sich um das Alltäglichsste handelte.

Und dann: Aus der Küche und den Leutezimmern fromme Gesänge, und, wenn die Gesänge verstummt sind, Schande und Laster, ungestraft und unverfolgt, da man sich mit dem Worte tröstet: „Lieber beten und sündigen, als nur sündigen.“

Freymann ist gewiß ein gestaltender Künstler, aber eine reine künstlerische Befriedigung gewährt diese Skizze nicht. Sie ist zu tendenziös gehalten und es gehört sich immerhin ein gutes Stück Freigeist dazu, wenn die ganze, lange Reihe der Gläubigen, in ihren mannigfachen Schattierungen, gleichsam eindrucklos an einem vorüberzieht, und man sich gedrungen fühlt das aller Abnormste zu schildern. Wenn wir nun ein abschließendes Urteil über die Prosaarbeiten Karl von Freymanns fällen wollten, so müßten wir sagen: ernst genommen hat er es mit dem Leben, und den Problemen, die die Zeit erfüllen, aber er hat zu viel Schatten gesehen. Die Harfe seiner Seele ist schon früh zersprungen, und objektiv ist er nicht. Aber wer wollte leugnen, daß er dennoch — bei der unendlichen Mannigfaltigkeit der

Charaktere und Weltanschauungen — hier und da wie ein Prediger wirken wird, der die Gedankenlosen aufzurütteln imstande ist.

Es ist vielleicht nicht so sehr der Pessimismus, als vielmehr eine tiefe Resignation, die den Dichter beherrscht, der den Todeskeim bewußt in sich trug — eine Resignation, die sich am besten in seinem „Grabliede“ ausspricht:

Laß sein des Lebens Habe,
Nun sind wir an dem Grabe.
Am Hügel sollen lehnen
Blumen voll Liebestränen.
Als sie mir waren zugehacht,
Stand ich in heißer Lebenschlacht.
Die Blüten ließ ich stehen,
Die Liebe hab ich nicht gesehn,
Nun wollen wir zum Grabe gehn.
Laß sein des Lebens Habe,
Gottlob! — wir sind am Grabe!

* * *

Wenden wir uns nun, nachdem wir die erzählenden Dichtungen Freymanns besprochen haben, abschließend seiner Biographie zu, um dann zum besten, was er uns geschenkt hat, zu seinen dramatischen Schöpfungen überzugehen.

Im April des Jahres 1904 ging der junge Kandidat der Geschichte mit einem Ritterschaftlichen Stipendium versehen nach Berlin, um seine Studien fortzusetzen. Hier hat er u. a. auch unsern Landsmann Prof. Theodor Schiemann gehört. In die Heimat zurückgekehrt, ließ er sich in Riga nieder, wo er Mitarbeiter an der „Baltischen Monatschrift“ wurde und sich auch in der Ritterschaftskanzlei betätigte. Im Jahre 1905/06 war er Sekretär der Schulkommission, welche das Statut und den Lehrplan des Livländischen Landesgymnasiums auszuarbeiten hatte. Jetzt veröffentlichte er in der Baltischen Monatschrift seinen sehr beachteten Aufsatz: „Die Livländische Volksschule“ Die Redaktion der „Rigaschen Rundschau“ und auch die der „Rigaschen Zeitung“ haben ihn zu ihren Mitarbeitern gezählt. Ich

entnehme einem Nachruf der „Rigaſchen Zeitung“ folgendes: „Eine jener glücklichen Naturen, die, obgleich äußerlich unſcheinbar, doch nicht in ſcharfem Kampfe ſich durchzuſetzen brauchen, weil ihr innerer Wert und ihre Reinheit gewinnt und gefangen nimmt“.

So war der junge Schriftſteller beſchaffen, der nun die letzte Zeile an ſeinen „Tag des Volkes“ legte, und der drei kleine Einakter, unter dem Titel „Masken“ zum Druck vorbereitete, gleichzeitig an einem großangelegten Baltiſchen Zeitromane „Aus Peter Knorrs Liebesleben“ arbeitend, der indes nicht über einige Kapitel hinauskommen ſollte.

Der Raſtloſe war zur Raſt beſtimmt.

Im März des Jahres 1907 fuhr er todkrank nach Meran, und ſchon am 27. April nahm ihn der Tod hinweg.

Die Schwindſucht hatte ihn gefällt, und nun ruht er fern der Heimat, in fremder Erde.

In ſeinen Werken aber lebt er fort

Als die Wogen der Revolution hochgingen, und das be-
törte Landvolk daran war, das blühende Land in eine Einöde
zu verwandeln, ſchrieb unſer Dichter das größte Werk ſeines
Lebens, den ſchon erwähnten, aus vier Akten beſthenden „Tag
des Volkes“ Dieſes Werk iſt nun ganz verſchieden beurteilt
worden. Die einen nennen es ein Baltiſches Drama, ja das
Baltiſche Drama, während die andern nicht viel gutes gefunden
haben und der Anſicht ſind, daß von einer Individualiſierung
der einzelnen Perſonen und einer psychologiſchen Vertiefung
wohl kaum geredet werden könne, und daß ſie alle — hoch und
niedrig, alt und jung — doch ſchließlich nur die geiſtreiche
Sprache Karl von Freymanns ſprechen.

Ich möchte von vorn herein bemerken, daß ein hiſtoriſches
Drama, und ein ſolches iſt ja der „Tag des Volkes“, von
einem ganz beſonderen Standpunkte aus betrachtet werden muß.
Der Stoff iſt gegeben, es handelt ſich „nur“ darum, die Materie
mit dem Geiſte des Dichters zu durchleuchten, mit dem Auge
des Künſtlers zu ſehen. Und auch das iſt nicht jedermanns
Sache.

Das „Erfassen im Geiste“ ist aber nicht nur eine Gabe des Dichters, auch der Leser muß diese Fähigkeit haben, sonst könnte er etwa nur sagen: „Die Revolution ist sehr naturgetreu wiedergegeben.“ Solche Kritiker hat es gegeben. Das sind aber noch nicht die Schlimmsten. Man hat noch eine andere Kategorie. Das sind diejenigen, die von einem werdenden Meister vollendete Charaktertypen erwarten, wobei sie es gänzlich vergessen, daß auch das größte Talent — man denke an Schillers Jugenddramen — von vorne herein eins nicht besaß: Menschenkenntnis. Man hat eben Gaben, und man hat Erfahrungen. Die Gaben werden dem Dichter vom freundlichen Geschick in die Wiege gelegt und sie heißen: Phantasie, Gefühl, Formenschönheit, Formensinn, Beherrschung der Sprache, Stimmungszauber — mit einem Worte das, was man die Seele des Künstlers nennt. Und das ist freilich unendlich viel, und glücklich der Mensch, der diese Gaben sein eigen nennt, aber man hat auch Erfahrungen, die einem nicht so angeflogen kommen, und die man sammeln muß im Kampfe des Lebens in emsiger Arbeit von Tag zu Tag, von Jahr zu Jahr. Hierher gehört auch die Menschenkenntnis. „Es bildet ein Charakter sich im Strom der Welt“, darauf kommt es an.

Und da muß man denn freilich — das Talent Freymanns rückhaltslos anerkennend — zugeben, daß im „Tag des Volkes“ nicht alles gelungen ist. Dieser Pastor Konrad Dörmann ist im Grunde garnicht ein Held, wenigstens kein dramatischer Held. Er handelt ja eigentlich garnicht, er leidet nur. Vom ethischen Standpunkte aus mag er tausendmal ein Held sein, wie wir ja auch in den roten livländischen Tagen mehr als einen solchen Märtyrer erlebt haben, die auf ihrem Posten bis zum Tode aushielten. Die dramatische Kunst aber verlangt andere Typen. Da macht es der passive Widerstand nicht allein. Auch nicht Worte allein. Sie mögen noch so treffend gewählt sein und die Seelen verwunden wie ein zweischneidiges Schwert. Hier muß der Held handeln.

Wenn der Pächter des Pastoratslandes Behrjing, den Pastor Dörmann an der Brust fassend, schüttelt, schlägt und gegen die

Wand stößt, und der Pastor keinen Finger zu seiner Verteidigung erhebt, dann muß man sich doch wohl fragen: „Ist das noch ein Held?“ Können wir wirklich die felsenfeste Überzeugung haben, daß der Pastor nicht anders reagieren kann, weil er in diesem furchtbaren Moment für seine Peiniger betet? Ist es am Ende Angst? Hofft der Unglückliche vielleicht doch noch durch seine offenbare Sanftmut sein Leben retten zu können? So daß es am Ende nur Berechnung wäre?

Übersteigt diese Milde nicht das Menschenmaß? Reicht das nicht ins Gebiet des Übermenschlichen, Heiligen? Aber das Heilige darf niemals Vorwurf einer dramatischen Handlung sein. Sonst hätten die modernen Dichter, die sich ja lächelnd über alles hinwegsetzen, was dem Glauben heilig ist, nicht ruhig zugehört, daß die Leidensgeschichte des Heilands nur in den Passionsspielen allein dargestellt wird. Nicht religiöse, sondern künstlerische Bedenken haben sie davon abgehalten — das Heiligste auf die Bühne zu bringen.

Ich wenigstens habe bei der Lektüre dieser Szene aus dem „Tag des Volkes“ so etwas wie einen physischen Schmerz empfunden, und ich glaube, daß es hier nur eine befriedigende Lösung gibt: „Wirf dich dem Feinde entgegen! Suche kämpfend den Untergang!“ So stirbt der Pastor schuldlos als ein Opferlamm. Aber daß ich mich verteidige, das ist mein Recht. Und selbst, wenn das sich zur Wehrsetzen von den Rigorosen — man denke: ein Pastor fallend mit bewaffneter Hand, vielleicht sogar den einen oder andern seiner Angreifer vorher tödend — verurteilt werden sollte, vom dramatischen Standpunkte aus kann nichts dagegen gesagt werden.

Wie ganz anders hätte sich ein aussichtsloser Heldenkampf, ein tapferes Sterben auf verlorenem Posten ausgemacht! Diese Ausstellungen bleiben bestehen, auch wenn das Volk als solches und nicht der Pastor Dörmann der Held des Stückes ist. Es ließe sich noch so manches hier aussetzen, aber ich eile zu den Schönheiten des Dramas.

Ja, man liest es mit atemloser Spannung, und ich glaube nicht, daß es Leser geben kann, die heute die eine Hälfte, und

morgen, oder vielleicht auch übermorgen die andere lesen werden. Dieses Buch schließt man erst mit der letzten Seite.

Schon in der ersten Szene nähert es sich uns, das furchtbare Gespenst der Revolution. Wir können uns, gleich Agnes und Proch, nicht so recht freuen über die sauber gefegte und hochzeitlich geschmückte Scheuer, und diese Stimmung verläßt uns nicht, trotz Tanz, Musik und Lebensfreude. Der zweite Akt, die Szene vor der Kirche, steigert die Spannung um ein wesentliches, und wir verstehen den Pastor wohl, wenn er nach all' dem Erlebten, in die Worte des Lutherliedes ausbricht: „Und wenn die Welt voll Teufel wär!“ Im dritten Akt reisen Frau und Tochter des Pastors zur Stadt. Die Zustände sind halbloose geworden. Der junge Baron Proch ist den Damen bei der Abfahrt behilflich, und als der Pastor, der seine Familie bis über die Tür hinaus begleitet hat, ins Zimmer tritt, steht Behrsing, der Pächter des Pastoratslandes vor ihm — der Vorreiter des vor der Tür harrenden Totenzuges. Eine meisterhaft geschilderte Persönlichkeit, er und das Küsterehepaar Kalning. Der vierte Akt bringt die Katastrophe, das Stürmen des Pastorats, die lügnerrischen Beschuldigungen der entmenschten Rotte, und das düstre Ende. Es liegt eine Gewitterschwüle über dem ganzen Werk, ein verhaltener Haß, ein blindwütender Groll, und doch ist es Freymann, dem Meister der Situationsmalerei, vortrefflich gelungen, all' die verführten Verführer, die unglücklichen Betörten so zu schildern, daß sie wirklich nicht nur Furcht, sondern auch Mitleid zu erwecken imstande sind.

Dieses Wort sagt, wenn es aufrecht erhalten werden kann, und es kann aufrecht erhalten werden, allerdings viel. Es bedeutet nichts weniger, als daß es Freymann gelungen ist, sein Werk, das zur Zeit der Revolution entstanden ist, hoch über ein tendenziöses Machwerk zu erheben, unberührt von den wilden Stürmen des Tages und den Wogen der Zeit. Sein Dichtergeist sah hoch über Kampf und Mord in sonniger Klarheit den schönen Morgenstern des Friedens schimmern über den blutigen Gefilden der Heimat. Ihm ist es ein Dogma, daß alle Heimatbewohner auch Heimatgenossen und Brüder sein sollen, und. daß nach Sturm

und Schlachtgeschrei ein stilles, sanftes Säusen folgen muß. Darum neigt er sich wie ein Vater zu den armen betörten Landleuten, und auch die Worte der alten Lise, die sie dem Behrning zuruft: „Daß meine Nägel in dein Fleisch kommen!“, haben einen prophetischen Klang. Und eines ist klar: Wenn die wilden Jahre der Revolution der Geschichte angehören werden, und eine andere Generation den Boden unserer Heimat bewohnen wird, dann wird sie zu Freymanns „Tag des Volkes“ zurückgreifen, als dem einzigen und einzigartigen Dokumente aus einer wildbewegten Zeit, und dann wird sie mit Stolz auf ihren Dichter blicken, der es so glänzend verstanden hat, das in Worte zu kleiden, was unser aller Herz erfüllt: daß wir treu auszuhalten gewagt, hoch über der Parteien Haß und Gunst stehend, und daß es unter uns deutschen Balten keinen Verräter gegeben hat. Treu bis in den Tod! Ein stolzes Bewußtsein seines Wertes und seiner Pflicht! Ein Hagengruß von der Königswacht!

*

*

*

Unter dem Gesamttitel „Masken“, folgen nun drei kleine Einakter. Die beiden ersten möchte ich hier übergehn. Sie hätten auch nicht gedruckt zu werden brauchen. Etwas Vollendetes aber bietet uns der Dichter in seinem „Nach dem neunten Thermidor“. Man hat den Einakter ein Vorspiel zu einem nicht geschriebenen Schauspieler genannt. Aber diese Behauptung läßt sich nicht aufrecht erhalten. Wir haben es hier mit einem abgeschlossenen Ganzen zu tun. In die Zeit der französischen Revolution führt uns der Dichter. Die Partei der Gemäßigten hat gesiegt, Robespierre sein schuldbeladenes Leben unter der Guillotine verblutet, die überfüllten Gefängnisse öffnen sich, und alle, die noch stündlich den Tod erwarten konnten, sind frei. Die Szene versetzt uns in ein Gefängnis. Noch ist der Ruf zur Freiheit nicht durch die Mauern der Verließe gedrungen. Noch ahnen die armen Internierten nichts von der nahen Erlösung. Der Marquis de Saint-Marjan, ein alter Royalist, die Gräfin Germaine Malvoisin und der Chevalier de Bergennes sind im engen Gefängnis beisammen und vertreiben sich die Langeweile mit Spiel und Gefang.

„Unfres Herzens Geigenspiel
Streichet der Gott der Liebe.“

So tönt es uns entgegen. Scherzend, in stoischer Ruhe erwarten sie das Ende. Der Tod hat scheinbar seine Schrecken für sie verloren. Da treten der Gefängnischließer und der Gerichtsdienner in ihre Zelle. Sie suchen einen Bürger Moulin, und da sie sich offenbar in der Zellennummer geirrt haben, beschließen sie, statt seiner, den Bürger Marfan „60 Jahre — Royalist, von Charakter sanft, sehr sanft sogar“ aufs Schafott zu bringen. Stolz, als ginge es zu einem Königsballe, folgt ihnen der Marquis.

„Leben Sie wohl mein Herr!“ sind die letzten Worte des Chevaliers.

Der junge Chevalier und die junge Gräfin sind allein. Die Welt existiert für sie nicht mehr. So wie der Marquis heute, so würden sie morgen zum Schafott geführt werden. Die irdischen Gesetze sind für sie ebensowenig vorhanden, wie die Welt, die sonnige, lachende Welt, die sie nur noch auf dem Wege zum Tode sehen werden. Was kostete es hier großer Überwindung, im seligen Liebesrausche sich die letzten Stunden zu verschönen! Freilich: der Gemahl der Gräfin ist vermutlich noch am Leben, aber sie beide sind todgeweiht. „Wir sind zu Zweien, Gräfin! Und dann werden wir zusammen durch die Straßen fahren und Abschied nehmen; der Abschied wird kurz sein unsere Köpfe werden in einem Sacke liegen und nichts dabei empfinden Ihr weißer Leib, Gräfin, wird langsam die Seine hinabtreiben Ich liebe Sie, Germaine, ich liebe Sie!“

Das helle Leben pocht noch einmal an die dunkle Todestür. Rosen am Grabe! Glück vor der Gruff!

Aber wie fein, wie edel ist dieser Frauencharakter gezeichnet!

„Kommen Sie, Chevalier, wir wollen vernünftig sein. Sie sollen sich zu mir setzen und sollen mir etwas erzählen. Erzählen Sie von ihrer Kindheit!“

Und er erzählte von seiner Kindheit, von dem Schloßpark,

und dem Wunder des Parkes, dem See. Wie er einst gefahren auf den Fluten des Sees, inmitten eines mittäglichen Schweigens mit einem jungen Mädchen, und wie er ihr die selbstgedichteten Verse vorgesagt:

„Es schläft der See in hellen Mittagsgluten
Es spiegelt schwarz der Wald sich in den Fluten.
Doch durch des Sommertages reife Segenschwere
Spür' ich die Leere!

Um deine Lippen ein verhaltenes Lachen,
In deinem Blick ein träumendes Erwachen!
Nach deiner Seele Zauberreich, dem ewig schönen —
Quält sich mein Sehnen!“

„Das sagten Sie ihr?“, so fragt die Gräfin.

„Ja, aber geküßt habe ich sie nicht, aber Ihre Seele, Germaine, lacht und grollt wie der See! Die Wolken ziehen darüber hin und der Himmel wölbt sich darüber und die Wälder rauschen und die Sterne spiegeln sich, und graue Nebel bedecken ihre Tiefen und die Sonne flammt in ihr. Germaine ich liebe Sie.“

Und da antwortet sie ihm:

„Mir träumt, Sie liegen mir zu Füßen, und ich gehe vorüber, und der Saum meines Kleides streift Sie — oder mir träumt, ich wäre das junge Mädchen und Sie küßten mich, trunken von der Macht meiner Augen.“

„Sie lieben mich Germaine?“

„Ja ja — mein Herr — aber das hilft uns nichts“

„Wir sind nicht fertig Germaine?“

„Doch, mein Herr, wir sind fertig; es gibt nichts Abgeschmackteres als eine Frau, die nicht tugendhaft ist.“ Und sie reicht ihm die Hand zum Kusse

Da tritt der todgegläubte Marquis ins Zimmer und der Schließer öffnet die Tore des Gefängnisses mit den Worten: „Es wird nicht mehr geköpft!“

Nun sind dem Chevalier Tod und Glück dahin

Wir können uns kurz fassen: „Nach dem neunten Thermi-

dor“ ist ein Meisterwerk. Hier hat Freymann Vollendetes geschaffen.

* * *

Vor mir liegen noch einige zwanzig Gedichte, teils im Manuskript. Mehrere von ihnen habe ich bereits angeführt. Ich verweise auf das kleine Büchlein „Gedichte“, das 1909 im Piersonschen Verlage in Dresden erschienen ist und nenne hier folgende Gedichte: „Schlag aus, mein Roß“, „Am Ufer des Lebens“, „Ruhende Zeiten“, „Der Abend“, „Prinz Karneval“, und kann es mir nicht versagen, wenigstens zwei seiner Lieder hier anzuführen. Das erste heißt: „Nun geben wir uns alle“ und lautet:

Nun geben wir uns alle
Hin in des Schlafes Macht,
Wer trotzig war bei Tage,
Wird stiller doch zur Nacht.

Es sinkt von unsern Schultern
Das schwere Staatsgewand
Der Pflichten und der Wünsche
Hin in des Schlafes Hand.

Von unsrer müden Stirne
Das heiße Perlenband
Der eifersücht'gen Würde
Löst er mit sachtter Hand,

Des Trachtens und der Pläne
Ist unsre Seele müd,
Und lauscht in aller Demut
Nur auf des Schlafes Lied.

Von einer tiefen Resignation ist auch das andere „Weihnacht“ betitelt, erfüllt:

Wenn die Lichter am Baum verglimmen,
Tiefer die Schatten ins Zimmer fallen,
Dann verstummen die plaudernden Stimmen,
Und die Töne der Freude verhallen.

Aus dem Reiche der Schatten kehren
Wieder zu uns die entschwundenen Toten.
Wenn sich die Lichter am Baume verzehren,
feiern wir schweigend die Weihnacht der Toten.

* * *

Ich bin am Ende und stelle die Frage: Was hat uns Karl von Freymann zu sagen gehabt? Und da ist es mir, als ob ich seine Stimme hörte: „Die Wahrheit habe ich Euch sagen wollen“ Ja, die Wahrheit! Oft mag es dem Dichter bitter schwer geworden sein, uns die Wahrheit zu sagen, aber er hat seine Pflicht tapfer erfüllt Masken! Nicht zufällig begegnen wir diesem Wort sowohl am Anfange seiner kurzen Laufbahn, als auch am Schlusse derselben! „Lebe wohl Leben, ein Todgeweihter grüßet dich!“ Diesen Ruf hat auch er ausgestoßen, denn er ist geschritten ein Gladiator des Geistes über die Bühne dieses kurzen Mummenschanzes, den man Leben nennt, und er hat das Schwert siegreich geführt gegen äußere und innere Feinde.

Lebe wohl, Leben! So hat er wohl nicht nur damals gerufen, als sein poesieerfülltes Schauspiel: „Nach dem neunten Thermidor“ — das einzige Mal zu seinen Lebzeiten — über eine der Bühnen unseres Heimatlandes gegangen; lebe wohl Leben!, so hat er wohl auch gerufen, als er unter den Rosen Merans seine Seele aushauchte!

Ja, „es hat der Gram sein Alter wie die Jahre, und wer der Zeit vorausgeeilt kommt früh ans Ziel“

Oft, nur zu oft, hat er diesen Gram gekleidet in das grelle Gewand einer beißenden Satire und eines höhnnenden Spottes, denn wenn man kämpft, dann fehlt es einem nur zu oft an der abgeklärten Ruhe eines durch keinen Sturm erschütterten Lebens. Aber das ist das Wunderbare der rechten Kunst: sie mag noch so oft abseits führen vom Allerheiligsten — Vorhofsklänge der Ewigkeit können einem auch dann noch entgegen. Wenn wir ihn doch nur noch ein Lustum unter uns gehabt hätten! Die Linie seines Schaffens ist ununterbrochen aufwärts gegangen. Welch' ein Weg von seinen ersten Novellen bis zum

neunten Thermidor! Und wenn das Glück ihm gelächelt hätte! Wenn er in gesunder Kraft und erhebender Anerkennung seine Bahn hätte durchmessen können! Wenn die Liebe sein Herz verklärt hätte, und wenn er getragen worden wäre von der starken Hand der Heimat!

Nun sieht er die Schönheit, der er hier gedient.

Zum Schluß noch ein Bild. Nicht eins von denen, die der Pinsel auf die Leinwand wirkt, sondern eins von denen, die wir im Herzen tragen. Freymann hat es uns selbst gezeichnet in einem Gedicht, das er „mein Lied“ betitelt:

Als ich grübelnd meines Weges ging,
stand ein Fenster offen an dem Wege,
hört' ich eine weiche Mädchenstimme,
die mein Lied hinausfang in den Abend.

Leise lauschend stand ich still am Fenster,
war mir doch als wär ich längst gestorben,
und als zöge meines Lebens Seele
mit der Stimme, die mein Lied hinausfang.

Und so ist es auch gekommen. Karl von Freymann lebt nicht mehr, aber in den Herzen seiner Heimatgenossen lebt er fort, und seines „Lebens Seele“ wird noch manchem Wanderer im Tale begegnen — fliegend wie Maienwind über einem frühen Grabe.





Aus dem estnischen Volksleben.

Nachgelassene Essays

von

Dr. Schulz-Bertram,

mit gütiger Erlaubnis der „Gelehrten Estnischen Gesellschaft“ zu Dorpat
erstmalig veröffentlicht.

Über die Opferquellen der Esten.

In mehreren Schriften über Est- und Livland werden der Bach Böhhanda bei den Esten und die Quelle der Gutmannshöhle bei den Letten als Opfergewässer bezeichnet, indes aber als seit hunderten von Jahren nicht mehr angewandt. Ich habe mich dagegen auf meiner Reise durch Est- und Livland im Jahre 1836 vollständig davon überzeugt, daß die Zahl der Opferquellen noch am heutigen Tage Legion ist, und die Praxis derselben in hohem Grade florierend.

Drei Werst vom Pastorat Pillistfer, etwa 83 Werst von Dorpat, habe ich der Untersuchung einer berühmten Opferquelle beigewohnt. Wir fanden etwa 30 verschiedene kupferne und silberne Münzen, worunter oben russische, dann schwedische und endlich herrmeisterliche sowie in Revalischem und Rigischem Gepräge erschienen; auch andere Stückchen von Metall, Schlüssel und

Bruchstücke von Schmelz und Glas kamen zum Vorschein. Diese Gegenstände sind wahrscheinlich noch im Besitz des Herrn P. Zöge von Manteuffel, der mit vieler Umsicht die Untersuchung leitete.

Nicht weit von dem Pastorat Rappel, etwa 200 Schritt vom Begräbnisplazze entfernt, fließt ein kleines Bächlein und eine starke Quelle vereinigt sich mit demselben nach einem ganz kurzen Laufe von 2—3 Schritten. Sie heißt Silmaallik. Ich untersuchte sie und fand eine recht bedeutende Menge von Geld, besonders viel russische Kopelen und Zweier, kleine Silberkopelen und schwedische Münzen. Auf dem Grunde lagen Erbsen, Gerste und auf der Oberfläche schwammen bunte Schnitzel, Perlen und wollene Fäden. Letztere Gegenstände waren frisch. Die jüngste Münze war von 1831, aber konnte deswegen doch am nämlichen Tage hineingeworfen sein. Dies beweist unwiderrüflich, daß der Gebrauch noch heutzutage gang und gäbe ist. Mein Verfahren, um hier Licht zu erhalten, ist das einfachste. Sobald ein Augenpatient meinen Rat in Anspruch nahm, so pflegte ich nach Anhörung seiner Geschichte gewöhnlich zu fragen, ob er nicht einen Silmaallik in der Nähe hätte? Weil ich unbefangen fragte, so erhielt ich auch stets das Geständnis und die Anzeige des Orts. Mit Hinweisung auf die eine Quelle gelangt man zur Kenntnis von Hunderten, und ich glaube fast, daß jedes größere Dorf eine solche Quelle besitzt. Bei Tischert und in Nehhat fand ich auch welche; im Nehhatschen Bache ist es ein ausgehöhlter Stein, in dem sich Wasser sammelt und worin man häufig Geld findet. Das Wasser wird am häufigsten gegen Fußgeschwüre und Augenkrankheiten gebraucht, nicht als ob es für besonders wirksam bloß hierfür gehalten würde, denn in jeder möglichen Krankheit ruft man die Nymphe der Opferquelle an, aber Fußgeschwüre und Augenkrankheiten bilden das gewaltige Zentrum in dem Heer von Krankheiten unseres Landvolkes.

Die Zeremonien bei der Anwendung des Wassers sind folgende. Ein Geldstück wird an den kranken Teil gedrückt, z. B. ans Auge, und womöglich mit etwas Eiter in Berührung gebracht. Hierauf führt man es dreimal ums Glied, bei Augen-

krankheiten um den Kopf, und dies zwar dem Laufe der Sonne nach — von Osten nach Westen. Dann nimmt der Beschwörer, der wie ein Brunnenarzt gewöhnlich in der Nähe wohnt, ein Geschirr mit Quellwasser, bespricht es mit allerlei Formeln, die aber nach der Versicherung eines solchen „*ūsna kallid altari sōnad*“ „nur heilige Altarworte“ sind. Mit diesem Wasser wird der kranke Teil gewaschen, und die Kranken bleiben entweder einige Tage noch bei der Quelle, machen sich Feuer an und kochen das Wasser mit allerlei Zeremonien. Andere nehmen es mit und kochen es zu Hause.

Außer den Quellen haben die Esten noch heilige Haine, Bäume, Steine und öde Plätze, die sie verehren und wo sie von den Erstlingen der Früchte opfern. So wird beim Schlachten nie unterlassen, einiges Blut und Abfall hinzutragen. Eine solche heilige Eiche steht noch bei einem Laisschen Gesinde. Der verstorbene Wirt opferte sehr gewissenhaft; ich glaube aber gehört zu haben, daß die jüngere Generation davon abgelassen hat. Indes brauchen wir nur auf den Streifzug des Predigers von Ermes vor zwei Jahren zu blicken (Inland), um uns zu überzeugen, daß, wenn bei den Letten, die doch einige Prozent zivilisierter als die Esten sind, in einem Tage und ohne viel Suchen 27 Opferstellen gefunden wurden, die Zahl derselben bei dem viel störrigeren und hartnäckiger an ihren Sitten haltenden Esten noch bedeutender sein muß.

Im Jeweschen Kirchspiele ist das Beispiel von Schlangenverehrung vorgekommen; man opferte einer Schlange, die sich unter einer Eiche aufhielt.

Der Haldjas (Wald-Kobold).

Es herrscht unter unserem Landvolk der Glaube an einige Gottheiten noch aus der Heidenzeit. Die Masse derselben muß sehr bedeutend gewesen sein, wenn wir auf die Mythologie der Finnen blicken und nach Analogie schließen wollen. Der Näkk oder Wee-halljas — die deutsche Nixe, ist ihnen geblieben und

gehört zu den Glaubensartikeln. Dieser Wassergeist ist ein Proteus, der bald als ein Füllen sich zeigt, bald als ein schönes Kind, das auf den Fluten treibend, die langen goldenen Haare sich kämmt, — bald als eine glänzende Kugel, die ruhig auf der Oberfläche dahingleitet. — Der Mets-halljas ist ein wunderlicher Geselle, der ebenfalls in den verschiedensten Formen erscheint. Am gewöhnlichsten zeigt er sich von vorn als Mensch, von hinten als Baumstamm mit bemoostem Rücken. Wenn der Jäger sich ein Feuer anmacht, um die Nacht im Walde zuzubringen, so kommen diese Waldgottheiten zuweilen hervor und wärmen sich an dem Feuer. Man hat dann eine Menge abenteuerlicher und, wenn ich so sagen darf, anmutiger Geschichten. Wehe dem Jäger, der sie erzürnt, die größten Vögel einer Kette z. B. schießt, da diese ihnen geheiligt sind. Wer sie vom Feuer scheucht und ihnen gar Feuerbrände nachwirft, büßt es sogleich mit Lähmung der Hand, die nicht anders kuriert wird, als durch einen besprochenen Silberrubel, der an die Stelle hingetragen werden muß, wo der Frevler vorfiel. Sie äffen gern die Wanderer und Reisenden in tiefen Wäldern durch Rufen und Lachen und verwirren sie dermaßen, daß sie sich nicht mehr herausfinden. Die Lösung des Zaubers beruht dann in der Umwendung eines Kleidungsstückes, z. B. des Rocks, eines Handschuhs. Sobald der Verirrte dies tut, so wird er sogleich den Halljas erkennen in einem Gegenstande, den er nicht früher bemerkte, z. B. in einem Bündchen Heu, das der Wind davonweht oder desgleichen. Der Zauber hört auf, und der Verirrte findet sich gleich zurecht. Der Metshalljas ist viel sanfterer Natur als der Weehalljas. Er begnügt sich mit Neckereien. Der Näkk will Menschenleben. Daher hat man auch mehr Ehrfurcht vor letzterem und glaubt auch viel fester an den als an jenen, dessen Existenz doch schon von einigen starken Geistern geradezu geleugnet wird.

Die Esten glauben auch an einen Rohho-haldjas (Blumenelfen der Deutschen).

Die Russen glauben noch jetzt an Waldgottheiten, die sich durch eine besondere Eigenschaft auszeichnen. Sie nehmen nämlich immer die Größe der sie umgebenden Gewächse an, im

Felde sind sie von gleicher Höhe mit dem Korn, im Busch wachsen sie höher und im Urwalde ragen sie schon gleich hoch mit den höchsten Stämmen empor.

Von der Erschaffung des letzten der Tiere, des Wolfes.

Als unser Herr die Welt erschaffen, und mit der Hilfe des Teufels, der sein erster Engel war, verschönert, mußte der Teufel aus Lehm alle möglichen Geschöpfe bilden, die unser Herr und Gott mit seinem lebendigen Odem belebte und ihnen Namen gab; da schuf nun der Teufel von jeglicher Gattung Tiere und Geflügel zu zwei und zwei, von denen er immer ein Paar dem Herrn gab, und das andere Paar im Wald verwahrte, wodurch dann das gezähmte und wilde Vieh und Geflügel entstand. — Die Kühe, deren Nutzen dem Teufel ganz besonders einleuchtete, wollte er jedoch nur einzig für sich allein behalten und trieb sie alle in den Wald, und achtete nicht das Gebot des Herrn, dieselben gutwillig zurück zu geben. — Da schickte der Herr den Teufel auf eine weite Reise, und machte den Kühen die ohne Hörner, und alle mit einerlei Farbe, nämlich grau erschaffen waren, Hörner, und verschiedene Farben als rote, weiße, schwarze und scheckige, dann ließ er ihnen Ställe erbauen und eine große drückende Hitze, nebst vielen tausenden von Bremsen entstehen, — die das Vieh verfolgten und aus den Wald unter die Menschen in die Ställe jagten. Unterdessen kam der Teufel zurück, und bemerkte mit Erstaunen, daß seine lieben Kühe alle entwichen waren, und als er nun ausging, sie zu suchen, fand er gehörntes und bunt gemischtes Vieh, da meinte er, es sei seine Erschaffung und doch auch wieder nicht sein Vieh, — über dem vielen Zweifel entstand der Wunsch in ihm noch ein Geschöpf zu erschaffen, das das Land von dem toten Vieh und den Aesern der übrigen Tiere reinigte. — Da formte er aus Lehm den Wolf und zeigte ihn dem Herrn, mit der Bitte, ihn zu beleben. Da sagte der Herr, sage nur zum neu geformten Tier: „Wolf, friß den Teufel“ (susi söö kurat!), so wird er alsobald

lebendig werden! Der Teufel meinte bei sich, wenn ich diese Worte ausspreche, so geschieht mir am Ende, was ich sage, und da versuchte er auf mancherlei verschiedene Weise den Wolf zu beleben, doch vergebens. Endlich erkletterte er einen der höchsten Bäume und rief von da herab die ihm gelehrten Worte. Augenblicklich belebte sich die Masse und fuhr wie toll auf den Baum los, konnte ihn jedoch nicht erklimmen, sondern ging seiner Raubjucht nach, — verfolgt aber bis auf den heutigen Tag den Teufel und heult seinen Spuren Klagelaute nach, weil er ihn nie erreichen kann. —

Von der Erschaffung der Schellbeere (Murakas).

Als Gott, der Herr, die Welt erschaffen, waren keine Berge noch Täler, sondern die Erde war eine ebne Fläche. Da trat der Engel Erster, Teufel genannt, vor seinen Thron, forderte den Herrn auf, eine Schaufel zur Hand zu nehmen und mit ihm, dem Teufel, zusammen eine Arbeit zu unternehmen. Gern willigte, ihm folgend, der Herr ein. Nun machte der Teufel den Vorschlag, die ebne Erde zu schaufeln, damit Berge und Täler entstehen möchten. Dieses geschah nun, und beide schaufelten ganze drei Tage lang, wodurch denn durch das tiefere Graben die Moräste, sodann Flächen, Täler, Wiesen und Berge entstanden. Da besämete und bepflanzte der Herr und der Teufel, sein Engel, jegliche Täler, Berge und Wiesen. Überall prangten da Blumen und Gräsergemisch, wie auch Bäume, Obst, Sträucher und Beeren. Der Herr sah an, daß es alles gut war und belebte nun die Welt mit lebendigen Wesen, die überall in den neu erschaffenen Bergen und Gründen ein reges Leben verbreiteten. Nur die Moräste floh jedermann, denn es standen dieselben leer von genießbarem und sonst nutzbarem Gewächs.

Da trat der Teufel zu dem Herrn und sagte zu ihm: Vater, damit des Menschen Fuß doch auch die Moräste besuche, habe ich daselbst eine Beere hingepflanzt, die unscheinbar und fast geschmacklos, doch die Neugier des Menschen rege machen wird,

um sie aufzusuchen. Sie hat von keiner Beere Geschmack, weder ist sie süß noch sauer, auch ist sie geruchlos, aber so unentschieden ist die Farbe, weder grün, gelb noch rot. Ich bitte dich, Herr, gib der Beere einen Namen. Da nannte der Herr die Schellbeere Murakas und war's zufrieden, daß sie in den Morästen zu finden war, indem dadurch auch dieser Teil des Erdbodens nicht unbesucht von Menschen blieb. —



Estonische Volkslieder

gesammelt und übertragen

von

Dr. Schultz-Bertram.¹⁾

Balladenartig.

Was ist unter unserm Hofe?
Meereswell' ist unterm Hofe.
Was steht mitten in dem Meere?
In dem Meere steht ein Cempel.
Was ist mitten in dem Cempel?
Vier Jungfrauen sitzen drin.
Und was machen diese Jungfrau?
Eine wirkt ein Goldgewebe,
Leingespinnste webt die zweite,
Und die dritte rasselt Drillich,

¹⁾ Vorliegende Proben estnischer Volkspoesie sind einer Sammlung Dr. Bertrams entnommen, die im Besitz der „Gelehrten Estnischen Gesellschaft in Dorpat“ sich befindet, welche die erstmalige Veröffentlichung in den „Heimatstimmen“ gütigst gestattet hat. Obgleich die estnische „Volkskunde“ mittlerweile, namentlich dank den ausgezeichneten Arbeiten Dr. Hurts auf dem Gebiete der Volksliedereditionen und Übersetzungen bedeutende Fortschritte gemacht hat, — so wollen wir doch die Vorarbeiten eines der ersten Forscher auf diesem, zu seiner Zeit noch wenig angebauten Felde deutschen Lesern nicht vorenthalten, um so mehr, als Dr. Bertrams 100 jähriger Geburtstag jüngst das Interesse weiterer Kreise dem Andenken unseres hervorragenden Humoristen wieder zugewandt hat, der auch in seltener Vielseitigkeit in Bezug auf die estnische Volkslyrik zu den liebevollsten Forschern seiner Zeit gehörte.

Die Herausgeber.

Um den Gatten weint die vierte.
„Weine nicht um deinen Buhlen,
Schon erscheint sein ragend Haupt
Über allen Waldesgipfeln,
Schon erblickt man seine Füße
Unten in dem lichten Walde,
Schon erscheint sein Leib inmitten
Ganz verschlungener Gebüsch.“

Von den Bergen.

(In Reimen übersetzt.¹⁾)

Läßt uns vorwärts rutschend eilen
Laßt uns gleiten ohne Weilen.
Mög' so lang mein Flachs gedeihen,
Als mein Schlittchen ziehet Reihen;
Flachs für den der niedergleitet
Und zur Höhe rastlos schreitet,
Werg dem, der sich hinten mühet,
Abfall dem der vorne ziehet.
Wer nicht gleitet, der zur Strafe
Bis zum Martinstage schlafe,
Und ihn schüttle Fieberplage
Bis zum nächsten Auffahrtstage;
Bitter sei ihm Brot und Salz
Eine Birke auf den Hals.
Mög' den anderen zum Schrecken
Ihn ein Apfelbaum bedecken,
Und ein wüster Weidenbaum
Wachs' auf seines Grabes Raum.

Auf dem Grab der Eltern.

Dun gehen wir, wir armen Waisen
Du vaterlos, ich ohne Mutter,
Zum Grab des Vaters
Zur Gruft der Mutter.
Goldne Tücher in den Händen,

¹⁾ Im Februar werden diese Gletschpartien unternommen und die Bauern hoffen, daß der Flachs dann gedeihen wird.

Silberschmuck ins Tuch gebunden.
Und wir trocknen unsre Tränen
Eine von des andern Augen.

„Ach erwache lieber Vater!
Ach erstehe liebe Mutter!
Stehet auf, um uns zu lieben,
Auf, um unser Haupt zu streicheln,
Um drei Worte uns zu sagen!“
„Ach ich kann nicht arme Tochter,
Nicht erstehen, nicht erwachen;
Halses Knochen hängen schlotternd,
Und zermalmt ist mein Gebein“.

„Kommt der Wind, so bring' er Liebe,
Sonne streichle dir das Haupt.
Stundenlang währt Windesliebe,
Tagelang der Sonne Liebe,
Gott liebt dich dein Lebelang!

Riedgras wächst auf meinem Grabe,
Schachtelhalm auf meiner Gruft;
Blaue Veilchen auf den Augen,
Wiesengaisbart mir zu Füßen.

Füttere Tochter mit dem Riedgras,
Füttere doch damit die Färse!
Gib den Schachtelhalm den Ochsen,
Blaue Veilchen gib den Schweinen
Und die Trollblume den Kühen,
Dann ersteh ich und erwache.“

Brautraub.

In den Wald ging ich lustwandeln
In der Frühe hinzuschlendern —
Ei was fand ich da im Walde!
Vier Jungfrauen hab' ich gefunden.
Rote Labkrautwurzeln raufend,
Baumesfasern schüttelklopfend,
Blonde Köpftchen, rote Kronen.

Und ich wagte nicht zu nahen,
Hatt' nicht Herz, sie zu umfassen.
Weinend kehrte ich nach Hause,
Und der Vater, der befragt mich:
„Sag, was weinst du junger Knabe?“
„Was ich weine, liebster Vater?
In dem Wald ging ich spazieren.“

„Sei nur ruhig junges Bürschchen
Mit den Feuerwaffen will ich
Mit dem Bolzen sie schon treffen.“
„O mein teures Väterchen,
Hier ist nicht von Feuerwaffen
Nicht von Bolzen ja die Rede;
Hier ist Gold nur zu gewinnen,
Hier ist Silber zu erlösen.

Aus dem Laden hol ich Cressen,
Bänder bring ich aus der Stadt;
Und ein prächt'ges Tuch ersteh ich
Gleich mir aus der Herrschaftskammer,
Um das Mägdelein zu kirren!“ —
Und ich ging das Pferd zu schirren
Und zu satteln und zu zäumen,
Eilte dann zum Dorfesbrunnen,
Wo das Mädchen Wasser schöpfte:
„Schöpfe Wasser, schönes Mädchen,
Schöpfe Wasser für die Rinder,
Gib auch meinem Roß zu trinken!
Ich bin selbst ein Wegewandrer
Hab' für Herrschaften zu sorgen,
Wicht'ge Angelegenheiten.'
Und die Jungfrau sprach entgegend:
„O du trügerischer Knabe!
Auf der Freie bist du Wandrer;
Hast du, Freier, zu besorgen
Eigne Angelegenheiten.
Bunte feine Frauenhandschuh'
Hast du ja an deinen Händen.'
Und der Freier tat als wollte

Er den Eimer gleich erfassen,
Aber schnell faßt er das Mädchen
Und er warf es in den Schlitten,
Doch sie kreischte und ward böse:
„Keine Possen treiben, — Knäbchen!“
„Keine Possen treib' ich, Holde!
Diese Leinen und Geschirre
Spielten dir ja diesen Possen.“

Handmühlenlied.

Kleines Steinchen, graues Steinchen,
Konnt'st du nicht im Meere schnurren
An dem Seegestade wachsen
In des Meeres Sand dich drehen,
Als jetzt hier in meiner Kammer.
Ach, der Stein zerreibt die Hand mir,
Und der Staub fällt auf die Brust mir,
Und der Reif zerreibt die Finger,
Kurbelstock verbraucht die Hände.
Mahle, mahle lieber Stein,
Mahle Hopfen, mahle Malz,
Dann bitt' Gäste ich zum Biere,
Jauchze Freunde mir zum Schmause,
Schreie sie herbei zu Dünnbier!

Schaukellied.

Mutter, süßes Mütterchen
Gib mir doch den Speicherschlüssel,
Schenke mir den Truhenschlüssel!
Will mich kleiden in dem Speicher
Und mich schmücken vor der Truhe.
Will ein Hemd von Seide anzieh'n
Und mit rotem Gurt mich gürt'n;
Um den Hals die Glanzkorallen
Das gefaltne Oberhemd
Und den schwarzen Unterrock.
Dann ins Dorf eil' ich, zu schaukeln
Bald in Meeresbinsen singend,
Bald in Eichengipfeln hallend.

Mädchenemanzipation.

Lieben Schwestern, holden Mädchen,
Laßt uns dieses Land verlassen,
Fort von diesen Menschen gehen
Zu den Türken auf den Sommer,
Übers Wasser für den Winter.
Unsre Herrschaft wird nicht forschen,
Unsre Erbherrn uns nicht suchen,
Unsre Herrschaft forscht nach Männern
Und die Erbherrn suchen Männer,
Sich zu rotgeröckten Dienern,
Nach uns forscht das junge Mannsvolk,
Das zu bauen weiß die Stuben
Und die Ecken wohl zu fügen,
Das versteht dem Kannendeckel,
Bunte Schnörkel einzubrennen,
Das die langgeschnäuzten Eimer
Zierlich mit dem Reif umgibt.

Wandrer's Liedchen.

Singe, singe Vögelchen!
Rufe, rufe, kleiner Kuckuck!
Ach, mir ruhest du doch nicht;
Hirtenknaben ruhest du
Kinderwärtern flötest du
Stöhnst den Schnittern und der Mahd,
Gluckst für die Heusammler.

Flink-Anna.

Mit der goldnen Kette prangend,
Ging die schöne Jungfrau Anna.
Wollte auf dem Brette springen
Auf dem Felde sich erschüttern;
Doch sie brach das Brett von Bein,
Beinern Brett und dicken Holzblock
Und der Hals Schmuck riß entzwei
Und das Kreuzgehäng am Busen.
Anna ging zum Schmied nach Wierland
Und zum Hämmerer nach Carwast.

„Lieber Schmied, o Schmiedegessele
Nimm und bessre meinen Hals schmuck,
Glätte meine Silberperlen!“
Und der Schmied der gab zur Antwort:
„Flinke Anne, Jüngferchen!
Wenn du willst die meine werden
Meine oder meines Sohnes!“
Anna aber gab zur Antwort:
„Nimmer werde ich die Deine,
Will auch deinen Sohn nicht haben.
Kohlenschwarz sind Schmiedeskinder,
Russig sind des Hammers Söhne.
Nicht den Hirten will ich nehmen —
Leicht verirrt sich seine Herde
Und er treibt mich dann, zu suchen
Früh am nebelgrauen Morgen,
Spät am taugetränkten Abend.
Und der Nebel, der verdirbt mein
Funkelnagelneues Röckchen;
Und der Tau des Abends schädigt
Mir den tressenreichen Leibpelz.
Keinen Müller will ich nehmen,
Denn des Müllers Steine klappern
Und des Webers Spindeln knurren. —
Keinen Hofbedienten nehme ich —
Mancher Art sind Hofbedienten,
Haben manche krause Launen.
Einen Landmann will ich nehmen,
Einen Pflüger, einen Säemann,
Der die schwarze Scholle wendet,
Ackerbursche, flinker Bursche,
Zieht die Furche, streut den Scheffel,
Streut den Scheffel, zahlet zweimal; —
Nährt die Herrschaft, nährt den Bettler
Nährt die stufferhaften Herrchen,
Jüngferchen im lump'gen Hals schmuck.
Selber ruft er immer, heissa! —
Gutsherr hat wohl sieben Güter,
Findet doch kein frohes Wörtlein!“

Schnitterlied.

Schwestern, laßt uns schneller schneiden!
Schon zur Wade reicht die Gerste,
Schon zum Hacken reicht der Hafer
Und der Weizen kommt in Ähren;
Erbschen schmücket sich in Blüten,
Bohne prangt im neuen Rocke,
Linse streckt die Beinlein aus
Und die Erde gräbt der Schnittkohl,
Die Kartoffel wühlt zum Busch sich
Und die Rübe hebt den Nabel.



Heimatbilder aus Livland.

Gedichte

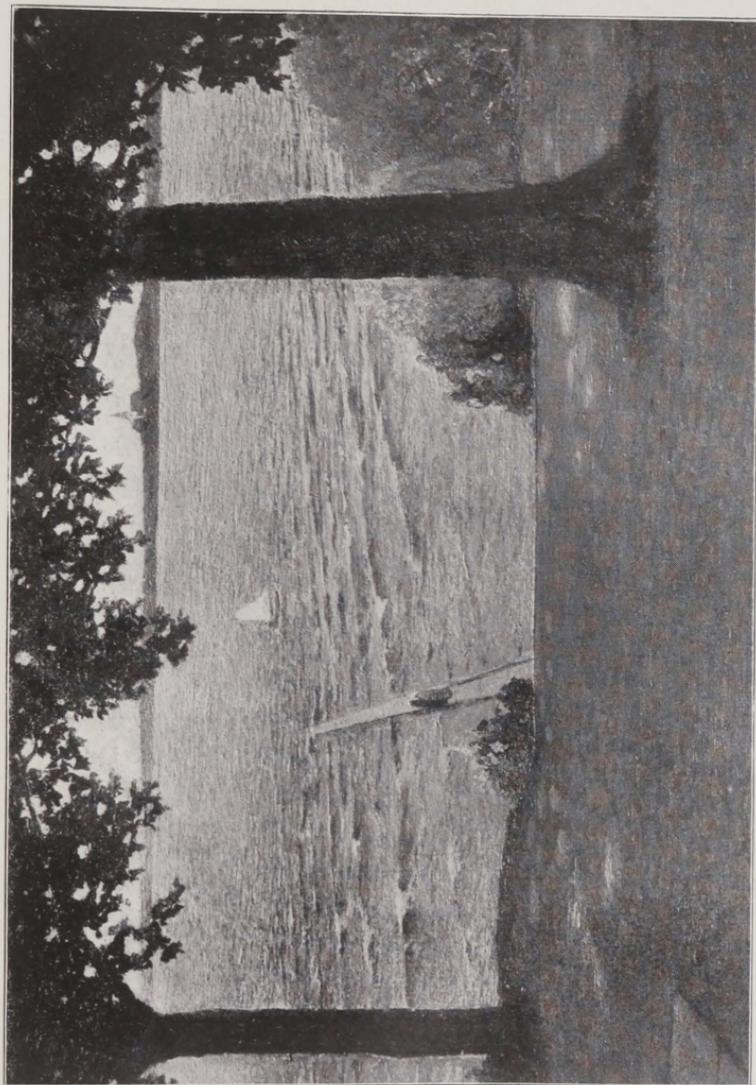
von

Carl Hunnius-Dorpat.

Schloss Burtneck.

I.

In deiner Gärten Blütenzauber, deiner fruchtbaumreichen,
Schaut' ich um Pfingsten von des Lenzes Maienhöh'
Im Schmucke blühnder Apfelbäume, ihrem rosaweichen,
Der Birne, Kirsch' und Pflaume Frühlingsblütenschnee
Entgegenlachte mir, wie aus dem Reich der Hesperiden
Der hold beladenen Zweige weißer Blütenwall.
Der Nistgesang des Distelfinks allein durchbricht den Frieden,
Des Fitisvogels Jubelruf tönt ohn' Ermüden
Und leises Bienensummen in den Kronen überall.
Im hohen, sonnenglutdurchwärmten Treibhaus schwillt schon prangend
Am luftigem Spalier des Pfirsichs samtner Ball.
Der Phönixpalme Riesenfächer dehnen sich verlangend
Zum Licht und senken sich in anmutstolzem Fall, —
Aus grünem Weinlaub winkt verheißungsvoll herniederhangend
Der jungen Trauben Pracht in üpp'gem Beerenschwall.
In dem Bewußtsein seiner Armut neigt verschämt die Dolden
Der blütenreiche Faulbaum in den stillen Teich, —
Einst sind die Gärten in der Ernte Fülle hier so reich,
Wenn sich die Kronen von der Herbstesfrucht vergolden
Und ihrer königlichen Pracht kommt keine andre gleich! — —
Dann pflückt sich süßen Arbeitslohn aus schwerbeladenen Zweigen
Die ems'ge Hand, der sich die Wipfel segnend neigen. —



Der Burtneck-See. Höhe des Schlosses.
Ölskizze von H. Petrow. Phot. Atelier Crey, Wolmar.

II.

Durch majestätisch junger Eichen Wipfelgrün
Ragt ernst des alten Ordensschlosses Felsenbau.
Von hier einst hielt der Kanzler Gustav Adolfs kühn
Vom Edelsitze über seinen See die Schau, —
Aus diesen Fenstern, die im Abendglanze glühn,
Fiel Löwenwoldes und Rumjänzews Blick aufs Grau
Der starken Feldsteinwälle, Zeugen grimmer Zeit. — — —

Nun hüllt des Burghofs Mauerreste grün das Kleid
Des weiten Laubparks ein, der in das Sonnenblau
Des heitern Frühlingshimmels schimmernd sich verliert.
Durch Purpurahorn, Linden, Buchen, Koniferen,
Uralte Lebensbäume, Ulmen, Wallnuß führt
Der Weg von feinem Kies zur Schonung junger Föhren,
Aus denen flüchtig abends oft ein Häslein springt,
Das Wildhuhn scharfen Flugs zum Birkenwald sich schwingt
Und Rehe wechseln, die vom See zum Walde kehren. — —

Dort wo am Fuß des Walls der Graben einst sich dehnend
Die Burg umschloß, — entfaltet edle Gartenkunst,
Mit vornehmem Geschmack den Rasenplan verschönend,
Erlesenen Ceppichprunk, — taucht abendliche Brunst
Die alten Lindengänge tief in gold'nen Dunst
Und überhaucht die Kiefernbüsche, die sich lehnd
An das Gemäuer aufwärts klimmen, mit Syringen
Ein Farbenmeer entfachend rings auf Rosenschwingen. — —
Es blühn die Ahornwipfel auf des Schloßbergs Höh'.
Hernieder schweift der Blick weit über Wald und See —
Craut grüßt des fernen Kirchleins Turmhelm vom Gestade
Herüber — seine Wurzeln senkt des Friedhofs Hain
Mit einer Fülle Laubs, verlangend nach dem Bade,
Von roten Sandsteinklippen in die Bucht hinein.
Ein Kranz von Wäldern bettet sanft das Wasserbecken,
Den fernen Horizont umsäumend, lieblich ein.
Tief drunten zieht der Park sich hin mit seinen Hecken
Am See entlang und seiner Bäume mächt'gen Recken, —
Glanzvolle Flut umfassend — einen Edelstein. — —

Welch' friedevolles Heimatbild zu meinen Füßen! —
Der Frühlingsabend winkt vom See herauf so mild;
Bevor zur Nachtruh sich die Fensterflügel schließen,
Schaut fernherüber noch den letzten Flammenschein
Das Auge über'm blauen Kamm der Hügel grüßen,
Indes sich Dämmerung breitet über das Gefild. — —
Ein später Hauch streut mir ins Fenster gelbe Blüten,
Doch schweigt der weite See noch still und unberührt. —
Des Nordens helle Nacht senkt sich mit leisem Brüten
Zur Erde, die wie in Gedanken sich verliert. —
Dort, wo im Westen letzte Strahlen bleich verglühten,
Steigt abendtrunken eine Lerche auf — als spürt'
Sie ahnungsvoll, was diesem Augenblick gebührt: —
Ihr Lied soll mir den Zauber dieser Feierstunde hüten! —

Auf der Fahrt durch Livland.

Saara.

Herbstlich glänzt der Wald aus weiter
Ferne im Septemberstrahle,
Lichte Wolken blicken heiter
Vom azurnen Himmelssaale.
In das Kirchlein ihrer Väter,
Zum altehrwürd'gen Altare,
Wallt die Schaar der frommen Beter
Durch die Herbstesluft, die klare.
Orgelklang vom Lindenhügel,
Chorgesang beim heiligen Mahle,
Sonne prägt ihr warmes Siegel
Auf die Flur, die golden fahle.
Durch das Reich tobt Blutvergießen,
Schleicht der Mord, der Weltzerstörer,
Stille Geisteslichter fließen
Um die Häupter hier der Hörer. —
Über'm Kelch — ein Bild: der Heiland,
Magdalena ihm zu Füßen, — —
Heil dem selgen Friedenseiland,
Wo noch Gottes Palmen sprießen. —

Hallist.

Inmitten herber, regentrunkner Herbstespracht
Der schattenreichen Bäume friedlich ruht das Haus, — —
Mit schlankem Turme in die Ferne grüßend,
Weit in die Landschaft blickend hält das Kirchlein Wacht,
Dehnt, eine Flucht von Wipfeln, sich der Garten aus.
Spielvögel, die geschwätzig sich im weiten Raum
Der sonn'gen Stube tummeln, lärmt die Knabenschaar; —
Das Jüngste auf dem Arm der Wartfrau spielend,
Der Eltern Freude alle, rosig frisch am Baum
Des Lebens reifend, — Hoffnungsfrüchte immerdar. —
Von Bücherschätzen strotzen bis zum Giebeldach
Die Bodenkammern schon, doch immer weiter dringt
Der Wahrheitstrieb des Herzens in die Tiefe
Erneuter Forschung, die trotz Leibesungemach
Für sich um Licht, um Klarheit für den Nächsten ringt.
Am Flügel sitzt der Hausherr, der die Cönemeister
Vom Thomascantor bis Chopin und Schumann kennt
Und oft mit dem Geheimnis ihrer Seelen
Zwiesprache haltend, in den Reichtum edler Geister
Mit kunstgeübten Händen uns den Einblick gönnt.
Geräuschlos waltet umsichtsvoll indes im Flur,
Durch Küch' und Keller deutscher Hausfrau kund'ge Hand,
Die Mahlzeit auf der linnenweißen Tafel
Mit jenem Hauch der Liebe würzend, deren Spur
Dankbar der Gast im Geist des Friedens hier empfand,
Der so beglückend still ihm rings entgegenweht.
Ist auch der Himmel wolkenreich in böser Zeit
Und bangen treue Herzen um die Zukunft, —
So lange fest der Grund des deutschen Hauses steht
Gibt's noch bei uns — Pflanzschulen für die Ewigkeit. — —

Johannistag 29. August 1907.

Leichtgewelltes, waldumkränztcs Tiefland,
Herbstesgrüne junge Roggensaar, —
Die Natur im goldnen Festornat — —
Also lieb' ich dich, o Heimat Livland.
Deiner Bauernhäuser Rauchessäulen

Heben stolz zum Himmel sich und frei,
Über deinen Wäldern kreist der Weih,
Durch ihr Dickicht Reh und Elche eilen.
Fischdurchwimmelt gleiten deine Flüsse
Wasserreich ins Becken blauer Seen,
Lichtgewölk bringt uns von fernen Höhn
Deines Abends letzte Rosengrüße.

Deiner Kirchen Vesperchorgeläute
Mahnt mich an den Herbst-Johannistag,
Sinnend schaut mein Blick der Sonne nach
In des Zukunftsdomes goldne Weite. — —
Sinkend trifft ein Aug' mit glüh'n'den Pfeilen
Meines Blickes festen Hoffnungsflug,
Alle Wunden, die die Zeit uns schlug —
Wird die Gnadensonne Gottes heilen.

Deines Abends letzte Flammenkerzen
Zünden uns ein neues Morgenrot,
Und aus Weh und bitterer Sterbensnot
Keimt schon leis' — die Neugeburt der Herzen.



In demselben Verlage erschien:

„Heimatstimmen“.

Ein baltisches Jahrbuch mit Illustrationen.

Herausgegeben von Carl Hunnius und Viktor Wittrock.

Erster Jahrgang. Geheftet 2 Rubel 50 Kopfen, elegant geb. 3 Rubel.

Inhalt:

- Heimatstimmen. Gedicht von Helene von Engelhardt.
Narva-Erinnerungen von Carl Hunnius (mit Abbildungen).
Der Wäggänger. Ein Erinnerungsblatt von Helene von Engelhardt.
Neue Gedichte von Maurice von Stern.
Eine Fußwanderung mit Schülern durch Livland. Tagebuchblätter von Viktor Wittrock (mit Abbildungen).
Herbstmorgen. Gedicht von Carl Hunnius.
Herr Mehlhose und die heilige Peterilie. Eine Schelmengeschichte von Eugen Bergmann.
Die Bergkirche unseres Erlösers zu Wang. Eine Skizze von Mag. theol. J. Frey (mit Abbildungen).
Skizzen aus der Wirksamkeit Professor Dr. Wilhelm Wolds von Paul Willigerode (mit Porträt).
Übertragungen aus dem Russischen von Carl Hunnius.
Eine Reise auf die Insel Patmos von Mag. theol. Alexander Berendts (mit Abbildungen).
Übertragungen aus dem Lettischen von Carl Hunnius.
Die Kunst an den Gräbern von Alfred Graß (mit Abbildungen).
Sonett von Freiherrn von Firds.
Am heiligen Pfingstabend. Eine Idylle vom Ufer der Narova von Carl Hunnius (mit Abbildungen).
Die Bedeutung der Sauberkeit in der Hygiene von Dr. med. C. Ströhmberg.
Im Dom zu Köln. Eindrücke eines baltischen Protestanten von C. Hunnius (mit Abbildungen).

„Heimatstimmen“.

Ein baltisches Jahrbuch mit Illustrationen.

Herausgegeben von Carl Hunnius und Viktor Wittrock.

Zweiter Jahrgang.

Inhalt:

- Das Heimatlied von Christoph Michwik.
An Schiller. Gedicht von Eberhard Kraus.
Haus und Heimat von Professor Dr. Alexander von Dettingen (mit 2 Abbildungen).
Daheim. Gedicht von Carl Hunnius.
Johannisfeuer. Altlibl. Skizze von Eberhard Kraus.
Wendens Opfertod. Gedicht von John Siebert.
Schloß Rathshof und die Gallerie Viphart von Alfred Graf (mit Abbildungen).
Zwei Gedichte von Maurice von Stern.
Frau Caritas. Eine Novelle von Eugen Bergmann.
Drei Gedichte von Mia Holm.
Theodor Hermann Pantenius von Karl Arnold (mit Abbildungen).
An der Aa. Gedicht von Karl Worms.
Pflanzenleben, Florenzeschichte und Vegetationsbilder unserer Heimat von K. K. Kupffer (mit Abbildungen).
Zwei Gedichte von Viktor Günther.
Ausgenutzte Augenblicke von Professor Dr. Wilhelm Ostwald.
Das gläserne Fräulein. Gedicht von Karl Manfred Kyber.
Julius Otto Grimm. Ein Künstlerleben und -Schaffen von Carl Hunnius (mit Bild).
Gedichte von Eberhard Kraus.
An den Rhein. Gedicht von Nikolai Wilm.
Aus dem Notizbuch eines Einsiedlers von Maurice von Stern.
Kellermärchen von Karl Manfred Kyber.
Eine Dichterliebe von Arthur Luther.
Drei Gedichte von Rudolf Seuberlich
Über fleischlose Diät. Ein Beitrag zur Ernährungstheorie von Heinrich Höhne.
Gedichte aus dem Nachlaß von Dr. Schulz-Bertram.
Eine Fußwanderung an Estlands Gestaden von Viktor Wittrock (mit Abbildungen).
-

„Heimatstimmen“.

Ein baltisches Jahrbuch mit Illustrationen.

Herausgegeben von Carl Hunnius und Viktor Wittroff.

Dritter Jahrgang. Geheftet 2 Rubel 50 Kopeken, elegant geb. 3 Rubel.

Vorwort.

Inhalt:

Prolog zum Jahrestage des Deutschen Vereins von Karl Stavenhagen.
Unsere Heimatgenossen von Professor emer. Dr. Georg von Dettingen.
Leopold von Bezold, gest. den 22. April 1907. Von Professor Dr. Arthur
Böhtlingk (mit Bild).

Gedichte von Alexander Freiherr von Mengden.

Vier Stationen Eisenbahnfahrt. Eine baltische Novelle. 1902. Von
Gregor von Glasenapp.

Berefina von Eberhard Kraus.

Die Revolution und die Jugend von Gustav Seesemann.

Paps. Humoreske von Karl Worms.

Gedichte von Korfiz Holm.

Jubentia. Blätter der Vergangenheit von Carl Hunnius (mit 2 Bildern).

Heimat, liebe Heimat! Ein neuer Liederstrauß von Maurice von Stern.

Der alte Fiddo und seine Liebe von Frances Kälpe.

Gedichte von Manfred Ryber.

Georg Schweinfurth von Dr. med. Otto Thilo (mit Bildern).

Im Peter-Hause zu Narva von Carl Hunnius (mit Bild).

Die Gemälde Ed. von Gebhardts in der Friedenskirche zu Düsseldorf
von Professor Dr. Wolfgang von Dettingen (mit Bildern).

Gedichte von Carl Hunnius.

Konstantin Starck von Alfred Graß (mit Bildern).

Die mittelalterlichen Kirchen auf Desele von Dr. Wilhelm Neumann
(mit Bildern).

Gedichte von Mia Holm.

Der älteste Mysterienglaube von Geheimrat Professor Dr. Otto Seeck
(mit Bild).

Meine Beziehungen zu Ernst von Bergmann von Dr. E. Moriz (mit
2 Bildern).

Gedichte von Helene von Engelhardt-Pabst.

Gedanken und Aphorismen von Alex. Fentsch (mit Bild).

Gedichte von Korah Schmidt-Fuergensohn.

Laudon und Gellert von Dr. phil. Carl Erich Gleye (mit Bild).

Frageherz, Gedicht eines unvollendeten Werkes: „Von der Harfe des Gros.
Aus einem Lebensgang“ von Elisar von Kupffer.

Halbmast geflaggt. Eine nordische Geschichte von Manfred Ryber.

Über Winterexkursionen mit Schülern von Karl Greve.

Zwei Gedichte von Elise Skalberg.

Gedichte von D. Schilling.

Im Verlage von R. Kluge in Reval ist ferner erschienen:

Das Baltische Dichterbuch von J. A. Freiherrn v. Grotthuß. Zweite, sehr vermehrte Auflage. Mit 24 Porträts. 3 Rubel, elegant gebunden 4 Rubel.

„Das baltische Dichterbuch“ bedarf keiner Empfehlung mehr. Mit Übereinstimmung hat die Kritik des In- und Auslandes die Vorzüge des Buches anerkannt, das in keiner baltischen Hausbibliothek fehlen darf.

Gedichte von Christoph Mickwitz. Zweite Auflage. 2 Rubel elegant gebunden mit Goldschnitt 3 Rubel.

„Mickwitz ist ein Dichter,“ welcher wie nur die besten, berufensten und auserwähltesten Sänger des deutschen Mutterlandes zu singen weiß. Seine Dichtungen haben mich völlig gefangen genommen und mir einem großen nachhaltigen Genuß bereitet. (L. Pietsch in der Schles. Ztg.)

Baltische Skizzen von Bertram. Vierte vermehrte Auflage. Broschiert 2 Rubel, elegant geb. 2.60 Kop.

Wie es vor 75 Jahren in Livland und Estland aussah, das schildern diese Skizzen in lebendiger und fesselnder, oft humoristischer Darstellung. Das Leben in der „nordischen Propstei“, auf den Edelhöfen, das Stillleben der Städte in jener Zeit ohne Eisenbahnen wird uns in anziehenden Bildern vorgeführt; den Glanzpunkt bildet aber der Abschnitt über das Studentenleben im damaligen Dorpat, mit seiner ungebundenen Jugendlust, mit seinen Freuden und Leiden. Ein Werk von höchstem kulturhistorischen Interesse und dabei stets fesselnd und amüsant, seien die „baltischen Skizzen“ jedem Freunde der baltischen Heimat bestens empfohlen.

Geschichte und Kunstdenkmäler der Stadt Reval von Dr. Eugen von Nottbeck und Dr. Wilhelm Neumann. Mit 238 Abbildungen, darunter 21 Lichtdrucktafeln. Eleg. geb. 10 Rubel.

„Mit Reval können sich in betreff ihres ehrwürdigen, altertümlichen Außeren und der vielen zum großen Teil noch aus dem Mittelalter stammenden Kunstgegenstände, die sie birgt, nur wenige Städte messen.

So verspricht das Nottbeck-Neumannsche Buch in jeder Hinsicht ein Prachtwerk zu werden, dem sich in der ganzen baltischen historischen Literatur nur wenige an die Seite stellen lassen.“

(Aus einer Besprechung der St. Petersb. Ztg.)

„Ein ganz vortreffliches Buch — vortrefflich in der Darstellung, vortrefflich durch die Sorgfalt der Arbeit, vortrefflich endlich durch die schöne Ausstattung. (Düna-Zeitung.)

Livländische Geschichte von der „Aufsiegelung“ des Landes bis zur Einverleibung in das russische Reich. Ein Hausbuch von Dr. Ernst Seraphim. Mit 7 Bildern, 1 Karte und Personen- und Ortsregister. Zweite, verb. und sehr verm. Auflage in drei Bänden. Brosch. 4 Rubel, elegant gebunden in 3 Ganzleibn. 6 Rubel.

Seraphims „Livländische Geschichte“ bedarf keiner weiteren Empfehlung, das beweist schon der Umstand, daß in wenigen Jahren bereits eine neue

Auflage notwendig geworden ist. Trotz des wesentlich vermehrten Umfanges ist der Preis gegen früher wesentlich ermäßigt worden, um dem trefflichen Buch eine noch weitere Verbreitung zu sichern.

Baltische Geschichte im Grundriß von Dr. E. Seraphim. Mit einer Karte. 1 Rubel 50 Kop., gebunden 2 Rubel.

Für jeden welchem eine kurze und übersichtliche und dabei aber warm und fesselnd geschriebene Darstellung der heimischen Geschichte erwünscht ist. Speziell auch der reiferen Jugend zu empfehlen.

Reise Pattiner. Eine Erzählung aus Plettenbergs Zeit von John Siebert. 1 Rubel, gebunden 1 Rubel 60 Kop.

Ein Kulturbild aus baltischer Vergangenheit im Rahmen einer fesselnden Erzählung.

Schattenriffe aus Revals Vergangenheit von L. v. Pezold. 2 Rubel 50 Kop., gebunden 3 Rubel 30 Kop.

Meisterhaft geschriebene Skizzen aus dem Stilleben vor 50 Jahren, welche weit über die Grenzen Revals hinaus Beachtung und Interesse verdienen, da hier ein Meister der Feder zu Worte kommt.

Kalewipoeg. Aus dem Estnischen v. F. Löwe. Mit einer Einleitung und mit Anmerkungen herausgegeben v. M. Reimann. 2 Rubel, gebunden 2 Rubel 80 Kop.

Das berühmte estnische National-Epos findet hier durch Löwe eine meisterhafte Übertragung ins Deutsche, deren Lektüre einen hohen ästhetischen Genuß bereitet, während die Einleitung und die Anmerkungen Reimanns eine wertvolle Orientierung in ethnologischer, mythologischer und historischer Hinsicht bieten.

Von Carl Hunnius erschienen bisher folgende Werke, die in den Buchhandlungen zu haben sind:

Gedichte. 2. vermehrte Auflage. Leipzig. C. F. Amelang. 1903. Geschenkausgabe in Seide gebunden 3 Mark 50 Pf.

Zu höheren Sternen. Ein Strauß religiöser Lyrik. Stuttgart. Greiner und Pfeiffer. 1903. (Mit Titelbild und Einband nach einer Zeichnung von Frau Käthe Roman-Försterling in Karlsruhe.) 4 Mark.

Rudolph von Procházka. Ein deutschböhmischer Ländlicher. Leipzig. Alfred König. 1904. 1 Mark 50 Pf.

König Gustav V. Adolfs Vikingereise nach Reval. Eine Dichtung in drei Gesängen. Leipzig-Gohlis. Bruno Wolger. 1909. 80 Pf.

Preßstimmen über die „Vikingerreise“

„In die bemerkenswerte Dichtung fließt der Verfasser mythologische und historische Ereignisse und gibt dem Ganzen jene Wucht und ergreifende Wirkung, die der Felix Dahnschen Muse eigen ist, wenn sie den deutschen Mythos verherrlicht. Der Dichter, dessen baltische Nationalität deutlich aus der Dichtung spricht, besitzt eine achtungswürdige Begabung voller Kraft und Originalität. Wir wünschen seinem Werke den verdienten Erfolg. Deutsche Warte.“

Die kraftvolle, oft prächtige Sprache, die Wortmalerei und Prägung des Ausdrucks erregen den Wunsch, von H. der es ja vermag, einen wirklichen nordischen „Helden“ gefeiert zu sehen, dem die markige Sprache des Dichters zu Gesicht steht. Magazin.

Ein Gottbegnadeter unter feinesgleichen, namentlich wenn er zur religiös gestimmten Leyer greift! — In seine tiefmusikalische Lyrik zittert ein leiser Klang von Lenau und Storm herüber. Mit ihren, aus aller Lebensfreude hervordringenden stillen Schmerzenslauten erinnert sie an manche Frühlingbilder Böcklins. Man mag auch an Musiker wie Mozart und Robert Franz denken. Zu episch-dramatischer Kraft steigert sich des Dichters Saitenspiel in der obigen Dichtung. Dort wächst der gewaltige Erlösungsgedanken der nordischen Göttersage zu christlicher Geisteshöhe empor. So fesselnd H. im rein poetischen Ausdruck seiner reichen Phantasie ist, so anziehend und anschaulich weiß er im Anhang historischer Anmerkungen dem Leser die harte Kulturgeschichte der baltischen Ostseeprovinzen, auf deren Boden die Ballade spielt, vorzuführen. Und überall spiegelt sich das merkwürdige Bild baltischer Landschaft wieder. Ein einziger Vers aber gibt dem Ganzen die Signatur:

„Zu Idealen gilts — erziehn die Welt, die franke —
Auch hier bleibt Königen der führende Gedanke.“ —

Prager Tageblatt.

Ein an sich ziemlich unbedeutender Vorgang wird durch die edle, prachtvolle Sprache dieser Verse und die reiche Erinnerung aus Sage und Geschichte des Nordens in das Licht einer großen Völker- und Weltbetrachtung gerückt. Unter allen Umständen ist diese Dichtung mehr als ein Festpoem. Sie ist eher eine weitschauende historische Phantasie, ein gestaltenreiches und farbenvolles Monumentalbild!

Baltische Tagespost.

Die „Wikingersfahrt“ mit ihrer kraftvollen, poetischen Sprache und den großen geschichtlichen Rück- und Ausblicken ist eine wertvolle Bereicherung der Balladenliteratur, die in der neueren Lyrik wenig gepflegt wird.

St. Petersburger Herold.

Durch das Ganze zieht ein sieghafter Idealismus, der in der Verherrlichung eines starken Königtums, in der Würdigung der Treue als Kraft im politischen Leben, im religiösen Ernst des evangelischen Geistes, von dem der Gedankengang durchdrungen ist, kraftvollen Ausdruck gewinnt und zum Schluß als höchster Hort und Erlösung der Völker erscheint. Nur der Sohn eines baltischen Pfarrhauses konnte das evangelische Kulturideal eines Gustav Adolf so nachempfinden. Wie in der estnischen Sage der tote Kalew blühendes Leben zu seinem Grabhügel emporjendet, so wachsen dem Dichter aus der Tradition der Heimat die leitenden Gedanken seines Gedichtes.

Der heiße baltische Patriotismus steht fest in seiner Geschichte begründet; und auch hier, wie in H. Lyrik ist die strenge Gedankenzucht bei aller Fülle seiner poetischen Phantasie charakteristisch für den Künstler. Es ist jenes Ideal der Mission des Nordens, das Ideal, das uns der Dichter verkörpern will.

L. Friedrich in der „Revalschen Zeitung“

K. H. neueste dichterische Gabe ist ein Werk von eigentümlichem Charakter und interessanter Schönheit. Die Dichtung ist sehr originell. Eine leichte Aufgabe hat der Verfasser sich nicht gestellt. Der dargestellte, neuester Heimatgeschichte entnommene Stoff eignet sich trefflich zum Gegenstande eines fesselnden Zeitungsberichtes. Aber zu einer balladenartigen Dichtung in 3 Gesängen? — K. H. hat es fertig gebracht. Er hat das Ganze so ins Dichterische emporzuheben gewußt, daß man sein Werk mit lebhafter, ja mit tiefer Befriedigung liest. Mit Freuden beobachtet man, wie die Verse nirgends dem Trivialen verfallen, wie scharf sie überall die Grenzlinie des streng Dichterischen und Charaktervollen innehalten. Mit einem Blick umfaßt der Dichter Vergangenheit und Gegenwart, Mythe und Geschichte, die Geschehnisse mehrerer Völker. Dabei berührt es äußerst sympathisch, daß er nicht auf irgend einem politischen, ja selbst nationalen Parteistandpunkt steht. Er erfährt das geschichtliche Geschehen als ein großes notwendiges Ganze, das ohne Groll nach irgend einer Seite als Fügung, als Schickung hinzunehmen ist und wendet seinen Blick sehergleich in die Zukunft. Die dichterische Technik handhabt der Verfasser mit großer Sicherheit. Man muß aber vorher den beabsichtigten Rhythmus kennen. Sonst liest man die Verse falsch und verfehlt jede Wirkung.

Gibt man aber der Dichtung beim Vorlesen denjenigen Tonkörper, dasjenige Auf- und Abwogen der Stimme, das dem Dichter vorschwebte, als er sein Werk schuf, so erhält man ein lebensvolles Gebilde: Gedanke, Bild und Ton verschmelzen an manchen Stellen zu wunderbarer Schönheit und Musik. Man übe die Dichtung zuvor des Rhythmus wegen, ehe man sie anderen zu Gehör bringt. So wird man ihre volle Wirkung spüren!

Prof. Dr. Jul. Sahr in der „Nordbl. Zeitung“,

fürstlich priv. Hofbuchdruckerei (J. Mizlaff),
Rudolstadt.
